Helene Böhlau

Gesammelte Werke.

Band 2

1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin

Inhalt

Verspielte Leute

Novelle

Erstes Kapitel

In einem echten, rechten Froschteich, da lebt der Frosch in Frieden; kein Zufluß und kein Abfluß; weder bedroht ihn ein überschwellender Strom noch verderbliche Dürre und kein lebendiges Wasser.

Da leben die Frösche von Generation zu Generation als uralt angesessenes Geschlecht.

Ihr Teich ist ihre Welt, und so bevölkern sie ihre Welt — und sind große, stolze, vertrauenswürdige Leute. Ein jeder kennt den andern bis zu dessen Urgroßvater hinauf, und so durch und durch, so ganz und gar, so nackt und bloß, daß kein Verstellen, keine Maske, keine Perücke ihm auch das geringste nützen würde.

Alle Fröschlein wissen von jedem einzelnen, was er zum Beispiel als Abc-schütze für Erfolge hatte, ob ihm in frühester Jugend die deutschen Aufsätze gelangen oder mißlangen, und wie oft er Strippse kriegte. Nichts wird vergessen, alles, was solch ein Fröschlein je beging oder nicht beging, ist einregistriert, mit Strenge und Genauigkeit, die dem gewandtesten Polizeispitzel Ehre machen würde. Jedes Fröschlein lebt unter einer Last von Akten, die über sein Tun und Lassen geführt werden. Und dieses Fröschlein führt wieder Akten über jedes Haus und jedes elende Fröschlein darin. Die gegenseitige Beaufsichtigung im Froschteich ist einfach großartig.

Aber sie leben und quaken und hüpfen und lieben auch alle im stolzen Bewußtsein dieser Aktenbündel, die sie zu führen haben und die über sie geführt werden, und bestreben sich, ihr Froschdasein so ausgezeichnet und makellos als möglich zu gestalten, schon um die lieben Nebenfrösche zu ärgern, denn sie wissen aus Erfahrung, wie ungern die übrigen das Glück und die Vorzüge eines Mitbürgers eintragen. Je miserabler aber und leichtsinniger sie das tun, desto mehr ärgern sie sich — und das wieder freut den tugendhaften Frosch.

Was hat sich in einem solch segensreichen Froschteich alles ausgebildet — eine ganze Welt von allen möglichen Dingen, die nur dazu dienen, den einzelnen Frosch zum Ärger der anderen auszustaffieren, zu gar nichts weiter. Als ob das nicht genug wäre?

Und weil ihre segensreiche Vermehrung immer gleichmäßig und durch fremde Einflüsse ungestört von Generation zu Generation stattfand, haben sich gar viele Eigentümlichkeiten eingefunden, die sich im Laufe meiner Geschichte ergeben werden.

Sie quaken alteingesessen, und ein feiner Beobachter würde bemerken, daß eine jede bessere alte Froschfamilie ihren alterworbenen Quakdialekt hat. Witze vom Urgroßvater her, unendliche Überliefungen hochangesehener Erbonkel.

Aber ich will nicht vorgreifen.

Sie hießen Schnaase. Sie waren glücklich. Sie waren „die glückliche Familie". Das war schon immer so gewesen von alters her. Vom Großvater und Urgroßvater wußten sie es noch ganz bestimmt, daß sie wohlsituiert und zufrieden waren. Und vom Ururgroßvater konnte man es ruhig annehmen, denn auch er war Beamter gewesen — ein angesehener Beamter in demselben Froschteich, ja in derselben Stellung wie der Urenkel Schnaase.

Der Urgroßvater, Großvater und Vater Schnaase, jedenfalls auch der Ururgroßvater waren einst flotte, ja sehr flotte Studenten gewesen; ein jeder der echte Student seiner Zeit. Sie hatten sich in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen gehabt, waren alle „prächtige Kerle" gewesen, hatten gesoffen, gebrüllt, gequakt, den Komment ehrlich gehalten, hatten sich eine unantastbare Studentenehre angeschnallt, die beste, aus dem ff, die überhaupt zu haben war, und standen bei ihresgleichen immer besonders hoch im Ansehen. Es hatte während dieser Jahre den Anschein, als wären die Schnaases „rechte Sapperloter", wie sie im Froschteich sagen. Sie bekamen

einer wie der andre über Weiber, Geld und so weiter die vielversprechendsten Ansichten, lumpten und verschwendeten und benahmen sich wie rechte Sorgensöhne. Wunderlicherweise aber grub das Treiben der Söhne in keiner Generation Kummerfalten in die väterlich Schnaasesche Stirne, Väter und Söhne wußten von jeher, wie die Sache verlaufen würde.

Wohl denen, die ihre Familientraditionen heilig bewahrt haben: für die gibt es keine Überraschungen.

Schon bei der Geburt eines echten Schnaase konnte man das vorherwissen und durfte getrost für ein paar künftige ausschweifende Jahre des Wickelkindes mit Sparen und Zurücklegen beginnen.

Das Zurückgelegte aber zahlte sich aus. Es war kein verlorenes Kapital, sondern half einem Ehrenmanne auf die Beine. Vater Schnaase, der zu den Helden unsrer Geschichte sich mitzählen darf, erschreckte durch sein plötzliches Ausschlüpfen alle Welt, nur sich, seinen Vater und seinen damals noch lebenden Großvater nicht.

Die beiden letzteren nickten verständnisvoll und dachten: Aha! Jetzt also! Ganz wie bei uns damals. Der jüngste Schnaase hatte gelumpt, gebrüllt, gequakt, gesoffen, über Weiber, Geldausgaben und so weiter die vielversprechendsten Ansichten gehabt und betätigt, hatte den Komment ehrlich gehalten, hatte wegen all dieser Vorzüge hoch in Ehren gestanden bei seinesgleichen, hatte zu guter Letzt mit Ach und Krach die Examen bestanden und war angestellt worden — und war damit plötzlich ausgekrochen.

Eigentlich schien eine so plötzliche Umwandlung nur Sache der Pastoren, aber auch die echten Schnaases hatten diese altüberkommene Eigentümlichkeit.

Zu dieser Zeit trafen ihn, wohlverstanden, ein paar Tage nach der Anstellung, in der kleinen Weinstube, die für die Studenten, die aus Jena kamen, als Absteigequartier galt,

einige Kameraden. Er saß wohlfrisiert, geschniegelt und gebügelt im Staatskleid und trank in aller Ehrbarkeit sein Schöppchen.

Sie brachten ihm die funkelnagelneue Neuigkeit, daß ein gewisser Peter Knaack — du weißt doch — endlich seine „saudumme" Verlobung aufgelöst habe. „Was sagst du dazu, Alter? Das ist dein Werk, du hast ihm das Mädchen verekelt mit deiner scheußlichen Schnauze!"

Aber der neugebackene wohlbestallte Beamte zupfte würdevoll am Jabot und erwiderte mit überraschend kühler Würde, die ihn später sehr auszeichnete: „Dessen wird er keine Ehre haben," und setzte dazu eine Miene auf, die besagte: Ihr irrt euch in der Person, ich bin der nicht mehr, der ich war, ich weiß von dem nichts mehr, was ich tat und sagte.

Er war jetzt ausgekrochen!

„Pfui Teufel!" sagten die Unausgekrochenen zueinander, als sie gleich darauf draußen vor der Türe standen. „Pfui Teufel!"

Und er blieb ausgekrochen. Jetzt erst war er ein ganz echter Schnaase, der angestellte Schnaase. Alle Stadien vordem waren nur Vorbereitung. Jetzt erst gesellte er sich würdig zu Vater und Großvater.

Und die Zeit brach an, in der drei fix und fertige Schnaase, drei Generationen auf einmal im Froschteich lebten, ein pensionierter, ein hoher Beamter und ein junger hoffnungsvoller Mann, der sich daran machte, sich ein Ehegespons zu suchen — und es auch fand.

Ein Jahrzehnt lebten diese drei Schnaase, gottergeben und zur Freude und Erbauung aller ihrer Mitbürger, ein unsträfliches, vortreffliches Leben, da trugen sie den Pensionierten ordnungsgemäß zu Grabe. Der hohe Beamte nahm bald darauf des Pensionierten Stelle ein — und der junge Mann stieg würdig Staffel für Staffel empor, zum hohen Beamten.

Damit war aber das Uhrwerk der Schnaaseschen Familie, wie es den Anschein hatte, abgelaufen — denn es fehlte an einem jüngsten Schnaase, an dem es bisher noch nie gefehlt hatte, der die alte Familienuhr weiter in Gang erhalten hätte.

Die jüngste Schnaasesche Ehe war nur mit einem Mädchen gesegnet. Das war ein Kummer, an dem jahrelang drei Generationen trugen. Als der älteste der drei Schnaase ins Grab sank, nahm er ein Drittel dieses Kummers mit.

Zwei Drittel aber blieben.

Frau Schnaase kam sich wie eine Art Verbrecherin vor, wenn sie daran dachte, daß durch sie gewissermaßen diese unvergleichliche Familie hingemordet wurde.

Sie war aber eine kleine dicke Person, der es nicht gegeben war, sich ganz niederdrücken zu lassen. Und als das eine Drittel des Kummers und ihrer Schuld ins Grab gesunken war, fühlte sie eine große Erleichterung.

Der pensionierte, dann verstorbene Schnaase hatte aber auch wegen der stehengebliebenen Familienuhr am meisten gebrummt.

Die beiden andern Schnaases begannen nach und nach sich in das Geschick hineinzufinden, die letzten ihres Geschlechtes zu sein.

Das war auch etwas.

Und Frau Schnaases Töchterchen Söphchen war eine so echte Schnaase, daß durch sie das Familienbewußtsein seine schönste Stärkung erhielt.

Das Töchterchen wurde der Liebling von Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, von Tante Philomene Heimlich, der Stiefschwester der Mutter — vom ganzen Hause. Und das Haus, in dem sie alle wohnten, liegt heute noch in der Marstallstraße, die früher zwar ein ganz andres Gesicht als jetzt trug, aber doch denselben Namen führte.

Das Schnaasesche Haus ist in ein sonderbares Gehock hineingebaut und an die alte Stadtmauer angeklebt. Es steht

und sah immer sehr anständig und behaglich aus. Von der ersten Etage aus kann man ebenerdig in den Garten spazieren, der auf dem ausgefüllten Stadtgraben grünt und blüht. Das war und ist gewissermaßen das Wahrzeichen dieses Hauses, heute wie damals, vor so und so viel Jahren.

Zu jener Zeit war der Marstall ein ganz poetischer Winkel mit Ställen und Scheuern, Brunnen und Bäumen, und auf dieses Idyll blickten Schnaases Fenster.

Der aktive Schnaase war so vortrefflich, wie man es von einem Schnaase nur verlangen konnte. Außer seinem Amt war er Vorstand jeder erdenklichen Kasse, Vormund aller möglichen Witwen und Waisen, Ratgeber in Geldangelegenheiten älterer, alleinstehender Damen, kurz ein Vertrauensmann.

Der Vater Schnaase lebte bequem und sorglos in der oberen Etage. Wie alle Schnaases, machte er sich's im Alter auch geistig bequem und wurde ein ganz klein wenig schwachsinnig, gerade so viel, daß es seiner Heiterkeit zugute kam und er dabei der alte prächtige Mann blieb.

Tante Philomene Heimlich hatte ein Stübchen im hochgelegenen Parterre inne.

Sie waren alle vortrefflich untergebracht und führten ein Familienleben, das im ganzen Froschteich anerkennend gelobt wurde.

Mit Schnaases zu verkehren, war eine Auszeichnung.

Sie waren, wie schon gesagt, „die glückliche Familie".

Und wenn zu Geburts- und Hochzeitstagen die Tanten und Vettern kamen, um bei den wohlsituierten Verwandten ihre Glückwünsche anzubringen und ein Gläschen Malaga zu trinken und ein paar Datteln und Feigen und Frankfurter Brenten zu schnabulieren, sagte jedesmal ein alter Onkel, der ganz in seine mächtige weiße Halsbinde gerutscht war und ein blauschwarz gefärbtes Toupet trug: „Nu ja, so geht!' Da sind mir ma' wieder ein Jährchen älter geworden; aber Glück und Heiterkeit sind in der Marstall-

straße treu geblieben. — Hoch lebe die glückliche Familie!"

Frau Schnaase erhob dann jedesmal ihr Gläschen und sagte: „Unberufen! Unberufen! — Nu' du nich' dhun das!" setzte sie in der Kleinkindersprache hinzu.

Und Söphchen sagte: „Dreima' geschnippelt, dreima' geschnappelt."

Und Großvater sagte eifrig: „Holz anfassen! Holz anfassen! Kinderchen! Rinderchen!"

Wie schon gesagt, bei glücklichen, wohlsituierten, fetten, alteingesessenen Froschfamilien haben sich aus allerlei Gründen Familienjargons gebildet.

Durch was für Einflüsse? Da müßte ein Philosoph dem kurzsichtigen Erzähler die Sache erst erklären, damit dieser sie seinen hochangesehenen Lesern wieder erklären könnte.

Der Erzähler meint aus eigener Weisheit, ohne Hilfe des Philosophen, daß unsere Sprache im großen und ganzen seit Jahrtausenden hauptsächlich von armen Teufeln gesprochen, von ihnen erfunden wurde, von armen Teufeln, die es sich sauer werden ließen, die daher die Dinge bei ihrem Namen zu nennen gewöhnt sind, ohne viel Federlesens, schlicht, recht und hagebüchen. Von der Geburt bis zum Grab gab es Schmerzen, Arbeit, Entbehrung, Schaffen und Raffen, Jammer, Kämpfe und Wunden, mit einem Worte: Müh' und Not. Das Leben ging mit ihnen geradeaus und hart genug um. Und die Sprache wurde wie das Leben erschreckend für feine Ohren in Freud' und Leid.

Und als die Zeit kam, daß sich die feinen, wohlhäbigen Leute mit den fein gewordenen Ohren von den armen Teufeln absonderten, wie das Öl vom Wasser, da sonderte sich auch die Sprache der Wohlhäbigen von der Sprache der armen Teufel, die Fetten behingen ihre Sprache mit allerlei netten Dingen, polsterten das Harte, versteckten das Gräßliche, machten das Erhabene behaglich, das Rauhe höflich, machten das Leben und die Sprache zu zwei ganz verschiede-

nen Dingen, die Sprache gewissermaßen zu einer dicken Filzdecke, die ihnen das rapauzige Leben verbarg.

So taten die feinen, wohlhäbigen Leute — und taten klug daran; denn ihr Sprachfilz war dicht genug, daß sie dasjenige, was er ihnen verdeckte, gar nicht mehr zu sehen brauchten. Es war für sie gewissermaßen nicht vorhanden. Die klugen Leute hatten sich das Unbequeme weggezaubert.

Aber in einem so echten, rechten Froschteich geht es so unendlich behaglich und so wohlsituiert zu, daß bei den von jeher glücklichen Familien auch die Sprache der feinen Leute nicht mehr ausreicht, um das Gemütliche, Ausgepolsterte, Tugendsichere, Verhätschelte, Gedankenlose, Verzogene, das ein ganz klein wenig Schwachsinnige, Seelenfriedliche und Ruhige zum Ausdruck zu bringen. Da fingen sie an, die Worte kindisch auszuputzen, machten Schnörkel und Witze daran, behingen sie wie einen Christbaum mit Dingen, die sie vergnügten. So kamen die gemütlichen Familien-Froschquarkjargons zustande, die dem Fremden wie Mysterien klingen, bei denen ihm der Verstand stillsteht, die aber die Eingeweihten so gut verstehen.

So sagte man bei Schnaasens im teilnahmsvollsten fragenden Ton „Leberwürschtchen?“, wenn man sich nach dem Befinden erkundigen wollte. Niemand wußte, woher dies stammte und weshalb man das tat; und „krankes Schalmeichen!“ sagten sie sonderbarerweise, — wenn sie einem Familienmitglied Mitleid ausdrücken wollten.

In zärtlichen Augenblicken sagte Söphchen zu ihrem Vater: „Schlapperdons, Papelons, Papelorum“, Erfindung von Schnaase dem älteren. Der pensionierte Schnaase hatte, wie es schien, großen Spaß an diesem Froschjargon und war unerschöpflich in Neubildungen, Umdrehungen und so weiter, was nach Lombroso, der uns über die Eigentümlichkeit und Entartungen des menschlichen Hirns eingehend unterrichtet hat, vollständig für den behaglichen geistigen Schnaaseschen

Alterszustand in der Ordnung war. Er rief seine Enkelin: „Söphchenböffchen“, seine Schwiegertochter: „Suselchen Schusselchen“, — Tante Philomene Heimlich aber rief er mit einem ganzen Arsenal von Namen: „Tante Philodendron“ „Venus von Philo“, „Tante Filu“, „Tante Philax“, „Heimlicherin“ und so weiter mit Grazie in die Unendlichkeit.

Schnaase der Vater, enthielt sich des Jargons, der um ihn her üppig grünte und blühte. — Wenn er aber, soweit seine Würde es gestattete, sich herabließ, in der Sprache der „glücklichen Familie“ mitzureden, war der Jubel so allgemein, die Freude an dem köstlichen Witz und der Liebenswürdigkeit des vortrefflichen Mannes so groß, daß es für den aktiven Schnaase in Zukunft wahrscheinlich unmöglich wurde, sich den Einflüssen dieses Erfolges zu entziehen.

Es war vorauszusehen, daß auch er es sich einmal bequem machen würde. Ein Wunder, daß es noch nicht geschah.

Die männlich breitsocklige Würde hatte vorderhand von ihm so vollständig Besitz genommen, daß sich nichts andres in seine werte Person teilen konnte.

Er stand fest gegründet, und alle schauten verehrend zu ihm auf, Vettern und Basen. Seine Worte waren Orakelsprüche. Er war der Hort und die Kraft der Familie, benahm sich wie ein Götzenbild, um das her die Anbeter ihren Unsinn entfalten und ihren Dampf steigen lassen.

Solche Gleichmütigkeit wollte in diesem Fall etwas heißen, denn die rundliche, behende Frau Schnaase, die gewissermaßen die Schuld trug, daß die Familienuhr in absehbarer Zeit stehen bleiben mußte, war merkwürdig leichtlebiger Natur.

Herr Schnaase nannte dieses kleine Weib „mein Kind“.

Unbegreiflich, ja, wie Entweihung hätte es den Untergebenen des gestrengen Beamten gedeucht, wenn sie sich hätten vorstellen können, welche Behandlung der ausgezeich-

nete Mann über sich hatte ergehen lassen müssen, ehe er seinen Weg zum Ministerium antrat, in das er wie die Personifikation hoher Würden kam.

Frau Schnaase weckte den hohen Beamten jeden Morgen, den Gott gab. Sie brachte ihm seine Schokolade ans Bett. Sie weckte ihn aber nicht, wie es sich für die Gattin eines Ehrenmannes zu jener Zeit gehört hätte: „Lieber Schnaase, es ist acht Uhr." Bewahre, das wäre ihr ganz unmöglich gewesen, etwas so Unverschnörkeltes zu tun.

Es war nicht Schnaase, die zukünftige Exzellenz, den sie weckte, sondern irgendein durchaus niedrig stehendes Geschöpf Gottes, heute ein Karpfen, morgen ein Esel, ein Pferd, ein Hahn, eine Schlange, eine Kuh, ein Kalb, ein Wombat, ein Safrantier, das Frau Schnaase einst im Traum erfunden hatte, ein Regenwurm oder irgend sonst ein Geschöpf.

Und als was er geweckt wurde, als das mußte die zukünftige Exzellenz sich behandeln lassen.

Erwachte er als Karpfen, so wurde er auf das liebreichste gefragt: ob er in seinem Schlämmchen gut geschlafen, ob er seine Tasse voll guter kleiner Würmer schnappen wolle, ob er Reißen in den Flossen habe und so fort. Sie fiel selten aus der Rolle; als Pferd bekam er Hafer, striegelte sich, wurde gesattelt und gezäumt. Sie brachte ihm statt der Stiefel Hufe, statt der Halsbinde einen Zaum, statt der Brille — Scheuleder.

Als Regenwurm ringelte er sich ins Ministerium, und sie bat ihn flehentlich, sich in acht zu nehmen, daß kein Hahn unterwegs ihn anpicke, daß er sich nicht zertreten lassen solle und daß er trinken — nein, saugen solle, um nicht zu vertrocknen. „— Regenwürmer vertrocknen so leicht!" sagte Frau Schnaase dann kummervoll bewegt.

Und das alles einem Manne, vor dem die Untergebenen in Ehrfurcht erstarben, einem Manne, der auf die Exzellenz zusteuerte. Zu seiner Ehre sei gesagt, daß er so wenig wie der

Müller auf das Mühlenklappern auf diese täglichen Vorstellungen seines kleinen, dicken Weibes achtete, die sie vor seinem Lager aufführte. Blieb aber einmal, was jedoch selten vorkam, das Karpfen-, Kälber- oder Wurmspiel aus, dann sagte er würdevoll: „Na?“ oder etwas Ähnliches, was Frau Schnaase überglücklich machte. Nebenbei: Herr Schnaase nannte seine Gattin auch „Dicki“.

Sie lebten gut, sie aßen gut und tranken gut und gediehen daher.

Daß der Tod auch bei Schnaases von Zeit zu Zeit aufräumte, war Tatsache. Schnaases konnten nichts dagegen machen.

Es war aber immer in Ordnung vor sich gegangen. Er hatte es mit Achtung vor der ausgezeichneten Familie getan: immer die Pensionierten, er hatte sie gewissermaßen nur vollends pensioniert. Nie hatte er sich an einem aktiven Schnaase vergriffen, wenigstens war dies nicht im Familienbewußtsein hängen geblieben, nie an einer Jungfrau Schnaase im Blütenalter, immer normal.

Der Tod war ihnen eigentlich daher nicht zum Schreckgespenst geworden. Das lag auch nicht in den Schnaases.

Als Söphchen im kindlichen Alter zum erstenmal deutlich vom Tode hörte und Mama Suselchen ihr eine Erklärung gab, sagte Söphchen: „Na, das is aber gut, wenn alle Leite immer dablieben un es kämen immer mehr, mer könnte ja auf'n Markte gar nich durch. — Nich, Mamelchen, mer würde erdrückt?“ Sie waren vernünftige, beruhigte Leute von Kindesbeinen an.

Heute noch erzählt man sich in dem Schnaasischen Kreis, wie kindlich und feierlich sie sich damals benommen hatten, als der Urgroßvater von Söphchen starb — der, der über die stehen gebliebene Familienuhr die letzte Zeit seines Lebens gebrummt hatte. Niemand hatte damals das deutliche Gefühl, daß ein Toter im Hause lag. Sie waren alle

so geschäftig gewesen, das Haus war grün ausgeschmückt, aus der Hofgärtnerei waren Orangenbäume angefahren gekommen, Blumen in Fülle, und die guten Leute hatten ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet, das Haus recht weihevoll und freundlich für den lieben Vater herzurichten. Sie arrangierten und mühten sich und hörten und sahen nicht und rückten und schoben und änderten unaufhörlich.

Die Trauergäste bekamen ein Glas vom besten Malaga vorgesetzt, der eigentlich nur bei Geburtstagen angewendet wurde, und man sprach vom Verstorbenen mit großer Lebendigkeit. Sie erzählten liebe Anekdoten von ihm und lachten etwas verschleiert darüber. Es war ganz, als wenn er noch unter ihnen wäre und nur besonders gefeiert würde.

Er war ja auch noch nicht ganz fort. Nachmittags, den Tag vor der Beerdigung, gingen sie alle miteinander ins Webicht (ein stilles Wäldchen). Es war Frühling. Auf dem Heimweg begegnete ihnen ein Bekannter und sprach mit ihnen, wie es sich gehört, im weihevollen, teilnehmenden Ton — und sie erwiderten ihm auch, ganz wie es sich gehört, gefaßt und friedvoll.

„Recht so, daß Sie sich ein bißchen ergehen", sagte der Bekannte.

„Ja, wir haben im Geiste des lieben Vaters alles gesehen und gehört. — Der schöne Frühlingsabend! Jetzt gehen wir in unser Trauerhausel zurück", sagte die junge Frau gefühlvoll und langgedehnt.

Im Trauerhaus empfing sie Orangenduft. Es war alles so sauber, so blumengeschmückt, so friedlich und angenehm; auf einem Tisch im Wohnzimmer stand eine angeschnittene Sandtorte und ein paar Flaschen Malaga. Und in seinem Arbeitszimmer lag der liebe Vater so ungestört und freundlich.

Sie waren alle ganz gerührt, wie schön es bei ihnen sei — und so umstanden sie den Alten.

Da sagte Tante Heimlich, deren Eigentümlichkeit es war, daß sie in ihrer Jugend eine italienische Reise gemacht hatte und keine Fremdwörter richtig anwenden konnte: „Es fehlt dem lieben Vater noch etwas, ich glaube, wenn er eine Mütze auf hätte, würde er besser aussehen."

Diese Bemerkung erschien allen sehr richtig. Und die junge Frau ging und brachte die Mützen und Hüte des Verstorbenen, und sie probierten sie im Sarge auf, eine nach der andern, und hatten immer etwas auszusetzen. Er war ihnen nie schön genug.

Endlich wählten sie die, die er sich zuletzt gekauft hatte. Die sollte er tragen.

„Das ist die rechte!" meinten alle einmütig.

O Schnaases! Wer leben könnte, wie ihr lebt!

Und dieses Söphchen, ein Mädchen wie ein Weizenbrot so rund und weiß und blond, feste Glieder, festes Fleisch, so fest, daß man mit dem Finger keinen Eindruck auf der prallen, reinen, kühlen Haut machen konnte, die blauen Augen etwas vorstehend. — Alles in bestem Zustande. „Aus guter Familie" war ihrem ganzen Wesen wie eine Etikette aufgedrückt. Die Zeit, die zwischen der Kindheit und zwischen der segensreichen Ausübung des Berufs, kleinen echten Schnaases unter anderm Namen das Leben zu geben, lag, brachte Söphchen, wie üblich, nützlich und erfreulich zu. Es wurde ein bißchen dies und jenes getan, mit allerlei herumgetrödelt, wie das im Zwischenreich, während eines Zustandes, der keine Dauer verspricht, gebräuchlich ist. — Sie malte ein wenig, stickte an einem Modelltuch, das nie fertig zu werden versprach, klimperte ein bißchen, guckte in der Küche nach, wurde aber von der Köchin, die aus irgendeinem vergessenen Grunde der „Löwe" genannt wurde, hinausgejagt, denn das Kochenlernen sollte erst angehen, wenn der Freier da war. Bis dahin sollte das Kind seines Lebens froh werden.

Söphchen genoß also ihr Leben wie jede junge Fröschin,

während die Mama offiziell Umschau nach einem passenden Schwiegersohn hielt.

Söphchen wurde auf Bälle und in Gesellschaften geführt, hübsch verziert, wie es üblich ist, ein wundernetter aufgeputzter Braten.

Es war alles so vertrauenswürdig, so in Ordnung. Die Ballmütter fühlten einen gewissen Herzensstich, als Frau Schnaase zum erstenmal mit dem Töchterchen antrat, denn denen konnte es nicht fehlen.

So waren sie einmal im ersten Winter, als Söphchen ausging, zu Madame Schopenhauer zu großer Fête geladen.

Mama, Großpapa und Söphchen gingen. Sie wechselten immer ab, einmal ging Papa, das andre Mal Großpapa.

Söphchen tanzen zu sehen war ihnen ein Hochgenuß.

Sie waren in dieser Beziehung aufeinander eifersüchtig.

Wenn Söphchen fertig angekleidet war, wurde sie wie ein Schaustück im Familienkreis ausgestellt, so auch diesmal.

Alle Lichter im Haus waren zusammengeholt. Der Großvater Schnaase schneuzte sie sorgfältig, und wenn das geschehen war, trat Söphchen ein. Mama Schnaase und Tante Heimlich kamen hinter ihr drein.

Vater Schnaase erschien ebenfalls würdig und strahlend, und der „Löwe" mit aufgesteckter Schürze, das Zöpfchen unternehmend auf dem Wirbel zu einem struppigen, haarigen Schneckchen genestelt, streckte mit langem Hals den Kopf durch eine Türspalte und kam erst nach und nach in Zwischenräumen vollständig, stumm bewundernd, zum Vorschein.

Tante Heimlich, die kleine, häßliche Jungfer mit dem alten Schelmengesicht, sagte jedesmal mit stolzer Wehmut: „Ja, so is mir's a gangen."

Der Großvater sagte: „Ah, red Sie nicht so, Venus von Philo."

„Ja, so is mir's gerad a gangen", wiederholte Tante

Heimlich, die mit dem Großvater immer in Kriegführung begriffen war.

„Am Morgen padronierten sie dann vor meinem Fenster."

„Wer?" fragte der Großvater.

„Herren."

„Philax! Philax! Diese Pflanzen hätt' ich sehen mögen. Padronieren?" sagst du.

„Ja freilich!"

Der Großvater sagte: „Ohalalla!"

Während der Großvater das sagte, richtete Frau Schnaase ihm etwas an der gewaltigen Halsbinde.

„Wie späte, alte Kröte?"

So fragten sie immer bei Schnaases, wenn sie wissen wollten, welche Zeit es sei.

„Wir müssen gehen!"

Der Großvater sagte: „Schnelle, o Gazelle!" und fuhr eifrig in seinen Mantel. Er trieb schon seit Stunden zur Eile.

Bei der Schopenhauern war ein gewaltiges schöngeistiges Treiben.

Schnaases standen der geistigen Bewegung in Weimar vollständig kühl und erhaben gegenüber.

„In dieser Beziehung sind wir gottlob! ‚hasenrein'," war des Großvaters Ausspruch — er dachte an Hunde, die auf keine Hasenfährte gehen. Tante Heimlich, Mama Suselchen, Söphchen, also alle intakten Schnaases waren durchaus derselben Meinung.

Der aktive Schnaase hingegen mußte wohl oder übel einiges Interesse zeigen. Er kam mit den betreffenden Leuten gesellschaftlich und geschäftlich zu nah in Berührung. Aber in solche Häuser, wo die Schöngeister allzu dick saßen, ließ er die inaktiven Schnaases gehen und verstand sich zu drücken.

Die inaktiven Schnaases hingegen ließen sich absolut nicht verblüffen.

Und wie tadellos und respektabel sahen sie aus! Der alte, appetitliche, hochverdiente, prächtige Herr mit dem rosigen Gesicht, dem schneeweißen Toupet, der guten Haltung, der reichhaltigen Garderobe, — und Frau Schnaase — und Söphchen — vollkommen prächtige Leute.

Bei Schopenhauers war Büfett eingerichtet, eine Neuerung, über die man allgemein den Kopf schüttelte. — Überhaupt hatten die Gesellschaften bei dieser Dame etwas Eigenes an sich, man stand und saß umher, kam nicht recht zu einem festen Platz — eine Einrichtung für Schöngeister jedenfalls — aber auch die in dieser Beziehung „Hasenreinen" fanden schließlich dabei ihre Rechnung. Da man nicht angenagelt saß wie sonst überall, konnte man seine Leute aufsuchen und sich auf seine eigene Art vergnügen.

„Sieh einmal," sagte der Großvater und tippte seine Schwiegertochter auf die runde, fette Schulter, und deutete auf Söphchen, „sieh einmal, mit wem ganst denn die da?"

„Ja," sagte Mama Suselchen zufriedengestellt, „das ist der junge Heinrich Ölwein, mit dem sie da red't. Er hat sich mir schon vorgestellt."

„Vom Jenenser Ölwein der Sohn?"

„Ja, Heinrich Ölwein, der Sohn von Professor Heinrich Ölwein."

Der Großvater sagte: „Heinerich, Schweinerich", gedankenlos heiter, noch einmal: „Heinerich, Schweinerich.

Na — na — na — na!!"

„Ich wußt's ja, daß er heut da sein würde", sagte Frau Schnaase.

„Da scheint ja ‚Liebe, Triebe' in Gang zu kommen.

Sieh nur, so, dächt' ich, hätte sie noch nie geganst — der Racker."

Der Großvater strahlte, und Mama Suselchen strahlte.

„Wie kommt er denn hierher?"

„Der Schopenhauern ihr Arthur ist mit ihm bekannt."

Der Großvater sagte: „So, so, hat diese sonderbare Pflanze, der Haarschopf, so annehmbare Bekanntschaften?"

Als eine Pause in Söphchens lebhafter Unterhaltung entstanden war, schlich Großvater Schnaase zu ihr, zupfte sie am Ohrläppchen und fragte die Schnaasesche Frage, die Teilnahme an Ergehen ausdrücken sollte: „Leberwürschtchen?"

Und als Söphchen ihm in ihrer heiteren Jugendlichkeit zulächelte, stolz und zufrieden, denn auch sie wußte, daß der junge Ölwein ein durchaus reputierlicher Mensch sei, sagte der Großvater: „Ohalalla!" und machte sich wie auf Socken davon.

Und Söphchen „ganste", wie Schnaase dieses kindlich übermütige Getue nannte, mit dem sie einen jungen Mann entzückte, munter weiter.

Und als sie diesen Abend mit hochklopfendem Herzen zu Bette ging, hatte sie das stolze Bewußtsein, einen wirklichen und wahrhaftigen Anbeter zu besitzen — und diese Sorte war im Froschteich ein rarer Artikel — einen Anbeter, der sich zu allem möglichen entwickeln konnte.

Und Mama Schnaase erzählte Papa Schnaase noch spät nachts ganz entzückt vom jungen Ölwein.

Schnaase aber brummte. Er wollte seine Nachtruhe haben.

Und Frau Schnaase legte sich mit Schwiegermuttergefühlen nieder.

„Der junge Ölwein wäre wie vom Himmel gefallen für Söphchen. Nicht, du, war nicht Professor Ölweins Großmutter eine geborene Schmidt?" — „Freilich", bestätigte sich Frau Schnaase selbst, denn Schnaase schnarchte.

„Bär", sagte sie mißbilligend zu ihrem in die Traumwelt entrückten Ehegemahl und hätte ihm am liebsten einen Rippenstoß gegeben.

Und anzunehmen war, daß der hohe Beamte nach bisherigen Erfahrungen beim Erwachen — als Bär erwachen würde.

Zweites Kapitel

Von dem jungen Privatdozenten Ölwein wissen wir bisher also gar nichts, als daß Söphchen mit ihm „ganste". Er war aber nicht nur ein reputierlicher, sondern auch ein recht schöner Mensch schlank, braunäugig, mit Gesichtszügen, die seiner bürgerlichen Reputierlichkeit und seiner untadelhaften hohen Halsbinde etwas mißtrauen ließen. Es waren die weichen, großen, leidenschaftlichen Züge eines Menschen, der, wenn er nicht Professor Ölweins Sohn und Professor Schmidtscher Enkel gewesen wäre, von der Schnaaseschen Art instinktiv mißtrauisch aufgenommen worden wäre. So aber, bei dieser durchaus professorlichen Familienabstammung, waren alle Bedenken ausgeschlossen.

Außerdem war der junge Mann bekannt als Mustersohn und hatte eine brillante Karriere vor sich auf dem vom Vater und Großvater breitgetretenen Weg.

Es schien etwas Schnaasesches auch in dieser Froschfamilie, etwas durch und durch Vertrauenswürdiges gediehen zu sein.

Dieser junge Mann aber schrieb am Tage nach dem Abend bei Madame Schopenhauer an seinen Freund und Herzensbruder, den Sohn von Madame Schopenhauer.

Die heftige Freundschaft zu diesem war die einzige Unbegreiflichkeit, die dem jungen Privatdozenten, dem Sohn Professor Ölweins und dem Enkel Professor Schmidts, wie ein Schatten anhaftete.

Er schrieb:

„Lieber Prachtkerl — Herzbruder!

Ich hab' das weiße Blatt gefunden! Du weißt, was das zu bedeuten hat. Ich seh' Dein Gesicht vor mir, wenn Du dieses Wort liest. — Spöttisch, von oben herab, eine ganze Welt voller Zweifel. ‚Ist es denn nötig, daß du dieses weiße Blatt zwischen uns schiebst, Lieber?' frägst Du — ‚wirklich?'

Wir standen uns nah — es war gut so.

‚Weißt du, was Freiheit heißt, Unsinniger?‘

Das hör' ich Dich fragen, und weiter:

Du sagst: ‚Schaff dir, wenn's dich danach verlangt, ein Liebchen an, Hans Narr, — aber du schaffst dir ein Eheweib an — ein wirkliches, wahrhaftiges Eheweib! — legst dir eine echte, rechte Hemmkette an, eh du überhaupt ins Fahren gekommen bist.

Unsinniger!

Ein Liebchen, meinetwegen! und ein Blatt, so weiß wie Schnee, wenn dir's so gefällt.

Du schwärmtest davon. Du wolltest dich selbst im Weibe sehen. Du fürchtetest das fremde Geschöpf in ihr. Sie sollte dein Geschöpf werden. — Proste Mahlzeit!

Was hast du eigentlich daran?

Schererei, wenn du es dir im Grunde bequem machen willst, und schließlich mörderische Langeweile! Du willst das Weib — das köstliche weiße Blatt, von dem du dir Liebesglück versprichst, aus Dankbarkeit fürs Leben versorgen. — Ausgezeichnet, wohlanständig — du gehst in die Falle — du wirst ein vorzüglicher Familienvater werden; — aber mir bleib dann vom Leibe und verschon' mich mit deinem weiblichen Abklatsch — ekelhaft!‘

Ja, so hör' ich Dich, Lieber — und hört' ich Dich. So kannst Du sprechen — Du hast auch ganz recht: Es ist eine Eselei! Aber Eselei oder nicht! Die, um die es sich hier handelt, ist so göttlich, verteufelt blond und rosig — fest und gesund. Sie entzückt mich — als Mensch und als Arzt. — ‚Blondes Weib!‘ Dies Wort allein — für mich wie eine volle, weiche Melodie — zum Hinsterben in einer blödsinnig göttlichen Stunde.

Sie ist rein — ein Kind — leidenschaftslos.

Seelenruhig wie eine Kuh. Klare, etwas vorstehende Augen. Nebenbei gesagt: Ich beneide das Weib, dies Weib,

weiß Gott, nicht um die Art Liebe, mit der sie geliebt wird — eigentlich schimpflich — und in den meisten Fällen lieben und ahnen sie das Beste in uns. Sophia heißt sie. Was sie fürs erste in mir ahnt, weiß ich nicht. Ich gestehe es, augenblicklich ist's mir auch gleichgültig. — Später!

Ich lebe jetzt in ihrer Blondheit. — Du fragst: ‚Wie steht's mit der Alten, der Mutter?'

Ein kleines, fettes Weib.

‚Also — sieh dir die Alte an', sagst du.

Das hab' ich getan.

‚Nun?'

Was nutzt's. Da ist die Tochter mit der feuchtglatten Haut, der lebendigen jungen Brust, dem lebenausströmenden blonden Zopf, den festen jungen Gliedern, der Gestalt, die so ganz und einzig vom jungen Weibe zeugt.

Stell' Dir im Sommer den Winter vor und im Winter den Sommer — Worte — Worte — Worte!

Also mit einem Wort, ich hab' mich verlobt, ehrbürgersam — basta!

Jawohl, ein Liebchen! — freilich ein Liebchen! so blond wie sie — weicher — schmiegsamer — nackt und bloß vom Sturmwind dahergetrieben — ohne Vettern und Basen — ohne Aussteuer — Versorgung — Visiten — Schneiderinnen, Einrichtungen und Gott weiß was sonst — vom Sturmwind, sag' ich, dem Glücklichen in die Arme getrieben. — Ja, Liebe! echte, rechte, — Liebe, eben nur Liebe! — Wahnsinn — ohne Pflicht — ohne Lohn — ohne Dank, verschwunden wie gekommen — Liebe unvermischt! Herr Gott, muß das ein Trank sein!

Dein Getreuer."

Auf diese Epistel hin erhielt er seinerzeit ein Schreiben. Er kannte die Handschrift, eine lebendige Handschrift, die ihm den ganzen Menschen offenbarte. Erregt und voll Ver-

langen erbrach er das Siegel und faltete den festen Bogen auseinander.

Da stand „Esel" geschrieben. Nichts mehr und nichts weniger. Der Schreiber mußte diesen kurzen Inhalt des beträchtlichen Portos nicht unwert gehalten haben.

Bei Schnaases strahlten sie alle. — Es war so hergebracht, sie wußten es nicht anders. Man strahlt bei einer Verlobung. Sie hätten ebensogut darüber trauern können, daß der junge Privatdozent Ölwein ihnen ihr Söphchen, das in seiner Blondheit das Licht im Hause war, entführen wollte. Sie blieben dann alle im dämmerigen Alter allein sitzen — aber sie strahlten.

Mögen die einen es sich so vorstellen, daß sie dies aus innerer Vortrefflichkeit und Selbstlosigkeit taten; andre wieder, weil sie auch gestrahlt haben ihrer Zeit, andre, weil sie strahlen möchten. Wieder andre, weil im Froschteich das Gute, was den einen trifft, von den andern zäh und ärgerlich eingetragen wird — und weil das zu wissen dem Glücksfrosch Spaß macht. Und so weiter.

Frag' einen Leuchtkäfer, weshalb sie strahlen. Gerade so wenig sollte man Schnaases deswegen in Verlegenheit setzen.

Sie würden aber gesagt haben: „Weil wir's dem Kinde gönnen."

Und damit wollen wir uns auch beruhigen.

Über dem jungen Privatdozenten Heinrich Ölwein schlugen die Wogen der Verlobung zusammen.

Diners, große und kleine, Toaste, Visiten, offizielle Spaziergänge mit der bräutlich herausgeputzten Blondine, Landpartien zu Ehren des Brautpaares. Kaffeebesuche der Freundinnen, Staatsbesuche — Staatsbesuche in Weimar und in Jena darauf. In Jena ganz dasselbe Chaos. Die Braut wurde von den Schwiegereltern auf ein paar Wochen eingeladen — sie waren ganz entzückt von ihr — also dort wieder

Diners, große und kleine, offizielle und familienhafte Toaste über Toaste. Visiten, offizielle Spaziergänge, Landpartien zu Ehren des Brautpaares. Kaffeebesuche — Staatsbesuche.

Das bißchen Blond neben ihm verschwand ihm unter diesem Schwall.

Er träumte nachts von Vettern und Basen, von ganzen Heeren dieser Leute.

Die stillen Stunden mit der Braut wurden ihm zum Bedürfnis. Er mußte wieder zu sich selbst kommen.

So saßen sie acht Tage vor der Hochzeit an einem heißen Sommernachmittag in der dichten Geißblatt- und Pfeifenkrautlaube im hochgelegenen Garten.

Schnaases schliefen — der ganze Froschteich schlief. Die Sonne brannte. Die matten Sommerblumen dufteten, warme, starke Düfte. — Im Marstallhof am Brunnen unter den Bäumen wurden ein paar schöne Isabellen geputzt und gewaschen. Der Sonnenschein lag über den königlichen Tieren, die weiche gelbe Farbe glänzte. Sie wieherten in ihrem Behagen, stampften mit den leichten Füßen den Boden, die langen, blonden Schweife berührten sanft den aufgestreuten Kies. Sie tänzelten. — Es war ihnen wohl.

Söphchen saß mit einer Häkelarbeit. Sie trug ein helles Sommerkleid. Die Haut war lebendig glatt und feucht, die ganze Person weich und warm, ihre Blondheit in der heißen Sommerluft in schönster Entfaltung. Er saß neben ihr und sah sie an und sah dann wieder den Isabellen zu.

„Solch blondes Volk!" Und er strich ihr über den mächtigen Zopf, den sie auf dem Wirbel zusammengedreht hatte. „Wie aus Stein", sagte er.

Er lebte und atmete jetzt wieder in dieser Blondheit.

„Blondes Weib." Das Zauberwort flutete wie eine weiche, volle Melodie in dieser heißen Sommerstunde durch seine Seele. Die goldigen Isabellen, die sich am Brunnen behag-

lich baden und striegeln ließen, mit den goldigen Schweifen den Sand fegten, die wieherten und tänzelten, denen die Sonnenlichter auf den herrlichen Leibern spielten, verstärkten ihm den Eindruck der Blondheit.

„Lös dein Haar," bat er, „Sophia!"

„Ach gar", sagte sie und häkelte weiter.

„Tu's!"

„Nee — nee", wiederholte sie trocken und häkelte, ohne aufzublicken.

„Wenn ich dich bitte! Gönne mir's!"

„Dummes Zeig!" Sie war ungeduldig.

„Sophia!" Er nannte sie Sophia, was Söphchen noch sehr befremdete.

„Ach, hör' auf!" Sie sagte das unfreundlich tugendhaft.

Er ärgerte sich wegen dieser Trockenheit. Das war nicht das Verschämte, Verschleierte. Ganz simpel — ohne alles Unaussprechliche. Er hätte hier vor ihr auf den Knien liegen können, hinsterbend vor Leidenschaft — sinnlos nach dem Lösen des goldenen, sauber geflochtenen Haares verlangend, ihre Trockenheit, ihre Sicherheit, ihre Gewißheit wäre nicht geschmolzen — durch nichts —, denn sie war seiner und alles Kommenden sicher.

Er war geärgert, verstimmt, stand auf und wandelte im Gärtchen auf und nieder.

„So ein Weib in seiner Sicherheit!" murmelte er und sprach's nicht weiter aus.

Sie häkelte unbekümmert.

„Heinzemann", rief's aus der Laube. Sie nannte ihn Heinzemann.

Er trat zu ihr.

„Soll ich's Litzchen ums Hemd noch breiter machen?"

„Wie du denkst", sagte er.

Das war das weiße Blatt nicht, das er gesucht hatte. — Nein, das war's nicht.

Diese dürre Naivetät! Er konnte es sich vorstellen, daß ein junges Geschöpf in seiner Unschuld dasselbe sagte — und daß er es dafür in seine Arme gerissen und geküßt hätte.

Und was hatte sie eigentlich getan, die Arme? Was gab ihm das Recht, so zu denken? Das fragte er sich selbst. Und er wollte es gewissermaßen für sich selbst wieder gut machen — setzte sich wieder zu ihr, faßte ihre Hand und hielt sie in den seinigen.

„Sophia," sagte er, „ich hab' dir nie von meinem Freund gesprochen."

„Nee", sagte sie. „Das wissen wir aber alle."

„Was denn?"

„Na, mit der Schopenhauern ihrem Arthur."

„Findest du den wirklich so extra?"

„Ich finde ihn — — na! — Großpapa nennt ihn Haarschopf und Pflanze — und wenn einer bei uns Pflanze genannt wird, so heißt das so viel, daß wir ihn nicht ausstehen können."

Er ließ ihre Hand los.

„Ärgert dich das?"

„Soll mir's vielleicht gleichgültig sein? Du weißt, daß er mein Freund ist."

Sie sah ihn etwas verblüfft an; über Schopenhauers Arthur hatten sie in ihrer Familie immer gelacht und gewitzelt. Mutzelchen hatte die Schopenhauern oft bedauert, und ihr Bräutigam wollte ihm eben, wie es schien, eine feierliche Lobrede halten. „Jedes Tierchen hat sein Manierchen", sagte Söphchen. „Er kann ja ein ganz netter Mensch sein."

„O — ja."

Jetzt faßte er wieder ihre beiden Hände, aber hastig und fest, und sah ihr in die Augen mit einem Ausdruck, der sie gewissermaßen entsetzte — das war nicht der junge, höfliche Privatdozent Ölwein, der Sohn von Professor Heinrich Öl-

wein, der die Veranlassung war, daß fünf Weißnäherinnen im unteren Zimmer bis an den Hals in weißem, kostbarem Leinenzeug steckten, Tag für Tag.

Das war ein Mensch mit zitternden Nasenflügeln, zornigen Augen und bleichem Gesicht, leidenschaftlich stumm.

Sie überlegte in aller Eile, während er sie noch an den Händen hielt, ob sie das Muzelchen sagen wollte, und kam zum Schlusse — nein, sie wollte das nicht sagen. Sie schämte sich.

„Du sollst nicht so albern reden," sagte er gedämpft, „hörst du!"

„Sei doch still, was schreist du denn so! Drüben die hören dich ja."

Ihre Stimme zitterte von verhaltenen Tränen. Ihr Gesicht wurde gleichmäßig rot — wie ein weinendes Kindergesicht.

„Wenn wir Freunde bleiben wollen, Sophia," sagte er ruhig, „hast du, wenn du ihn auch nicht verstehst und ganz und gar nicht kennst, mit voller Achtung von ihm zu sprechen. Hörst du? Einer von euern Witzen — und du sollst mich kennen lernen! Einstweilen sage ich dir, daß er ein Mensch ist mit einer großen, gewaltigen Menschenliebe. Er kennt den Jammer der Welt, den niemand, trotzdem sie bis über die Ohren zum Ersticken darin stecken, stell' dir das vor, anerkennen will. Er will ihn den Leuten vor die Augen halten, daß sie ihn nicht übersehen können, und ihnen sagen: Das ist eure Welt! Er will ihnen erst Bewußtsein geben und dann, wenn sie ihr ganzes großes eigenes Elend kennen — dann will er ihnen mit allen Mitteln in die stumpfen Ohren schreien: Eure Moral soll Mitleid sein! Nur Mitleid, nichts andres! Und so will er diese Tiermenschen denken lehren! Sie glauben zwar längst, Menschen zu sein, weißt du; aber frag' du den darüber, den ihr den Haarschopf und die Pflanze nennt. Wenn du wüßtest, was für ein Kerl er ist — und was er

sich vorgesetzt hat. Ja, was ich dir gesagt habe, das ist so ein kleiner Teil von alledem — ein Garnichts. Du würdest mich aber nicht verstehen, wenn ich dir mehr sagen wollte."

„Nu," meinte Söphchen, die ihre Schnaasesche Ruhe längst wieder gefunden hatte, „wenn er gar so schön alles weiß, soll er doch einmal zuerst bei sich selbst anfangen und nicht so unausstehlich gegen seine eigene Mutter sein. Wenn alle eure weisen Gedanken ihm selber nichts helfen — was sollen dann die andern Leute damit?"

„Was wirfst du ihm vor, Sophia, was tut er denn?"

„Er ist ekelhaft gegen seine Mutter", sagte Söphchen.

„Nun, und was tut sie? Sie nörgelt an Dingen herum, die sie nicht versteht, sie macht sich wichtig und ahnt nicht, um was es sich handelt, sie reißt ihn an den Nerven und wundert sich, wenn er zuckt. Sie behandelt ihn wie ihresgleichen und weiß nicht, daß er in einer Welt lebt, die sie nicht kennt. Da kommen Mißverständnisse — natürlich — gerade so, als wenn einer nur Russisch und der andere nur Deutsch sprechen kann. Verstehst du das?" sagte er bewegt.

Er sprach zum erstenmal zu ihr von seinem Heiligsten.

„Verdienen tut er auch nichts", antwortete Söphchen.

Heinrich Ölwein antwortete geduldig. „Weißt du, mein Kind — der arbeitet wie kein andrer Mensch sonst — mit jeder Faser — er ist eben nur Arbeit — er und seine Arbeit sind eins. — Und wenn's ihm gelingt, was er will — nur einigermaßen — — — Wenn Schweinen oder Gänsen ein Sack voll Kleie und Hafer zum Kauf angeboten würde und ein Sack voller Perlen und Edelsteine, was würden sie wohl kaufen?"

„Ach, weißt du, wenn du so kommst", sagte Söphchen.

„Der, der ihnen den Sack voll Edelsteine zum Kauf angeboten hätte — würde ruhig verhungern können, wollte ich nur bemerken."

„Freilich, wenn er ihn zu Gänsen und Schweinen trägt."
„Ja, wenn überhaupt keine Käufer weiter da sind."
„Ach geh!" sagte Söphchen.
Da kam der Großvater gerade angeschlichen, das rosige alte Gesicht unter dem weißen Toupet. Es lugte pfiffig in die Laube hinein.
„Leberwürschtchen?" frug er bedeutungsvoll und kniff Söphchen ins Ohrläppchen. „Gucke — Gucke — Liebe — Triebe! Ihr sollt zum Kaffee kommen — verliebte Leutchen!"

Gegen Abend dieses selben Tages machte Söphchens Verlobter sich auf, um den Weg von Weimar nach Jena zu Fuß zurückzulegen.
Er war den ganzen Abend zerstreut und gleichgültig gewesen.
Der Großvater hatte ihn auf die Schulter geklopft und hatte dabei auf seine gedankenlos heitere Weise „Heinerich Schweinerich" gesagt. Söphchen hatte ihn bei Tische sehr aufmerksam und klug behandelt, als wenn sie schon Ehefrau wäre, und etwas altbacken dazu: „Heinzemann, noch ein Kartöffelchen?" und hatte ihm die selbstgeschälte Kartoffel, als wollte sie damit etwas gut machen, auf der Spitze ihrer Gabel präsentiert. Es war sehr vertraulich zugegangen, sie hatten sich alle ganz gegeben, wie sie waren. Die Familienwitze und Familienangewohnheiten waren in ihr Recht getreten.
Der Großvater sagte: „Suselchen — Schusselchen, steck' dir den Maulwisch vor, du betrippelst dir, meine Liebe."
„Maulwisch" hatte sich, Gott weiß wie, bei Schnaases für Serviette eingestellt.
Söphchen goß dem Großvater „Weinchen Schweinchen" ein.
Frau Suselchen nannte den hohen Beamten „Lämmchen".
Sie aßen „Sippchen"!
Der Großvater erfand eine neue Variation für Sophia

und rief: „So — Viehchen", was große Heiterkeit erregte.

Und sie schlürften ihre Suppe mit einer unglaublichen Vehemenz. Kein Mitglied der Schnaaseschen Familie brachte jemals den Löffel bis an die Lippen, sondern sie ließen immer einen kleinen Zwischenraum und beförderten die Suppe gewissermaßen mittelst Luftdruckes in sich hinein, was ein gewaltiges Geräusch verursachte. Wahrscheinlich machte ihnen das Spaß oder hatte einem Urahnen seinerzeit Spaß gemacht.

Jetzt war es ein Schnaasesches Familienwahrzeichen geworden.

Tante Heimlich verwechselte bei günstiger Gelegenheit Zement und Zenit, womit sie die Familie wahrhaft beglückte. Es wurde so gelacht, daß alles in ihnen durcheinander „lungte" und „leberte".

Heinrich Ölwein, der Verlobte, war zum erstenmal ganz und gar bei Schnaases. Sie hatten sich bisher immer noch etwas zurückgehalten.

Der Großvater sagte: „Ja, so geht es bei uns zu, Geliebter, Betrübter, so geht es bei uns zu!"

Ihm war wohl.

Söphchen knackte „Schlapperdons — Papelons, Papelorum" eine Nuß auf.

Sie waren im vollsten Behagen bei sich selbst daheim.

Gegen ihren Bräutigam war Söphchen außerordentlich zärtlich.

Ihm aber war es dabei zumute, als wäre er Schnaasesches Eigentum geworden.

Sie waren in der Übermacht!

Sein weißes Blatt! Sein weißes Blatt — das hatten sie ihm ganz verkritzelt. Das war kein guter Handel.

Der Großvater sagte: „Heinerich, was ist mich denn mit dir, du ißt mir nicht, du trinkst mir nicht — du bist mir doch nicht krank?"

Heinrich Ölweins Nerven waren erregt, und er atmete erst auf, als er endlich mit großen, leichten Schritten bei hellem Mondschein die Jenaische Chaussee entlang ging.

Da war es ihm, als fielen Fesseln von ihm ab. Er reckte sich und streckte sich.

„Herr Gott, Freiheit!"

„So ein Narr! So ein Esel!"

Und er rannte vorwärts in einem ganz kuriosen Tempo.

Da blieb er stehen, schlug mit seinem Stock auf: „Jawohl!" rief er atemlos. „Ich heirate kein andres Tier, als ich selbst eins bin. — Ich heirat' überhaupt nicht! Ich nicht! Nein! Hol' euch der Teufel!"

Es packte ihn mit einem Schlag eine wütende Sehnsucht nach seinem Freund, und er kam wieder ins Laufen und Rennen, daß ihm die Haare feucht an der Stirne klebten.

„Die für dich! — Nein! Wenn ich noch Vernunft in mir habe — nein!"

Und es war ihm zumute, als hätte er nachmittags in der Laube mit einer Kuh gesprochen.

Er war fertig mit der Geschichte — fertig — los und ledig und stürmte dahin wie ein durchgegangenes Pferd.

Da sah er sich selbst daheim bei seiner Mutter ankommen; hörte im Geiste, wie sie in mütterlichem Entzücken nach ihrem Töchterchen fragte.

Das Mädchen und die ganze Angelegenheit war eitel Wonne für sie, ganz nach ihrem Herzen — untadelhaft. Es war das, was sie wollte. Das ganz und gar.

Er stockte. Wie sollte er zu ihr reden? Was war eigentlich geschehen? Gar nichts. Hatte je einer seine Braut sitzen lassen — ja sitzen lassen —, weil ihm die Witze und Behaglichkeiten ihrer Familie mißfielen, und weil sie einen ihr völlig unbekannten Menschen nicht respektierte? Was sollte er sagen? Wie sollte er sich verständlich machen? Wie? Das wußte der Himmel.

Das kuriose Tempo, in dem er seinen Weg bisher zurückgelegt hatte, verlangsamte sich merklich.

Das Blut floß mit einemmal wie zäh durch die Adern.

„Ja," sagte er und blieb stehen, „das wissen wir. Ich bin aus dem Holz, aus dem man die Pantoffelhelden schnitzt." Er hatte sich die Verzweiflung, die Tränen seiner Mutter vorgestellt. Da war es ihm kalt über den Rücken gelaufen. Mut hatte er, so schien es ihm, zu allen möglichen Dingen — weshalb nicht? Natürlich. Dazu aber, was er sich eben vorstellte, gehört etwas andres als Mut, dazu gehört eine Kapsel, eine Art festschließender Schutzblechkapsel mit Mechanik, die sich, wenn es not tut, ums Herz legt. Und diese Kapsel, das wußte er, fehlte ihm.

Und wieder kam er ins Rennen und Rasen.

Während die „großartige" Blondine ihre rosigen Glieder ins weiche Federbett legte, dachte sie schwerlich daran, in was für Sprüngen und Kapriolen, mit was für langen Schritten ihr Herzallerliebster seine eigenen Wege ging, Wege, wie sie ein Professor Ölweinscher Sohn, ein Professor Schmidtscher Enkel, ein Geheimerat Schnaasescher Schwiegersohn sich schwerlich jemals zu gehen gestattet hatte.

Die lange Straße, die sich zwischen Weimar und Jena dehnt, trug einen sonderbaren Schwärmer, einen wirklichen und wahrhaftigen Durchbrenner, dessen Beine und Gedanken um die Wette rannten, einen Narren, der vor etwas davonlief, was er daheim nicht einmal bei Namen nennen konnte. Er hörte die Familie noch im Geiste ihre Suppe mit Luftdruck einziehen, auch Sophia tat mit. Und seine Nerven zogen sich bei dem gewaltigen Geräusche zusammen. Er sah in Söphchen, das jedermann unzweifelhaft als das wohlerzogene, vortreffliche junge Mädchen erschien, „das entartete Weib" — stumpf, unfrei, wie das Haustier, die natürlichen Empfindungen eingetrocknet, zäh geworden, entartet.

Im jungen Körper altbackene Gefühle. Berechnung! In jedem Ding Abwägen, ehrbußliche Klugheit, Schwachsinnigkeit. Dabei diese Blondheit.

Was hatte er sich eigentlich unter dieser Blondheit gedacht? Ein urgesundes Weib.

Und was unter dem urgesunden Weib? Gott weiß. Irgend etwas! Eine Art Fabeltier, wie es in so manchem männlichen Gehirn lebt. Ein Geschöpf von sonderbarster Konstruktion. Kind — Engel. Zur rechten Zeit Genie der Liebeswonne — dabei unschuldig wie neugeboren — und wehe ihr, wenn nicht zugleich und zwar unmerklich raffiniert. Kokett zum Entzücken, ehrbar und vertrauenswürdig, um Häuser auf ihr zu bauen. Göttlich unwissend und alles begreifend, naiv und zugleich klug und weise, doch ohne es ahnen zu lassen und ohne unbequem zu werden. Zur rechten Zeit einfach dumm. Selbstlos wie ein Märtyrer, demütig wie eine Sklavin, geistreich, wie man einen zeitverplaudernden Freund sich wünschen möchte. Wahre Mutter, wahre Geliebte und brave Ehefrau zugleich. Sparsame Hausfrau, die mit den geringsten Mitteln Wunder tut; die Frau, die die Geselligkeit im Hause schafft und belebt, nachts die Kinder wartet und am Morgen mit hellen Augen und liebenswürdigem Scherz den Gatten weckt; die arbeitet, ohne daß man sie arbeiten sieht, und keinen Augenblick müßig ist. Kurz, ein so bequemes Wundertier, wie es gottlob in seiner ganzen Vollständigkeit nur im Hirn des großartig naiven Geschlechtes lebt, das sein eigenes Riesengeschöpf, von dem es Unmenschliches erwartet, das schwache Geschlecht zu nennen beliebt.

Er fluchte auf dem Weg zwischen Weimar und Jena aus Leibeskräften auf den Esel, den Dichter, den Schreiber, den er in seinem Zorn „Federvieh" nannte, der ihm vielleicht den Schwindel „Blondes Weib" in den Kopf gesetzt hatte.

„Verdammtes Volk!"

Söphchens Großvater würde bei dieser Gelegenheit, wenn

er Zeuge des Fluchs gewesen wäre: „Ohalalla!“ gesagt haben — und er hätte recht gehabt.

„Herr Gott, ja!“ dachte auch unser Freund im mild niederfließenden Mondlicht auf der Landstraße. „Schließlich waren es die künftigen kleinen Ölweins und Schnaases, die mir diesen Streich gespielt haben, und niemand andres. Die Sappermenter! Was im Grund gehen mich fremder Leute Wünsche an? Möglich, daß sie auf ihre Art vorsichtig in der Wahl ihrer Eltern sein wollten. Man kennt ihren Geschmack nicht. Dabei, meine Besten, haben auch noch andre Leute ein Wörtchen mitzureden, dächt' ich.“

Unser Freund blieb im kuriosen Tempo wieder stehen, schlug mit dem Stock auf einen mondbestrahlten Chausseestein, „Glaubt ihr, daß ich, weil ihr es für gut findet, mein Lebtag Schnaases Suppe schlürfen hören soll? Daß ich mich von Sophia schulmeistern lassen will? Daß ich mich mit trockenem, würgendem Liebes- und Lebensbrot, mit dem sie mich füttern will, von ihr mein Lebtag füttern lasse? Daß ich wirklich ihr dürres Lebensbrot essen werde, das einem beim Kauen zu den Ohren herausstäubt?

J Gott bewahre, da habt ihr euch stark verrechnet.

Merkt's euch.

Ich bin es. Ich will leben — leben, wie mir's gefällt! Wie mir's paßt!

Er schlug wieder auf den mondbestrahlten Stein mit einem tüchtigen Schlag, daß die Funken sprühten.

„Merkt's euch.“

Dann setzte er seinen Weg fort — trunken in Gefühls- und Freiheitsüberschwall.

Und wie ein leuchtender Stern am Himmel stand ihm sein Freund vor der Seele — und seine Gedanken nahmen alle ihn zum Ziel.

Er war eins mit ihm — ob nah oder fern. Und wohlgemut und frei zog er im mondüberleuchteten Städtchen ein.

Tiefe, stille Sommernacht.

Da begegnete ihm in enger Straße eine Frauensperson, die das Umschlagtuch über den Kopf gezogen hatte, trotz der milden Nacht. Sie kam auf ihn zu und stand vor ihm im dämmerig schimmernden, stillen Licht und sagte: „Ach, Sie sind's, Herr Doktor. Ich lauf' in aller Angst umher und such' einen Arzt."

Da erkennt er in der Fragenden die stille Näherin, die er gar oftmals in seiner Mutter Wirtschaftsstube, in der gebügelt und genäht wurde, hatte sitzen sehen.

„Gottlob!" sagte die Person.

„Wer ist denn krank?"

„Mein Mädchen."

Da fiel ihm ein, daß sie eine Tochter hatte.

„Sie haben sie mir krank nach Haus geschickt!" schluchzte sie. „Krank und elend, Herr Doktor. So ein kluges, gutes Kind. — Kommen Sie gleich mit?" fragte sie bang und schluchzte dabei.

Er ging mit ihr.

Auf dem Weg sagte die Näherin hin und wieder etwas, das sich auf die Tochter bezog. „Sie war Erzieherin in einem vornehmen Haus. Wie sie sich heraufgearbeitet hat aus dem Elend! Und wie redlich hat sie mir geschickt, was sie nur irgend schicken konnte. Und nun ganz hinfällig."

Dann wieder:

„In Not und Kummer geboren, Herr Doktor, das hängt ihr sehr an. Ein Wunder, daß ich sie aufgebracht habe. Sie hat's immer mit dem Herzen zu tun gehabt. Entsinnen sich Herr Doktor nicht, ich brachte früher manchmal ein kleines Mädchen mit, das saß so artig auf einem Stühlchen neben mir beim Nähen?"

Es war ihm, als wenn er sich an so etwas erinnerte. Ein kleiner Schatten tauchte unbestimmt auf.

„Dann kam sie fort zu einer alten Verwandten, bei der

sie's besser hatte als bei mir." Die Person schluchzte laut auf.

„Sie wissen ja, Herr Doktor", sagte sie zögernd.

Jetzt standen sie am Haus.

Ein Öllämpchen brannte auf der untersten Treppenstufe. Das hatte die Näherin vorsorglich hingestellt und nahm es jetzt auf, um dem Herrn Doktor hinaufzuleuchten.

Sie stiegen auf halsbrecherischer Treppe in den dritten Stock eines der uralten turmartigen Jenenser Häuser.

Die Näherin öffnete die Tür zu ihrem Stübchen.

Da lag beim Schein eines Talglichtes, das trüb am verkohlten Docht hinaufbrannte, eine junge Gestalt auf dem Bett, mit Kissen gestützt. Sie lag in einem hellen Sommerkleid. Der linke Arm war aus dem kurzen Ärmel geschlüpft, und auf ihrer Brust war ein nasses Tuch gebreitet.

„Lori! Der Herr Doktor!" sagte die Näherin ängstlich.

Die Kranke öffnete die Augen. Sie hatte ermattet, ohne sich von den kommenden Schritten aufrütteln zu lassen, dagelegen.

Jetzt sahen diese Augen mit der Schwere, die große überstandene Qual auf den Blick drückt, die Eingetretenen an.

„Mutterchen," sagte sie, „jetzt ist's gerad vorüber."

Der junge Arzt faßte ihre Hand, fühlte den Puls, tat ein paar Fragen, schickte die Näherin zur Apotheke und blieb währenddem still neben dem stillen Mädchen sitzen. Die Ruhe in dem engen, eingeschlossenen Raum, das schweigsame, geduldige Leiden neben ihm, nach seinem stürmischen Lauf und den stürmischen Gedanken, dem übermütigen, leidenschaftlichen, leichtsinnigen Seelenkampfe, machte einen wunderlichen Eindruck auf ihn. Solche monddurchschienene Weite und solches lebensstarke, kräftige Bewegen, und diese bange Enge, das Bewegungslose. Er fühlte ein tiefes Erbarmen und betrachtete ihr Gesicht. Sie lag fortwährend mit geschlossenen Augen.

Ein geduldiges Gesicht.

Er tat einige Fragen.

Sie öffnete die Augen.

In diesem stillen Gesicht lebendige Augen!

„Mir ist's natürlich recht, wenn man noch etwas für mich tun könnte", antwortete sie auf eine Frage hin. „Es kommt jetzt viel stärker und auch viel öfter. Ich weiß nicht, kann man da etwas machen? Wenn's nicht zu teuer ist?"

Es lag etwas in der Art, wie sie sprach, das ihn betroffen machte.

„Darf ich?" fragte er und nahm ihr das nasse Tuch, das sie auf dem Herzen trug, ab, neigte sich über sie und legte sein Haupt an die junge, kühle Brust und hörte auf die Schläge und Zuckungen des kranken Herzens.

Alles war lautlos um sie her.

„Soll ich das Tuch wieder anfeuchten?" fragte er.

„Nein," sagte sie, „mich friert jetzt. Ich will erst wieder warm werden."

Er hüllte sie in ein wollenes Tuch ein.

„Sie haben sich während Ihrer Krankheit viel angestrengt?"

„Ja", sagte sie ruhig, wie ein fleißiger, müd gewordener Arbeiter.

„Wenn der Anfall heut wiederkehren sollte", begann er.

„Der kommt heut nicht wieder. Jetzt hab' ich Ruh. Und ich erhol' mich auch recht schnell davon."

Sie erhob sich ein klein wenig.

„Komisch, so ein Leben, das zu Ende geht", sagte sie bedächtig.

„Was gar! Es hat ja noch nicht einmal begonnen", erwiderte er ihr beruhigend, und sah auf sie.

„Eben deshalb komisch", wiederholte sie.

Da trat die Näherin ein und brachte die Arznei.

Drittes Kapitel

Dies „eben deshalb komisch“ hatte es ihm angetan. Was war das für ein wunderlicher Ausdruck? Was lag darin?

Unbildung?

Nein!

Eine gewisse Roheit? Stumpfsinn?

Nein.

Aber was?

Etwas Kühles lag darin, sagte er sich zu guter Letzt, — etwas Kühles.

Das, was er unter dieser Bezeichnung verstand.

Etwas sehr Merkwürdiges.

Sein Freund konnte diese herbe „Kühle“ auch haben, sonst hatte er sie noch nirgends angetroffen. Wie kam das junge Ding dazu?

Sonderbar.

Er selbst war unruhig, erregt, weil Unannehmlichkeiten aller Art ihm bevorstanden. Er war bereit, sich aus einem Lebensstrudel, der ihn gepackt hatte, wütend herauszuarbeiten.

Dem Mädchen, das in seinem ärmlichen Sommerkleid in der dumpfen Stube lag, stand die ernsteste Unannehmlichkeit bevor, schwere, unheilbare Krankheit, die zum Tod führen mußte; — und sie war kühl dabei.

Er ging langsam der Wohnung seiner Eltern zu, um sich äußerlich wenigstens zur Ruhe zu begeben.

Das kranke Geschöpf war in seine jetzt eben verworrenen Lebenskreise getreten — und er hielt sich diesen Augenblick zu ihr — sie lenkte ihn von sich selbst und seiner Unruhe ab. Er setzte sich vor, ihr zu helfen, soweit es in seinen Mitteln stand. Er wollte ihr Gutes tun — und verdankte ihr somit einen tiefen, guten Schlaf.

Als er am andern Morgen zu ihr kam, fand er sie auf den Füßen.

Sie ging müßig im Zimmer umher, und er unterbrach durch sein Kommen ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter. Die Näherin saß am Fenster und flickte und weinte.

Sie mußte in ihrer Jugend der Tochter geglichen haben: der feine Knochenbau, das kleine Haupt und das reiche Haar. — Das Gesicht war jetzt das eines verkümmerten, in Sorgen gealterten zarten Weibes.

Die Tochter aber hatte etwas ganz Eigentümliches in den Zügen. Es war eine Art geistreiches Gesicht, ein Gesicht, das sich in vornehmer Umgebung bestrickend ausnehmen mußte. Ihr Atem hatte etwas Bedrücktes.

Nachdem sie dem Arzt auf seine Fragen geantwortet und sich dabei auf den Bettrand niedergesetzt hatte, sagte sie mit jener herben Kühle: „Ich bitt' Sie, Herr Doktor, wenn Sie uns wirklich helfen wollen, sagen Sie meiner Mutter, sie soll sich beruhigen. Ganz einfach — sie glaubt, ich schäme mich ihrer und ich wäre nicht gern hier. Mir glaubt sie nicht — und wenn sie wüßte, wie froh ich bin"

„Ach, Lori!" schluchzte die Näherin, „wie sollst du froh sein!"

„Herr Gott, Mutterchen," sagte sie lächelnd, „das laß doch meine Sorge sein! Du hast mich lang genug in der Welt herumlaufen lassen."

Sie stand auf und ging wieder im Zimmer umher.

„Du hättest auch mehr vom Leben gehabt, wenn du mich bei dir behalten hättest."

„Das wohl, du mein Gott", schluchzte die gedrückte Person.

Lori ging zu ihrer Mutter und klopfte sie auf die Schulter.

„Ich bin wahrhaftig gescheiter als du. Wenn du ihn nun auch geheiratet hättest, hieß ich jetzt statt Lori Estl ‚Knaack' und jedenfalls nicht Lori, so einen netten Papageiennamen hätte er mir nie geben lassen. Gott weiß, wie er mich ge-

nannt hätte. Wer einmal so schon ‚Knaack‘ heißt —“ sie machte eine kleine, wegwerfende Grimasse und klopfte wieder wie ein guter Kamerad ihre Mutter auf die Schulter. „Wahrhaftig, es ist doch schon lange genug her, um immer noch darüber zu jammern. Ich bitt' dich! — Wenn ich's damit besser machen könnte — ich heulte wie um Taglohn. — Der Knaack war jedenfalls ein sehr vernünftiger Mann. Das merk' ich an mir. Nicht wahr, Schnaase hieß der andre,“ sagte sie wohlgelaunt, „der ihn dir abspenstig gemacht hat?“

„Schnaase“, sagte die Näherin schluchzend.

„Herr Gott! auf den bist du auch immer noch wütend, Mutter? Geh! Ganz dasselbe noch wie vor so und so viel Jahren. Was meinst du, der hat sein Lebtag nicht wieder an dich gedacht, — der sitzt im Fett. — Ich will einen Menschen schon lieben und hassen, so gut wie irgend jemand, aber er muß mittun.“

Unser Freund hörte ihr gespannt zu und verschlang sie wahrhaft mit den Augen, denn sie war eine reizende Person.

Eine neue Spezies Weib, dachte er, — so herb. — Und was hatten Schnaases dabei zu tun?

„Verzeihen Herr Doktor,“ sagte die Näherin, „er ist der Vater Ihrer Fräulein Braut.“

„Nu ja, und was weiter?“

„Das — daß er ihn gegen mich aufgehetzt hat“, sagte sie bitter. „Er war seinerzeit ein sehr flotter junger Herr.“

„Und weshalb denn aufgehetzt?“

„Ich war ein armes Mädchen — Gott im Himmel — von geringer Abkunft, und unsre kleine Lori war schon auf dem Wege. — Das deuchte ihm alles zusammen ‚saudumm‘. Ich weiß es noch wie heute, ‚saudumm!‘ hat er's genannt.“ Die Näherin sprach immer schluchzend. „Und mein Bräutigam hörte ja gar so leicht auf andre —“

„Mutterchen!“ sagte Lori ernst.

„Na ja, hat mich denn in der langen Zeit je einer

danach gefragt? Kein Mensch! — Und drüben, der ist zu Ehren gekommen — daß man einem armen Mädchen das Leben verhunzt hat, das wiegt kein Gran in dem seiner Wage."

„Mutterchen, laß doch das!" sagte das Mädchen wieder.

„Und nun muß er gar Ihr Herr Schwiegervater werden! Die Leute haben Glück!" Das sagte sie unaufhaltsam, bitter und gehässig.

In der Unbeachtetheit hatte das Gift Zeit gehabt, in der ärmlichen Person weiterzufressen.

Und äußerlich schien sie so demütig und geduldig!

Das lange Sprechen hatte die arme Lori angestrengt. Man sah dem Gesicht die Qual an, die sie litt. Mit einem tiefen Seufzer sank sie aufs Bett. Er nahm sie, als könnte es nicht anders sein, in seine Arme und sprach ihr zu, und hielt sie sorgsam und behutsam an sich gedrückt und strich ihr über das Haar.

„Es soll besser werden," sagte er, „es soll ganz rasch besser werden."

Die Näherin warf wie verstohlen hin und wieder einen gedankenbeschäftigten Blick auf das Paar.

„Geben Sie mir die Arznei," sagte Heinrich Ölwein, „und holen Sie ein Stück Eis."

Er gab ihr selbst ein und ließ den zarten zuckenden Körper währenddem nicht aus dem Arm.

Die Näherin ging. —

„Armes Kind!" sagte er. „Was wir tun können, das wollen wir tun. Sie sollen gepflegt werden wie ein Königskind."

„Weshalb?" flüsterte sie kurz und mit vor Qual bedrückter Stimme.

„Ja, weshalb denn?" fragte er sich selbst.

Weil sie ihm gefiel, weil sie ihm als Weib gefiel — weil sie ihn Söphchen für den Augenblick vergessen ließ.

Sehr einfach.

„Weshalb tun Sie das?“ sagte sie müde, als er ihr übers Haar strich.

Er errötete.

„Wie ist Ihre Braut?“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Ja, wie denn? Blond. Blond, sonst nichts weiter.“

Sie machte sich schwer atmend aus seinen Armen los.

„Das ist nicht hübsch von Ihnen — wenn ich nun darüber lachen wollte — wie dumm.“ Sie preßte beide Hände auf ihr Herz. „Herr mein Gott!“ sagte sie, „weshalb bin ich so geplagt!“

Sie hatte sich von ihm weggewendet und saß auf dem Bettrand. Ihr Puls flog.

Ganz verwirrt von all den Dingen, die ihm durch den Kopf schwirrten, fuhr es ihm heraus: „Kurz und gut — sie ist meine Braut gar nicht mehr, seit gestern schon nicht mehr.“

Sie sah nicht auf.

„Weshalb?“

„Weil sie nur blond ist, ganz wie ich sagte.“

Lori schaute auf.

„Was sagt sie dazu?“

„Sie weiß noch nichts!“

„O Gott!“ sagte das Mädchen.

Und er wußte nicht, ob nur vor Schmerz und Qual. Dann saß sie still. Das bleiche Gesicht tief herabgeneigt — und die Hände krampfhaft fest ineinander gefaltet.

Er wagte nicht, sie zu stören, fühlte sich aber zu ihr hingezogen.

Die reichte, so schien es ihm, kein trockenes Lebensbrot, und es war ihm, als verlange ihn unwiderstehlich nach einem Liebesaufleuchten in diesem schmerzvollen jungen Gesicht.

„Fürs erste“, sagte er, „denken Sie nicht schlecht von mir. Ich muß wieder frei werden. Glauben Sie mir.“

Sie sah zu ihm auf, sagte aber nichts.

Die Mutter kam und brachte das Eis.

Als er sich anschickte, fortzugehen, fragte er sie: „Was denken Sie des Nachts, wenn Sie nicht schlafen können?"

„Da hab' ich allerhand Gedankenspiele — da frag' ich mich und halte Prüfungen mit mir. Und wenn ich sehr müde bin und doch nicht schlafen kann, kenn' ich Verse, die sind so, als wäre man draußen im ‚Freien'."

„Wie sind denn die?"

„Verstehen Sie Tirolerisch? Ich hab's gelernt, als ich mit meiner Schülerin in Tirol bei den Verwandten zu Besuch war."

Er bat um so einen Vers.

Sie lachte und sagte: „Da ist einer:

Wo isch en die Bäurin, die dicka und die broata?
Sie isch in der Kammar und flickat die Pfoata."

„Pfoata heißt Hemd," sagte Lori.

„Grüaß di Gott, du Dicka, du Broata,
Doank du Gott, du flickscht die Pfoata,
Mit deinen silbern Nodalein
Flickascht du halt die Pfoata.

Was moacht en der Bauer, der oarma, oarma Monn?
Er isch in der Stuba und ziaht si on.

Grüaß di Gott, du oarmer Monn,
Doank du Gott, du ziahst di on,
Dein geflicktas Pfoatalein
Zihst du on.

Was tuat en der Hirt, der Schlingl und der Schlanggl?
Ear isch im Stoal und schindat a Lampl.

Grüaß di Gott, du Schlingl, Schlanggl,
Helf dir Gott, du schindß a Lampl,
Mit deinen silbern Mößerlein
Schindaß du hoalt dös Lampl.

Wo isch en die Guaßl, die oarma, oarma Haut?"

„Guaßl heißt dort die letzte Hausdirne", sagte Lori.

„Sie stoat ban Brunnan und waschat a Kraut.

Grüaß di Gott, du oarma Haut!
Doank du Gott, du waschascht dös Kraut,
Mit deinen hölzern Schoafalein
Waschasch' du hoalt a Kraut."

„Das beruhigt Sie?"

„Ja."

„Merkwürdig! Gibt's da nichts Besseres?"

„Da möchte man dann aber leben wie andre Leute."

„Das sollen Sie auch", sagte er erregt.

„Ich?" antwortete sie ruhig. „Sie wissen's ja selbst, daß das nicht mehr geht."

Da fuhr es ihm durch den Kopf, er mußte ihr von seinem Freund sprechen, und er tat es.

Sie nahm, was er sagte, schweigend auf, und er sprach weiter mit einem eigenartigen Gefühl tiefinnerlicher Beglückung. Er fühlte, ohne daß sie etwas sagte, wie sie auf ihn hörte, wie ihre Blicke an seinen Lippen hingen, und es war in der winzigen Stube so still wie in einer Kapelle. Die Näherin hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen und betrachtete das Paar wieder mit gespanntem, gedankenbeschäftigtem Blick.

Sie hörte nichts, sie sah nur.

Und sie sah, daß ihre Tochter die Worte von den Lippen des jungen Mannes trank.

Als sie sich voneinander verabschiedeten, dankte ihm ihre Lori auf eine Art, als hätte er ihr Gott's Wunder was verehrt. Aber daß das arme Kind zu danken hatte, gleichgültig, für was, das tat dem bedrückten, verbitterten Herzen der Näherin gut.

Und sie dachte sich so allerlei.

Heinrich Ölwein hatte aber gerade in dieser Stunde mit seiner Braut vollkommen gebrochen.

Tage vergingen.

Was war das eigentlich für eine Torheit, ein weißes Blatt zu suchen!

Wie kann ein Blatt weiß bleiben, wo jeder Tag seine Schriftzüge darein graben muß!

Was muß das für ein Blatt sein, das nichts annimmt, das seine leere Weiße bewahrt!

Freilich, „Esel", dachte er, dieses kräftige Freundeswort war des beträchtlichen Portos wert gewesen.

Albernheit, sich selbst mühselig in solch hartes Blatt einkritzeln zu wollen. Und wozu?

Um es schließlich bequem zu haben?

In der Freude an sich selbst?

Aus Eitelkeit?

Das Weib gewissermaßen erst zu schaffen?

Gott weiß es, aus welcher Narrheit.

Er stürmte den alten, langgestreckten, lindenbepflanzten Graben auf und nieder. Es war schon Dämmerung. Die Linden rauschten, vom Winde leicht bewegt, im vollen wuchtigen Sommerlaub.

So eine kluge Weibesseele hatte sich ihm geoffenbart — eine Seele, vor der er Achtung hatte. Es war ihm wohl zumute bei allem, was sie sagte, und diese Ruhe mitten in ihrem Leiden — und das Aufnehmen.

Nie hatte er ein ähnliches Erbarmen gefühlt — ein Mitleiden sondergleichen. Er wußte ihren Zustand zu beurteilen, ein schweres Herzleiden mit allen seinen Qualen und ein plötzliches Nachlassen der Widerstandsfähigkeit, ein Überhandnehmen des Leidens und der Lebensgefahr für jede Stunde.

Diesen schweren Dingen stand das Mädchen gegenüber. Sie erkannte ihren Zustand und kam nicht aus der Fassung.

Er war erregt — und fand eine nie gefühlte Wonne, als

er den Gedanken immer tiefer faßte, ihr, so viel er konnte, zu helfen.

Sie sollte in heitere Umgebung kommen, die Berge vor sich sehen. Draußen vor dem Städtchen würde sich irgendein Gartenhaus finden — frei und luftig — das würde ihr gut tun, so zu wohnen.

Er wollte dies Gesicht in der Sonne sehen — sie sollte sich freuen.

Er konnte täglich zu ihr hinauskommen, und sie sollte ihn bewillkommnen mit einem Ausdruck, den er deutlich vor sich sah — mit einem so zarten, liebesseligen Ausdruck, so heiter und klug.

Er dachte an den Brief, den er vor nicht allzu langer Zeit an seinen Freund geschrieben hatte.

Umsonst trug er selbst nicht die weichen, großen Gesichtszüge des Schwärmers.

Die Liebe zu diesem Mädchen tat ihm wohl.

Es war wie ein Heimatsgefühl dabei, wenn er an sie dachte.

Und wie er so unter den großen Linden dahinging, fuhr es ihm mit einemmal durch den Kopf, daß er augenblicklich umkehren sollte, daß er sie jetzt sogleich wiedersehen mußte.

Mit langen Schritten läuft darauf einer durch die dämmerigen Straßen — stürmt drei hohe, dunkle Treppen hinauf — klopft an die niedere Tür — öffnet — geht die paar Schritte vorwärts — und ein kluges, lebenabgewandtes Mädchen wird von zwei starken Armen umfaßt.

Sie kommt nicht zu Wort und nicht zu Atem.

„Du sollst glücklich werden", flüstert er heiß zu ihr.

Er hat sie aus tiefem Schatten in die Sonne gerissen.

Das tut ihr weh —

Sie ist ganz still.

Er aber fühlt, daß sie sein ist.

Aber er will es hören.

Er drängt sie, es auszusprechen.

„Dein!" sagt sie leise, „ja — wenn du willst —"

Da lag es darin — das unendlich Rührende!

Und er empfand es.

Das war der Trank, nach dem ihn gedürstet hatte. Und er war wie berauscht davon.

Und ohne daß sie darauf geachtet, ging die Tür leise auf, und die Näherin trat ein.

„So—o?" sagte sie fragend, und es lag in diesem „So—o?" endlich etwas Befriedigtes, Sattes. „Was soll denn das?"

„Frau Estl", sagte er und faßte Loris Hände. „Wir lieben einander."

„Ja, lieben," sagte die Näherin, „das ist leicht gesagt — aber — aber — Herr, du mein Gott! — aber — — das andre! — Lori! — Nein — nein — ach nein — — die müssen Sie schon — verzeih'n Sie, Herr Doktor — das ist ein wohlerzogenes Mädchen. — Anders tu' ich's nich — der soll es doch nich wie mir gehen?"

Und somit war sie in das alte Geschluchze geraten.

Und jetzt wieder der große satte Ton, der bei dem schmächtigen Wesen sich so komisch ausnahm.

„Mögen die Schnaases nun auch seh'n, wie's tut! Das sollen sie! — Vor der Tochter, der lumpigen, getretenen Person, soll Schnaases vornehmes Mädchen kriechen — aber" — und die Näherin schlug mit der dünnknochigen Faust auf den Tisch. „Wir geben nicht nach! — wir nicht!"

Das war unaufhaltsam von den schmalen Lippen gesprudelt.

Lori war zitternd aufgesprungen und hatte der Mutter den Mund mit der Hand geschlossen.

„Schweig doch!" sagte sie leise.

„Das tu' ich nich!" schrie die Näherin. „Ich will quitt werden."

Jetzt reckte sich Lori auf und sagte ernst und ruhig: „Du vergißt, daß ich so krank bin. — Was soll ich denn? Liebt er mich, so darf ich das Glück eben noch haben."

„Lori!“ und er faßte ihre beiden Hände, „du bleibst mein — und wirst meine liebe Frau.“

Da lachte sie eigentümlich auf — und schwieg.

„Was hast du denn?“ fragte er.

„Laßt mich doch in Frieden!“ sagte sie herb.

Lori ging mit fliegendem Atem im Zimmer auf und nieder.

Niemand störte sie.

Dann blieb sie vor Heinrich Ölwein stehen, neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte: „Weißt du — es ist ein großes, großes Glück!“

„Ja, wahrhaftig!“ sagte er.

Jetzt erzählte er ihr seinen Plan mit dem Gartenhaus.

„Das willst du für mich tun?“

„Ja, und was du nur irgend noch denkst.“

„Ach Gott — ach Gott!“ Die Näherin brach in ein hysterisches Schluchzen aus.

„Ach, weshalb störst du so?“ sagte Lori traurig.

Und wieder neigte sie sich zu seinem Ohr: „Weißt du, das hat dir Gott eingegeben, daß du mich liebst.“

Er war ganz berauscht von ihr.

Er fand sie schön wie einen Engel und so rein wie einen Engel.

Das starke Mädchen hatte sich vom Leben frei gemacht mit einer Kraft und Klarheit, über die er erstaunte.

„Weißt du, Lori, was ich ihm schrieb, so als Höchstes — Unerreichbares? Ein Lieb vom Sturmwind in die Arme getrieben ohn' Sack und Pack — ganz Liebe, ohne Lohn und Dank.“

„Das versteh' ich nicht“, sagte sie. „Solch ein Glück einer — die halb tot ist.“

„Lori!“ rief er.

Sie schwieg.

„Hast du mit deiner Braut gesprochen?“

„Nein, noch nicht.“

„Tu's", sagte sie.

„Ja, ich muß morgen dann hinüber nach Weimar", antwortete er düster.

„Und wenn alles nicht so gehen sollte, wie du glaubst", meinte sie zaghaft, „denk', daß ich wenigstens nichts von dir will — vor mir brauchst du gar keine Furcht zu haben."

Er schloß sie in die Arme.

„Nein, zuerst müssen wir einen sonnigen Aufenthalt für dich finden und den Garten."

Am andern Tag nahm er Abschied von Lori, ehe er nach Weimar fuhr, fand sie aber sehr leidend und matt.

„Eine böse Nacht", sagte sie lächelnd, als er eintrat. — „Weißt du, mir ist's gerade so zumute, als wenn ich vor dem Tode schon in den Himmel kommen sollte. — Dich immer sehen dürfen — und nicht hier in diesem Loch, sondern unter Bäumen und blauem Himmel."

Er wollte nicht gehen.

„Um deinetwillen muß es geschehen," sagte sie leise. „Du kannst doch mit so einer Lüge nicht länger herumlaufen. — Es wird eine große Geschichte geben. — Wenn man einen Menschen wirklich liebt und er liebt einen ebenso — ist eigentlich gar nichts schlimm. Mein Kranksein ist mir federleicht! — Du, ich werde doch aus Freude nicht wieder gesund werden?"

„Freilich," sagte er, „das wirst du — du wirst ganz gesund werden!"

„Nein, ich will nicht!" meinte sie kurz.

„Du bist ein wundervolles Ding, glaubst du, ich ließe dich wieder?"

„Ach geh, du nimmst mir die Ruh'. Geh nun — und Gott behüt' dich. — Wenn du wirklich die nicht liebst, mit der du dich verlobt hast, so sollst du dich und sie frei machen."

Er nahm wieder und wieder Abschied von ihr, bis sie ihn endlich fortschickte.

Vor dem Haus seiner Eltern hielt der Einspänner, der ihn nach Weimar fahren sollte. Er sah ihn stehen, als er von Lori kam — und sah, wie seine Mutter allerlei Pakete hineinzutun beschäftigt war. Die Köchin half ihr dabei.

Was tun die da? fuhr es ihm wie ein zweischneidiges Schwert durch und durch. — Da hatte die Mutter ihn schon erspäht und rief: „Ja, sput dich doch, Heinrich, daß du zum Essen noch zeitig genug nach Weimar kommst. Ich hab' da allerlei eingelegt. Für Sophia drei gestickte Unterröcke, darüber wird das liebe Kind eine Freude haben. Ich zeig' dir's nicht erst, schaut's euch miteinander an — und für die gute Schnaase einen Napfkuchen. Nicht wahr, du gibst mir recht acht, und für den Großvater das Kirschwasser. Und grüß und küß mir mein Engelskind! Hörst du?"

Er hörte.

„Na, jetzt haben wir noch die paar Tage — dann ist's überstanden. Sag' nur, daß die Wohnung wundernett wird. Schnaases sollen die Fuhrleute mit den Möbeln beruhigt abgehen lassen. Das Wetter ist ja auch gut. Ich mach' schon alles. Die gute Schnaase wird so jetzt alle Hände voll zu tun haben, wenn sie nur zuletzt einen Tag rüberkommt, ist's reichlich genug. — Hörst du, Käthe und ich, wir sind ja so den ganzen Tag bei euch drüben auf den Beinen. Hast du dir denn den blauen Anstrich angesehen?"

„Nein."

„Nein?" fragte die behäbige Frau. „Was soll denn das? Glaubst du, so ein Hausstand besteht nur aus Verliebtheit? Na, verzeih' dir's Gott — dein Vater war gerad' so. Heinrich, siehst du," sagte die Frau und schlang zum Abschied die Arme um die Schultern des Sohnes, „daß du mich das hast erleben lassen, so ganz nach meinem Herzen, so gut und klug gewählt, das dank' ich dir, wenn dir auch schließlich nicht das Schlechteste dabei zufällt," sagte sie und nickte ihm strahlend zu. „Herr Gott, ja — küß' und grüß' mir mein Kind.

Sag' ihr noch einmal, daß sie an mir eine Mutter finden wird, zu der sie so recht Vertrauen fassen soll — so recht, verstehst du? Ich lieb' da nichts Halbes — Heinrich, und daß der Napfkuchen mir nur gut ankommt; leider ist er noch ein bißchen reichlich frisch."

Heinrich Ölwein lief es siedendheiß durch die Adern, und er vermißte in diesem Augenblick die Blechschutzkapsel, die sich ihm hätte ums Herz legen sollen, da war aber nicht der geringste Ansatz dazu da. Ja, es war ihm zumute, als fehlte ihm nicht nur die Blechschutzkapsel, sondern auch die notwendigste äußere Kapsel seiner Persönlichkeit. Er kam sich vor wie ein Mensch ohne Haut. Dazu fühlte er sich wie in einen Wasserstrudel gerissen.

„Mutter," sagte er, „es können ja noch tausend Dinge dazwischen kommen."

„I gar, wie soll denn das?" antwortete wohlgemut Frau Professor Ölwein. „Komischer Mensch."

Und in ihrer Herzensfreude wurde sie nicht gewahr, daß ihr Sohn bleich und erregt in das Kütschchen stieg.

„Leb' wohl — leb' wohl!" rief und winkte sie ihm zu.

Und Heinrich Ölwein fuhr zwischen dem Napfkuchen und Sophias Unterröcken in schweren Sorgen den Weg, den er vor drei Tagen im Mondschein im übermütigen Freiheitsrausch dahingestürmt war.

Das Ziel aber, dem er jetzt im Kütschchen entgegenholperte, war dasselbe geblieben — seine Freiheit! Sophia war ihm seit jenem Nachmittag in der Laube zur Unmöglichkeit geworden. Die Augen waren ihm aufgegangen, der Zauber „Blondes Weib" war von ihm abgefallen, und er war wieder in den vollen Besitz seiner gesunden Sinne gekommen in Beziehung auf Sophia.

Viertes Kapitel

Er steigt im „Elefanten" in Weimar am Markte ab, läßt die Geschenke der Mutter dort und geht schweren Herzens der Marstallstraße zu.

Auf dem ganzen Weg sieht er Loris bleiches Gesicht, die lebendigen Augen vor sich und hört ihre Stimme so eigen herb vom Glücke reden.

Sie hatte sich stark abgefunden. Sie war schon ganz bereit, den dunkeln, großen Schritt zu tun — und mit einemmal dies Übergossensein von Lebensseligkeit! Wie ihn das ergreift!

Er geht langsam, um die Bilder, von denen seine Seele ganz erfüllt ist, ausgenießen zu können.

Es ist ein so rührendes Schauspiel, das Glück in diese lebenabgewandte Seele einziehen zu sehen.

Er denkt, sie soll die Lebensfreude doch noch kennen lernen! Jede gute Stunde soll für sie eine Freuden- und Feststunde werden.

Wie ihn das über sich selbst hinaus erhebt — dieses hinsterbende, weise junge Geschöpf froh machen zu wollen!

Und immer sieht er sie unter hohen Bäumen im Sonnenlicht in einem Garten mit duftenden Sommerblumen, Beerensträuchern und beladenen Fruchtbäumen, und sieht immer den Ausdruck, mit dem sie ihn empfängt — so unirdisch und so dürstend nach Irdischem zugleich — nach Sonne schmachtend — wie ein schon abgeschiedener Geist.

Wie war sein Leben, als er an diese Stelle kam, da Lori in seinem Schicksal auftauchte, fein gesponnen.

Seine Füße hatten ihn wie im Traum vor das Haus getragen, in dem er einer qualvollen Stunde entgegensehen mußte.

Er war entschlossen.

Er mußte jetzt mit Sophia sprechen. Sie mußte einsehen, daß sie nicht zueinander paßten, daß sie unglücklich mit ihm werden würde. Und wenn es keine Lori auf der Welt gäbe, dachte er, sein Entschluß war und blieb fest. Lori hatte nichts dazu und davon getan.

Auf der sich lang hinstreckenden Chaussee zwischen Weimar und Jena, da hatte es ihn gepackt in jener Mondennacht; da war es ihm zur Unmöglichkeit geworden.

So stand er und überdachte noch einmal alles und jedes und starrte versunken vor sich hin.

Vom zweiten Stock aus beobachtete ihn das rosige Gesicht mit dem weißen Toupet. Das preßte sich an die Fensterscheibe und schaute eifrig auf ihn hinab. Endlich ermannte er sich und faßte den Türklopfer. Und wieder war es das rosige alte Gesicht unter dem weißen Toupet, das ihm zuerst zunickte, als er eintrat.

Der Großvater sagte: „Ohalalla — Geliebter — Betrübter — was ist denn mit dir? Willkommen — willkommen — So—viehchen!" rief er. „Sie sind heut rein des Kuckucks. So—viehchen!" rief er wieder. „Heinerich wäre da!"

Sie gingen miteinander die Treppe hinauf, da hörte Heinrich ein dumpfes Summen, wie von einem Bienenschwarm.

„Was ist das?" fragte er beängstigt.

„Im Hinterzimmer sind sie."

In dem Augenblick tut sich eine Tür auf, und Söphchen erscheint im weißen Kleid, das sich eng um die junge volle Gestalt schmiegt, das blonde Haar kunstvoll in die Höhe gekämmt und von einem hohen goldenen Kamme gekrönt. In den Augen einen eigentümlich befriedigten Ausdruck, die Wangen rot — ein Bild des Lebens.

„Heinzemann!" sagt sie, läuft auf ihn zu und küßt ihn ohne alle Umstände, ganz gleichmütig und sachgemäß. Sie riecht nach Kuchen und schluckt noch einen Bissen.

„Heinzemann, heut gibt's was zu sehen. Du hast ja drei Tage nichts von dir hören lassen? Na, wir hatten auch alle Hände voll zu tun. Heut kommst du aber wie gerufen!"

Sie zieht ihn mit sich.

„Laß das, Sophia! — Was ist denn?

Sie antwortet nicht auf seine Frage. „Komm nur," sagt sie, „komm nur."

Der Großvater schleicht ihnen wie auf Socken nach und macht ein ganz verschmitztes Gesicht.

„Ohalalla!" sagt er, als Söphchen die Tür aufmacht, hinter welcher der Bienenschwarm ganz gewaltig summt.

„Sophia!" ruft Heinrich und will sich von ihr losmachen. Sie lacht aber und zieht ihn ins Zimmer hinein mitten in ein Durcheinander von Frauenzimmern. Ein Geschnatter sondergleichen! Hohe Haarfrisuren mit Riesenkämmen auf dem Wirbel schwanken in einer Atmosphäre, die nach Rahmtörtchen riecht — nach Malagawein und frischem Leinen — eine so süßliche, frauenzimmerliche Atmosphäre. Bloße Hälse und Arme, Sonnenschein im Zimmer und Stimmengewirr. Zwischen diesen Hälsen und Armen und Frisuren und engen Kleidern machte Frau Schnaase sich Bahn und stand vor ihrem zukünftigen Schwiegersohn und streckte ihm beide Händchen entgegen — und eine Dame mit süßem Lächeln nötigte ihm einen Teller, auf dem ein Rahmtörtchen lag und ein Glas Malaga stand, auf. „Zur Aussteuer gehört auch der Bräutigam, damit die Ausstellung perfekt ist," sagte sie.

Da sah er erst eine Tafel mit ganzen Stößen von Leinenzeug, alles mit rosa Seidenbändern kreuzweis überbunden: Türme, gebaut aus Tisch- und Bettzeug, fest gepreßt und gefügt — ein Wasserfall von bebänderten Nachthauben, ein großer Wellenschlag von Spitzen und Frisuren, ein Gebirge von Nachtkamisolen und Hemden, ganze Wälder von schwebenden und hängenden Unterröcken, ein gewaltiges Geröll von Hunderten zusammengerollter, schneeweißer Strümpfe.

Von der Decke herab hing an einem rosa Band eine große Riesentroddel, die bestand aus lauter blütenweißen Strumpfbändern, und alle die Basen und Muhmen, Freundinnen und Feindinnen starrten und musterten und aßen Rahmtörtchen und nippten Malaga und verwunderten sich und lobten und zischelten und überhäuften die gute Schnaase mit Lobesausbrüchen und witzelten mit Söphchen und lachten, wenn sie errötete, und stürzten sich auf Heinrich Ölwein und kamen von einer Überschwenglichkeit in die andre.

Sie waren alle von dem Anblick der ungeheuren Masse von Leinenzeug wie berauscht — und von alle dem, was sich darum und daran knüpfte.

Söphchen benahm sich wie eine Königin. Sie war es, die das alles beherrschte. Sie fühlte sich beneidet. Sie war die Ausgezeichnete, und sie legte ihren Arm in den des Bräutigams, gewissermaßen um das Tableau vollständig zu machen.

Es war alles so satt.

Heinrich Ölwein aber fühlte ein innerliches Erstarren.

Es war ihm, als wenn Felsen aus dem Erdboden herauswüchsen und sich um ihn her auftürmten und ihn eng und enger einschlössen — und diese Felsen bestanden aus lauter blütenweißem Leinenzeug und wuchsen und wuchsen und nahmen ihm Luft, Licht und Atem, die Freiheit der Bewegung. Es erstickte und bedrückte ihn.

„Herr Gott! — ist denn das möglich, daß der Mensch so viel braucht!" entrang es sich seinen Lippen.

Da schlugen die um ihn her Stehenden ein gewaltiges Gelächter auf.

„So ein junger Mann hat doch vom Leben keine Ahnung", sagte eine alte Mamsell und faltete die Hände und starrte auf das Leinenmeer — und alle sagten etwas.

Heinrich Ölwein stand wie im Fieber mit wirren Gedanken.

Ein Klopfen an der Tür — und herein traten in die über-

füllte Stube die fünf Näherinnen, alle in schneeweißen großen Schürzen.

Sie sollten in der Küche mit Kaffee und Kuchen traktiert werden und wollten sich im voraus bedanken. Zwei von ihnen trugen einen großen Waschkorb und setzten ihn mit feierlicher Miene nieder.

„Der Brautstaat", sagte Tante Heimlich.

„Ah!" erscholl es gedämpft von aller Lippen, und Tante Heimlich nahm das weiße Tuch vorsichtig vom Korb.

Die Hälse reckten sich. — Ein tiefes Schweigen — und vor Heinrich Ölweins Augen und vor aller Augen lag, im Korbe ausgebreitet und doch zusammengefaltet, ein weißes, duftiges Gewand und ein noch duftigerer gestickter Schleier. Da standen ein Paar weiße Atlasschuhe — da hingen am Korbrand ein Paar seidenschimmernde Strümpfe, ein Paar zarte, wie aus Spitzen gewebte Handschuhe.

„Die ganze Braut", sagte Tante Heimlich.

Söphchen stand satt und hochbefriedigt und ließ alles anstaunen und aß am Arme ihres Verlobten ein Rahmtörtchen ums andre.

„Sophia," sagte er trotz alledem tapfer, wenn auch mit gepreßter Stimme, „wir müssen miteinander reden."

„No!" sagte Söphchen erstaunt, „warum denn nich?"

Jetzt wurde die Tür zum Nebenzimmer aufgemacht, und Tante Heimlich rief: „Da liegen nun noch die Bettstücke und von den Möbeln, was noch nicht verpackt ist."

Sie drängten alle nach der Tür.

Der alte Onkel, der immer aussah, als wäre er in seine gewaltige Halsbinde gerutscht, der Onkel mit dem blauschwarz gefärbten Toupet, der heute mit unter die Frauenzimmer geraten war, schwang sein Gläschen. „Hoch lebe die glückliche Familie!" toastete er, und niemand achtete auf ihn. — Söphchen sagte nicht wie sonst, wenn der Onkel das Schnaasesche Familienglück berief: „Dreimal geschnippelt und drei-

mal geschnappelt!" Der Großvater rief nicht: „Holz anfassen, Kinderchen!"

Es war zum erstenmal, daß niemand dem Onkel ins Wort fiel.

Sie waren alle wie besessen.

Und der Alte lachte sich ins Fäustchen, denn er hatte immer einen großen Ärger darüber gehabt, daß Schnaases so abergläubisch waren.

Das ganze Schnaasesche Haus war heute in einer freudigen Gärung begriffen. Die Frauenzimmer mit ihren Angelegenheiten hatten es völlig in Besitz genommen und feierten schon seit Stunden eine wahre Leinen- und Ausstattungsorgie. In der Küche repräsentierte Schnaases alte Köchin die Ehre der Familie vor den fünf Weißnäherinnen, braute ihnen Kaffee in solchen Massen, als wollte sie damit sagen: Was ist uns Kaffee! Den Kuchen schnitt sie ihnen in solch vorsintflutlichen Brocken und Püffen vor, daß den Näherinnen zumute wurde, als wären sie ins Schlaraffenland geraten.

Es war ein Rausch- und Ehrentag und es wurde erst spät zu Mittag gegessen, denn der Frauenzimmerzustrom war ein ganz ungeheurer.

Die Kunde von Söphchens reicher Aussteuer ging von Mund zu Mund, und alle, die irgend Veranlassung nehmen konnten, zu Schnaases zu kommen, wollten sie gesehen haben.

Heinrich Ölwein aber wußte nicht, wo aus und wo ein. Eine Herzensangst ergriff ihn, wie sie einen Menschen fassen mag, der jeden Augenblick tiefer in einen grundlosen Sumpf versinkt. — Bei allem Mut und aller Unwiderruflichkeit seines Entschlusses — wie sollte er in diesem großartig behaglichen Durcheinander die Minute finden, um eine Bombe in dieses satte, seelenruhige Treiben zu werfen.

Das, was er vorhatte, war in dieser Umgebung zum brutalen Eingriff geworden, das sah er voraus.

Hatten sich denn die Leinenmassen, die Stöße von Tisch- und Bett- und Leibwäsche — zum Sakrament umgewandelt, das sich drohend und unübersteiglich vor ihm aufgerichtet hatte? Er sah und fühlte alles wie im Fieber.

„Wir müssen miteinander reden, Sophia", sagte er noch einigemal hastig, glaubte es wenigstens zu sagen. — Und erhielt zur Antwort: „Na ja", oder: „Was hast du denn?" oder: „Wart doch — siehst du denn nicht, daß ich jetzt nicht fortkann?"

So kam das späte Mittagessen heran. Heinrich Ölwein gab vor, er hätte einen notwendigen Geschäftsweg zu dieser Stunde, und nach langem Kampfe ließ man ihn endlich fort.

Söphchen maulte, denn es aßen heute verschiedene ihrer Freundinnen mit, denen sie sich im vollen Glanze hätte zeigen mögen.

Der Großvater schaute ihn bedenklich an und sagte: „Ohalalla!" Frau Schnaase bejammerte einen Gänsebraten, der zu Ehren des Schwiegersohnes noch extra aufgetragen werden sollte. — Aber er kam frei und ging mit langen Schritten den Parkanlagen an der Ilm zu.

Unter den hohen Bäumen des Sternes, die wie Säulen in einer Riesenkirche stehen und ihre Kronen ineinander wölben, da ging er auf und nieder.

Keine Menschenseele war um diese stille, sonnendurchleuchtete Stunde dort zu sehen. Er kam wieder zu sich selbst und wurde ruhiger.

Söphchens Leinengebirge, das ihm wie ein Alp auf der Brust lag, schrumpfte in der stillen großen Natur zu einer Lächerlichkeit zusammen.

Herr Gott! Laßt euch nicht verblüffen! dachte Heinrich Ölwein. Aufs Ganze schauen, nicht aufs Einzelne!

Und er schaute auf das ganze Bild der Menschheit, die seit ungezählten Jahrtausenden hier auf Erden ihr Wesen trieb. Söphchen, Schnaases mit samt der gewaltigen Aussteuer, dem Wellenschlag von Frisuren und Spitzen, dem Geröll von Hunderten von Strümpfen, den Hemden-, Bett- und Tischwäschgebirgen, den Wäldern von Unterröcken, dem wohlgepackten Möbelwagen, den fünf Weißnäherinnen, den aufgeblähten Bettstücken, dem Familienbewußtsein, das alles und er selbst mit inbegriffen, alles das, was ihm so gewaltig und beängstigend erschienen war, verschwand, wie ein unsichtbares Schäumchen, als er es mit hineinschüttete in das ungeheure Meer der Begebenheiten und es wurde ihm ganz leicht dabei ums Herz.

Und wieder ein andres Bild läßt er in seiner Seele auftauchen, während durch die tiefgrünen Baumkronen über ihm die Nachmittagssonne ihre Pfeile schießt: die Erde eine Käsekugel, — bedeckt mit Milben. Er schaut darauf hin Jahr für Jahr, Tag für Tag und Stunde für Stunde, unaufhörlich. Und da kommt es ihm vor, daß auf der kleinen Kugel immer dieselben Milbchen ihr Wesen treiben. Es wimmelt und krabbelt immer gleichmäßig. Er bemerkt gar nicht, daß, während er auf die Kugel schaut, die Milben schon unzähligemal gewechselt haben. Ihm scheinen sie immer dieselben zu sein. Es sind aber Generationen für ihn unmerklich gekommen und gegangen, haben Schicksal gehabt, ihr Keimen, Wachsen, Welken und Sterben.

Er hat nichts davon wahrgenommen, trotzdem er aufmerksam beobachtet hat. Es ist im Grund ungeheuer unbedeutend, ganz unmerklich, was auf dem Käseball geschieht.

Jetzt denkt er an Lori — und sein ganzes Herz steht gleich in Flammen. Diese unsichtbaren Begebenheiten im Milbenhaufen sind unheimlicher Art — nicht wahrzunehmen von dem, der das Milbenbällchen beschaut — und für jede einzelne Milbe ins Riesenhafte gehend. Was ist so einer Milbe

das ganze Weltall? Jedes Bewußtsein ist so groß als alles, was besteht. Mit jeder Milbe stirbt die ganze Welt.

Damit war er so weit wie zuvor.

Er wollte einschrumpfen lassen, was ihn beängstigte, während ihm das aber gelungen zu sein schien, wuchs das, was ihn beglückte, ins Ungeheure.

Das Leben und das Fühlen unter sich zu bekommen, ist keine Kleinigkeit. Es geht damit so zu, als wollten wir ein Riesenfederbett in ein kleines Faß zwängen. Ein Teil ist glücklich darin, wir stampfen's ein, das andre, was übersteht, wird schon auch noch hineingehen — das hat sich inzwischen aber zur Unmöglichkeit aufgebläht.

Verflucht, denkt er, und wenn es mir auch gelänge, die ganze Schnaasesche Größe und Herrlichkeit einschrumpfen zu lassen, wenn Schnaases nicht mittun, was ist damit geschehen?

So beschloß Heinrich Ölwein, nicht auf das Bild der Milben, zu schauen, sondern sich nur mit Schnaases zu beschäftigen, und zwar mit den Schnaases, wie sie sich selbst erschienen, mit den vortrefflichen, hochangesehenen Schnaases, mit den Schnaases, die mehr Wert in ihren eigenen Augen hatten, als das ganze Weltall, mit den Schnaases, mit denen das Weltall ein-, zwei-, drei-, vierfach — nein fünffach (Tante Heimlich) zu Grunde gehen würde.

So wandelte er im Stern auf und nieder. Die hohen Baumkronen rauschten und flüsterten leise, kaum hörbar, und die runden Sonnenbilder auf dem dunklen Erdreich zitterten und flirrten.

Wenn er in der stillen Natur einsam seinen Gedanken nachhing, war er immer ganz er selbst. Seine Gedanken machten unbehindert ihre Sprünge und er war unbeeinflußt.

So auch jetzt.

Er war wohl tief erregt, aber er kam nicht aus der Fassung, sondern war gewissermaßen sein eigener Zuschauer. Ganz

anders den Menschen gegenüber, da war er augenblicklich beeinflußt, fremd berührt, wurde stumpfer im Denken, verwirrt, seiner besten Kraft beraubt.

Nur bei einem Menschen nicht. Mit seinem Freunde fühlte er sich ganz unverkürzt. Eins aber wußte er: wenn er jetzt zu Schnaases ging, gab es nur ein einziges Ziel für ihn ohne Umwege. Wie er das erreichte, war Sache des Augenblicks; da gab es kein Erwägen vordem. Erreicht werden aber mußte es. Eine tiefe Abneigung war in seiner Seele gegen die Blondine aufgestiegen. — Ihr Betragen riß ihn an seinen Nerven.

Nein, er war ganz und gar wach geworden, da war auch nicht ein Faden mehr, der ihn mit ihr verband.

So machte er sich zum zweitenmal zu Schnaases auf den Weg. Diesmal aber ohne rechts und links zu sehen.

Diesmal mußte er reden ohne Wahl des Augenblicks, denn die Zeit verstrich. Und wenn das Schnaasesche Behagen ihm ellenhoch über den Kopf ging, er wollte durchwaten.

Er fand Schnaases beim Kaffee, und als er eintrat, trat durch die andre Tür zu gleicher Zeit der Großvater ein, der erst vom Mittagsschläfchen kam. Er sah rosig und etwas aufgedunsen aus — blieb in der Tür stehen und starrte wie verschlafen und wie verworren auf Heinrich Ölwein, und sah sich dann verblüfft alle der Reihe nach an.

„Kinderchen, Kinderchen", sagte er verschlafen und gedankenlos. „Ja — ja — ja — ja — ja! Was is mir denn das, Heinrich? Was is mich denn mit dir —? Was machst du für Geschichten?"

Er stand immer noch in der Tür und starrte seine Leute wie verwundert an.

„Väterchen?" fragte Frau Schnaase.

„Laß! Laß — laß — laß!" wehrte der heftig ab, als störte sie ihn im Grübeln, als hasche er nach etwas, was sich in seinem Hirn nicht gestalten wollte.

„Bestes Väterchen, was willst du denn?“

Der Großvater sagte, wie erwacht: „Ohalalla — ich denke du hast dich erschossen, mein Lieber — he? — Siehste — siehste.“

Heinrich Ölwein schaute verblüfft auf.

„Und siehste,“ — der Großvater sprach wie im Schlaf, undeutlich, greisenhaft — „wie du lagst — Geliebter — Betrübter.“ Des Großvaters Blick richtete sich wie nach innen. „Siehste — siehste — den Kopf nach unten und — — — ja — ja — ja — ja — zeige mal her.“ Er ging schlürfend, auch wie im Schlaf, auf Heinrich Ölwein zu, den es bei dieser Annäherung sonderbar schauervoll durchfuhr. „Weiß Gott, dasselbe superfeine Batisthemd!“ Der Großvater griff mit hartem Griff nach Heinrich Ölweins Jabot. „Das war aufgerissen auf der Brust, Lieber! Ha—a—alsbinde? — Halsbinde?“ sagte er langgedehnt. „Halsbinde fehlte — fehlte — — wohl. Der Adamskrips stand dir heraus.“

Der Großvater strich sich selbst bedächtig und nachdenklich über die Kehle.

„Ja — ja — ja — ja — der stand dir heraus, mein Freund. Da war der Kopf hinten übergefallen — mitten in Buntes hinein — in Buntes — ja, in Buntes.“

Wieder der merkwürdig nach innen gekehrte Blick.

Das Benehmen des Großvaters war sonderbar — unheimlich.

„Und wo denn, mein Lieber? In 'ner Stube? — Nee — Gott bewahre.“ Er grübelte. „In 'ner Stube nich. — Rot — etwas Rotes — Buntes — Buschiges. Ja — wart nur. — Ja — ja. — Wart — wart!“ sagte er hastig. Der Großvater streckte den Arm vor, um Störung abzuwehren. „Ein Riesenbusch Pfingstrosen — daneben ein Beet voller Sommerblumen — alles durcheinander — Reseda — Phlox — ein Duft. — Ein Garten! — ein Garten! — ein

Garten! Ja — ja!" Jetzt hatte er's. „In den Kopf warst du aber nich geschossen — nein — so hier herum." Der Großvater fingerte auf seiner Brust. „Na — ganz deutlich. Geliebter, Betrübter."

Heinrich Ölwein durchschauerte es. Es war wie ein irres Reden. Und dies greisenhaft Undeutliche!

„Mit dem Kopf mitten in die Reseda und den Phlox hineingefallen! 'nen Stuhl hattest du auch noch umgerissen — 'nen grünen Stuhl. — Ja — ja — grün; — 'nen Gartenstuhl. — Du warst über den Stuhl hergefallen — und dann waret ihr miteinander umgepurzelt."

Heinrich Ölwein fuhr wieder ein Schauer über den Rücken. — Was war denn mit dem Alten?

Der brummte so vor sich hin und trat an den Kaffeetisch und trommelte mit den Fingern auf der Tischdecke.

„Ohalalla! Das war ein Gänsebraten," sagte der Großvater, „da träumt man schlecht."

Söphchen lachte.

„Heinzemann", sagte Söphchen. „Was fällt denn dem Großvater ein?"

„Ach, geh, Vater!" sagte Frau Schnaase. „Hast du denn so was geträumt am hellen lichten Tag?"

Der Großvater sagte: „Jawohlchen — du mit deinem Gänsebraten, geh! Hab' ich dir's nicht gesagt? — Das nächste Mal läßt du mich das Schenkelwerk nicht essen."

„Ach Gott, Vaterchen, das nimmst du dir ja doch", sagte Frau Schnaase. „Übrigens da kann man Ihnen gratulieren, Herr Schwiegersohn, wird einer tot gesagt — —"

„Schenk nur Heinzemann ein", meinte Söphchen seelenruhig.

Der Großvater sagte: „Ohalalla, das war wohl ein dummer Traum, Söphchen. — Mit Respekt zu sagen: Sind Rahmtörtchen schwer?"

„Da mußt du Söphchen fragen, die müßte das wissen", sagte Frau Schnaase.

„Eins ist leicht," antwortete Söphchen, „zwei sind schon schwerer."

Der Großvater sagte: „Hört das Kind an!"

Dem Großvater schien alles bemerkenswert, was Söphchen sprach.

Heinrich Ölwein war unangenehm von der Szene erregt. Er trank eine Tasse schwarzen Kaffee ohne Zucker und Milch. Den Kaffee aber mußte er trinken, er fühlte eine sonderbare Schwäche in sich. Eigentlich wollte er im Schnaaseschen Hause keinen Bissen und keinen Tropfen mehr anrühren. Es erschien ihm wie Verrat.

Und die Stunde kam.

Söphchen legte ihren Arm in den seinen und sagte: „Komm, Heinzemann, nach dem Tratsch heut wollen wir ein bißchen im Garten verschnaufen."

Sie gingen miteinander.

Der Tag hatte sich schon dem Ende zugeneigt, die Abendsonne leuchtete golden warm über die Bäume, die den Brunnen im Marstallhof beschatteten.

Sie gingen stumm nebeneinander auf und nieder.

Söphchen schaute ihren Verlobten an. Er kam ihr so sonderbar vor.

„Bist du denn krank, Heinzemann?" fragte sie.

„Nein."

„Was ist dir denn?" fragte sie weiter, etwas gelangweilt.

„Wir müssen jetzt miteinander reden", sagte er.

„Schon wieder! Was hast du denn nur?"

„Sophia", begann er und faßte ihre Hand. Sie traten miteinander in die Laube. „Sei klug und gut."

„Na—nu?"

„Es ist eine sehr ernste, schwere Sache für dich und mich, Sophia. Willst du mich anhören?"

„Heinzemann, was denn nur?"

„Siehst du, es ist das, wir haben uns jetzt näher kennen gelernt — und wir sind doch einander nicht näher gekommen. Wir werden nicht glücklich miteinander."

Das Mädchen war aufgestanden und starrte ihn mit den etwas hervorstehenden Augen an — so, als wäre er plötzlich vor ihren Augen tobsüchtig geworden.

„Sophia! Hör' mich!" sagte er fest. „Was ist ein größeres Unglück, wenn wir beizeiten einsehen, daß wir nicht füreinander passen — oder — denke an das lange Leben — an das Aneinander-gekettet-sein. — Frage dich selbst — liebst du mich denn? — Nein — nein — und heilig nein! — das tust du nicht!" sagte er heftig.

Sie starrte ihn immer noch an: „Nu hör' aber auf!" rief sie. „Was glaubst du denn! Machst du dich über mich lustig oder was? — Du bist schon den ganzen Tag so mit mir gewesen, daß die Tiburtstussen gefragt hat: ‚Was hat er denn wohl nur'?"

„Sophia!" sagte er, „verstehst du mich denn?"

„Nein," antwortete sie, „gar nicht. Und ich rate dir, verschlaf deine schlechte Laune, glaubst du, ich will mich hier von dir anraunzen lassen, wie neulich? Ich geh' jetzt hinein."

„Bleib!" rief er. „Verstehst du denn nicht, um was es sich handelt?"

„Nein! Will auch gar nicht!"

„Herr Gott! Wie soll ich dir's sagen?"

„Was willst du denn nur?" erwiderte sie ratlos und weinerlich.

„Gib mich frei, Sophia!"

Da war es ihr, als könnte möglicherweise doch etwas dahinterstecken. Da drang es wie ein unartikulierter Schrei von den Lippen des Mädchens. Ihre Finger krampften sich an den Tischrand und sie starrte ihn wieder an — ganz stumm.

„Sophia," sagte er, „ich glaubte dich zu lieben, aber ..."

„Nun, was gefällt dir nun nicht mehr an mir?" kam es gepreßt heraus.

„Davon ist keine Rede, von Gefallen und Nichtgefallen." —

Das war der Anfang des Kampfes zwischen zwei Menschen — so ungeschickt und unbeholfen — so zitternd und bebend vor Erregung. Auf der einen Seite Unvermögen, sich auszudrücken, auf der andern starres Verblüfftsein — ein Hören wie im Traum und darauf kein Jammer, kein bitteres Weh. Erbitterung und kräftige Empörung.

„Du willst mich in der Leute Mäuler bringen", sagte Söphchen, als sie ganz gehört und ganz verstanden hatte — als sie sein heißes Flehen um Freiheit schon begriffen hatte.

Sie stand mit glühendem Kopf, hoch aufgerichtet vor ihm — nicht gedemütigt und nicht gebrochen.

„Wenn wir in Frieden auseinandergehen, Sophia, es mit uns allein abmachen, wer hat das Recht, dreinzureden? Wir sind freie Menschen!" unterbrach er sie.

„Wir gehen aber nicht auseinander." Sie sah ihn fest an. „Für was hältst du mich?"

Er schwieg.

Sie kämpften weiter, er mit bleichem, tief erregtem Gesicht, sie hochrot.

„Du willst mich mitten in meiner Aussteuer so sitzen lassen? — so mitten drin zwischen den Wäschestücken? — so recht zum Hohn für alle? Alles aufgestapelt fix und fertig — die ganze Stadt ist voll davon — und dann —!" Und mit erhöhter Stimme: „Weißt du, das ist ja scheußlich von dir. Da hättest du dir dazu wen anders suchen sollen. Glaubst du, wir sind deine Narren?"

Das stürzte ihr nur so von den Lippen, und diesen Worten nach stürzten die Tränen.

„Nein," schluchzte sie, „alles — alles — aber das nicht!

Nie und nimmer!" schrie sie gepreßt auf. „Nein — nie und nimmer!"

Er hatte ganz recht gehabt: Jede Milbe, jeder Menschenwurm trägt die ganze Welt in sich — und wenn er sich verteidigt, verteidigt er die ganze Welt, die er in sich trägt. Deshalb die schweren, schweren Riesenkämpfe unter den Milben.

Und dennoch hatte Heinrich Ölwein gedacht, der Stolz und die Schamhaftigkeit des jungen Weibes wären größer und überwüchsen alles.

Jetzt schluchzte Söphchen herzbrechend: „Nun war alles so schön — und so fix und fertig — und die Leute beneideten uns. — Herr Gott, mit Fingern würden sie ja auf mich zeigen! Nein, Heinzemann!" Sie streckte ihm die Hand hin, in die er nicht einschlug. „Was nun einmal ist, das ist. Ich geb' dich nicht frei, wie du sagst — ich — kann nich — — un ich will nich. Tu, was du willst!"

Sie weinte und schluchzte wie ein Kind.

Heinrich Ölwein saß steif und regungslos, die Arme auf den Tisch gelegt, da — und fühlte sich in der Hölle.

Da kam der Großvater angeschlichen.

„Verliebte Leutchen — verliebte Leutchen!" rief er von weitem.

„Der Großvater!" schluchzte Söphchen auf. „Das könnte sein Tod sein!"

Sie hauchte auf ihr Schnupftuch und tupfte auf die Augen und verbarg ihr Gesicht, und als der Großvater in die Laube lugte, sagte sie: „Bitte, Großchen, laß uns allein."

Der Großvater sagte: „Ohalalla!"

Und sie kämpften weiter in der Laube — einen der großen Kämpfe, dessen Resultat immer ist, daß das weiche das feste Herz erkennt und vor ihm erzittert.

Sie war eine durch und durch robuste, naive Blondine, die sich zu wehren wußte. Und sie führte alle Äußerlichkeiten ins Feld, und er kämpfte um den Kern, den kleinen Kern,

den die Äußerlichkeiten erst zur Frucht machen, den die Äußerlichkeiten erst mit Fleisch und Schale umgeben, den achtlose Leute gleichgültig wegwerfen, und doch steckt darin das einzig wahre Leben. Und er kämpfte erbittert und verachtete sie im Kampfe. Und dachte kühl mitten in seiner Empörung: Möchte doch wissen, wie weit so ein Weib in seiner Gier, den Mann zu halten, es treibt, in seiner armseligen Menschenfurcht und Dumpfheit. — Zudringlich wie eine Klette! — Ekelhaft!

Trotzdem er im Unrecht war und sich im Unrecht fühlte, verachtete er sie.

Entartetes Weib! Das hatte er schon einmal empfunden.

„Gut, also wir heiraten, mein Schatz!" sagte er lachend, als die Dämmerung schon tief herabgesunken war. „Verlaß dich darauf, wir heiraten —!" Das stieß er bleich und zornig heraus. „Zu deinen Füßen hab' ich um meine Freiheit gebeten. Vergiß das nicht! Du! — Also einverstanden, Mamsell?" schrie er, als sie auf seinen Hohn nicht antwortete. Er wußte nicht, was er sprach. Er war sinnlos. Seine Augen glühten, seine Stimme bebte. Er hätte das blonde Geschöpf zerreißen können.

Und er hielt ihr die Hand jetzt hin, damit sie einschlagen sollte.

Sie fürchtete sich aber.

„So, also bekomm' ich den Handschlag nicht?" fragte er höhnisch.

„Ach, Heinzemann!" schluchzte sie bebend.

„Laß dein verfluchtes Heinzemann!" sagte er hart.

„Söphchen! — Heinz!" rief Frau Schnaase durch den Garten. „Zum Abendessen, flink! Wir müssen eilen. Heut abend soll noch fertig gepackt werden."

„Also, Mamsell," sagte er und stand auf, „packen Sie Ihr heiliges Sakrament in die Wäschekisten, denn das ist's ja

doch, was uns zusammenleimt. Und seien Sie meiner Hochachtung versichert."

„Ach Gott — ach Gott!" schluchzte sie. „Wo ist nun alles Nette hin!"

„Rasselos!" knirschte er zwischen den Zähnen.

„Ißt du denn nich mit zu Abend?" fragte sie zitternd.

„Herr Gott noch einmal! Nein! Gott segne deinen Appetit!"

„Ich bin ja nicht hungrig, Heinzem ..." schluchzte sie erschreckt; „aber was soll ich denn machen, wenn es Abendbrotzeit ist — alle warten."

„Sò—ò—ò—phchen!" rief Frau Schnaase.

Heinrich Ölwein stürzte davon und überließ es Sòphchen, über ihr verweintes Gesicht Auskunft zu geben.

Er rannte nach dem „Elefanten", ließ das Kütschchen anspannen und fuhr nach Jena zurück, ganz stumpf und gebrochen und betäubt, und kam spät abends dort an, fragte bei Lori vor und erfuhr, daß sie schon in eine Studentenwohnung vor der Stadt gezogen waren. Er kannte die kleine Behausung und den Garten. Die Alte hatte gut gewählt.

Und etwas wie Befriedigung erfüllt ihn. Alles, was mit Lori zusammenhängt, ist ihm wie Aufatmen.

Und nun zu ihr!

Eine Zusammengehörigkeit.

Bei ihr ist alles Heimische beieinander.

Mit ihr sprechen, noch in dieser Stunde, die einzige Erlösung.

Und so stürzt er, wie ein Verdurstender zur nahen Quelle stürzt, durch die dunklen Straßen und unter den hohen Bäumen hin, die an der Saale stehen.

Der Mond geht über einer scharfen Bergkante auf. Auf den Wiesen, die sich längs der Saale hinstrecken, liegen flache Nebelschichten. Die Weiden ragen daraus hervor.

Er läuft weiter und weiter, immer wie ein Verschmachtender, der die nahe Quelle weiß und schon fühlt.

Sein Blut kocht, seine Pulse schlagen.

Jetzt geht er über taunasse Wiesen. Das Mondlicht ist silbern darüber ausgegossen.

Er geht querfeldein.

Zwei alte Linden — ein Gartenpförtchen!

Da ist er am Ziel.

Er steht schwer atmend. Wird sie schlafen? — Wie wird er sie finden?

Er tastet nach dem Türschloß. Das Pförtchen ist nur angelehnt.

Er betritt den Garten. Tiefer dunkler Schatten unter den mächtigen Bäumen.

Er steht still. Das Herz schlägt ihm wie ein Hammer.

Heftiges, neues leidenschaftliches Empfinden!

Er ist da, wo ein Stück Welt ihm gehört.

Er betritt sein heiliges Eigentum. — Alles andre fremd — kalt — feindlich.

Vor jedem Gesicht, an das er denkt, graust ihm.

Sie wollen nicht, wie er will — und er nicht, wie sie wollen.

Das ist das Tödliche, das Vernichtende.

Hier, wo er jetzt eingetreten ist — da will er sein. Hier ist der große Friede.

Hier läßt sich's atmen — tief aus voller Brust — unbeengt.

Hier hat er sich selbst wiedergefunden.

Fremd und schimmernd im Mondlicht liegt sein Eigentum, in das er sich geflüchtet hat, vor ihm.

Er betrat es noch nie.

Ein wundervoller Duft, der ganze Garten steht in Blüte. Man sieht nichts deutlich, aber man empfindet alles. Stark duftende Blumen, wie Reseda und die zarten Verbenen, spürt man am vollsten heraus.

Und den geraden Weg entlang, der von der Pforte dem Hause zuführt, leuchten hochaufgeschossene weiße Lilien im Mondlicht unter den andern, dunklen Blumen und den kugeligen Gestalten der Beerensträucher hervor. Lauch und Zwiebeln spürt man deutlich. Fruchtbäume silbern vom Mondlicht übergossen.

Ein Garten, wie er sein soll, ein echter, wonnevoller Garten.

Er tritt aus dem tiefen Schatten und geht behutsam vorwärts.

Da liegt das kleine Häuschen zwischen Bäumen.

Im Erdgeschoß ein erleuchtetes Fenster.

Er steht still — und lauscht, und seine Blicke hängen an dem hellen Fenster.

Da, fast neben ihm — ein leichtes Bewegen, ein Rascheln — ein Schritt.

Und er hält einen zarten, bebenden Körper in den Armen.

„Hier bist du!" jauchzt er mit verhaltener Stimme auf.

„Gewartet", sagt sie leise und hängt sich an ihn und drängt sich an ihn.

Sie halten sich fest umfangen und sind im Augenblick in dem großen Meer versunken, das über jedes Geschöpf einmal hinflutet und ihm die ganze Welt verbirgt, es von ihr ausscheidet und mit Einsamkeit umgibt.

Sie nimmt ihn bei der Hand und zieht ihn mit sich, läßt sich wie selig matt auf einer Gartenbank nieder, die unter einem alten blühenden Jasminstrauch steht.

„Hier hab' ich auf dich gewartet", sagt sie warm.

Er zieht sie zu sich heran.

Das helle Mondlicht fiel voll auf ihr Gesicht.

Jetzt ist es, wie er gewollt: das kühle, lebenabgewandte Gesicht leuchtend in Liebe. Das tapfere Geschöpf ist ganz überwältigt von Glückseligkeit.

Er starrt sie an, versenkt sich ganz in ihren Anblick. Die durchsichtigen, leidensvollen Züge erscheinen ihm wie geisterhaft.

Das Glück, die Erdenwonne steht ihr unbeschreiblich.

Sie hat etwas so unsäglich Rührendes, Herzbewegendes.

Wie er sie so in den Armen hält, ist sie ganz sein — nichts Fremdes, auch nicht ein Hauch, der fremd ist.

„Lori!" flüstert er glühend leise. „Lori!"

Und das befriedigt ihn.

Da schmiegt sie sich ihm an wie ein abgeschiedener Geist, der gierig Leben trinken will.

Ihre Liebkosungen haben etwas Banges, heftig Zartes.

Er ist hingerissen und überflutet sie mit tollen Küssen und vergißt im Rausch der hilflosen Zartheit des süßen Körpers und vergißt, wie lose das Leben an ihr hängt.

Er vergißt alles: daß sie seiner Sorge empfohlen ist, daß er es ist, der ihr das Leben vielleicht halten kann durch Überwachung und sorgsame Behutsamkeit — und hält den Augenblick. —

Die Welt versinkt.

Das Sich-eins-miteinander-fühlen, das ist das Unwiderstehliche; so unwiderstehlich wie das Eingehen in das ewige Ganze in der Todesstunde — ganz so unwiderstehlich.

Sie flüstern leise wie im tiefen Traume miteinander.

Sie ist jetzt ganz verstummt, zitternd, aufgelöst, und noch immer wie ein abgeschiedener Geist, der gierig irdisches Leben in sich trinkt.

„Wie ist dir's gegangen?" fragt er endlich.

„Ich weiß nicht — weiß nicht", sagt sie verwirrt. „Ach du —!" und sie sinkt wieder an seine Brust.

„Dir war's nicht gut?" fragt er besorgt.

„Nein", sagt sie, aber lächelt glückstrahlend dabei.

„Nicht gut?" sagt er hastig.

„Und dir?"

„Nicht gut."

„Armer. — Erzähl mir alles!"

Er fühlt ihr Herz an dem seinen schlagen, die schweren, zitternden, unbezähmbaren Schläge, die den ganzen Körper durchdröhnen — und er empfindet die Schläge wie in seinem eigenen Körper.

„Fühlst du dich kränker?" fragt er entsetzt.

„Nein! — nein! — nein! — nein!" schreit sie bedrängt auf.

„Ich war den Tag so in Todesängsten", sagt sie atemlos.

„Wenn ich dich nun doch nicht wiedergesehen hätte! — du! du!" Sie streckt den zierlichen Kopf vor und beißt die Zähne aufeinander. — — — „Solang du leben wirst, so wird sich doch kein Mensch wieder nach dir sehnen, wie ich mich heut nach dir!"

Jetzt bricht bei ihr ein glühender Tränenstrom hervor.

Und: „Um Gottes willen, Lori!" ruft er entsetzt. „Lori!"

„Ich bin aus der Stube geschlichen. Die Mutter schläft. Ich mußte und mußte auf dich warten!" Das alles unter tief erregten Tränen.

Und zwischen Küssen und verzehrenden Liebkosungen, da fragten sie einander und antworteten einander.

Da kam die ganze Geschichte zutage, seine Ratlosigkeit, seine Unfreiheit.

„Reiß aus", flüstert sie heftig. „Reiß doch aus! Herr Gott, du wirst dich doch nicht fangen lassen? Laß sie nur alle über dich herfallen — das ist doch besser als . . ."

Sie spricht wie im Fieber. Sie brennt. Seele und Körper sind in schwerem Aufruhr.

Plötzlich breitet sie beide Arme aus.

„Siehst du, ich wenigstens halt' dich nicht an einem Faden. — Lauf nur! Glaub mir, wenn du gehen willst, gehst du eben, ganz einfach. — Dich halten!"

Und sie wirft sich wieder an seine Brust, zitternd und bebend.

Ihr Körper zuckt. Er empfindet etwas in ihr, was ihn entsetzt!

„Lori, was ist dir?" ruft er.

Ein Stöhnen.

Ihre Hände klammern sich an seinen Arm in unsinniger Bangigkeit.

„Du! du!" kommt es wie in Liebesglut und Schreck von ihren Lippen.

Er nimmt sie ganz in seine Arme. Ihr kluger kleiner Kopf sinkt ihm auf die Schulter.

Leises Wimmern, Stöhnen, Sichaufbäumen in Qual.

Eisige Hände, kalte Lippen. Und die Lippen fühlt er an seinem Hals, und die Lippen küssen unsicher, heftig, und pressen sich an ihn.

Sie kann nicht sprechen; aber in dem schweren Herzkrampf, der sie überfallen, ist jede Bewegung, deren sie Herr wird, eine bange, bange Liebkosung, die ihm die Seele zerreißt.

Er hält sie betäubt vor Schreck.

Die kalten, steifen Finger suchen immer wieder zu streicheln. Sie ist trotz aller Qual ganz und gar in Liebe versunken, ganz für ihn nur da. Jeder Blick ist Liebe und Sorge für ihn.

Ein paarmal macht sie eine schreckvoll abwehrende Bewegung und schaut ihn dabei, ach wie! an.

Sie hat Todesangst um ihn. Er soll sich wehren, das nicht über sich ergehen lassen, was er nicht will.

„Reiß aus!" ringt es sich ihr schwer von den starren Lippen.

Und er fühlt jede Zuckung, jeden Krampf. Und immer haben die jammervollen Bewegungen etwas Kosendes, Seelenzerreißendes.

Ein gräßlicher Traum, der sich auf ihn gewälzt hat, der auf ihn drückt, der ihm Vernunft und Atem raubt. Unter seinen wirren, verzweifelten Liebkosungen kämpft sie. Und er empfindet mit einem Jammer sondergleichen ihre Tapferkeit.

Sie hält die bitteren Todesstöße, die sie treffen, aus, ohne sich gehen zu lassen.

Er soll's nicht fühlen, er soll's nicht wissen.

Ein starres, wehes Lächeln ist dem Gesicht eingeprägt und deckt für ihn die Qual.

Wie ihn das mondbeschienene geisterhafte Lächeln durchschüttert.

Er kann ihr nicht helfen, er kann nichts tun.

Er wagt es nicht, sie aus den Armen zu lassen.

So sitzt er und nimmt alles ganz in sich auf.

Wie ein gewaltiger, ihn erstickender Strom fährt es über ihn hin.

Er preßt sie vorsichtig an sich.

„Ich bin bei dir, Lori. — Ich bin bei dir", sagt er bebend.

Große, starre Augen richten sich auf ihn, ein Zucken in dem schwer veränderten Gesicht.

Das so unendlich mühselige Lächeln soll wieder darauf erscheinen; statt dessen eine Verzerrung, ein unsäglicher Schreckensausdruck — Bewußtlosigkeit.

Ein Strecken — eine Schwere des Körpers. Da war es, das Gräßliche, mit einem Schlag. Er kannte es; er fühlte es; er wußte es! Da hatte er verloren, was so ganz und gar sein war.

Das war ja, was er gewünscht hatte!

Ein Liebchen vom Sturm dahergetrieben, ohne Vettern und Basen, Visiten und Gott weiß was. Verschwunden wie gekommen. Ja, Liebe, eben nur Liebe! Wahnsinn ohne Pflichtgefühl, ohne Lohn, ohne Dank. — Liebe unvermischt!

Da hatte er's gehabt!

So aber sieht das Leben aus.

Elende Faselei, unsre Wünsche.

Erstarrt. — Gelähmt.

Er konnte sie nicht mehr in den Armen halten, sie versagten ihm. Er stand mit ihr auf und legte sie in das tauige Gras nieder. — Es war so ein schwaches graues Licht — und der Jasminstrauch duftete in des Menschen stummen Jammer hinein, so zudringlich — geheimnisvoll — so lebensfreudig —

so sommerlich — so verheißend — so, als wenn noch etwas außer diesem Jammer auf Erden wäre.

Das riß ihm am Hirn, das erschütterte sein ganzes Wesen.

Er kauerte bei ihr.

Kein Laut.

Er kauerte und starrte.

Da kam die sonderbare Idee, daß er sie gemordet habe.

Sie kam so, als wenn sie gar nicht gekommen wäre, sie berührte ihn nicht.

Mit einemmal aber berührte sie ihn, doch so, als wenn sie an einem fühllosen Körper herumgetappt hätte und mit einemmal den Fleck gefunden hätte, wo der Körper noch lebt.

Und da empfand er, daß er gemordet hatte.

Er — sie.

Daß er schuld sei.

Schuld?

Das klang ihm dennoch tot und bedeutungslos.

Er fühlte nichts und gar nichts als den Verlust und fühlte ihn in seiner ganzen verzweiflungsvollen Wahrheit.

Da war nichts — gar nichts mehr — eine große schwarze Öde — eine grauenerregende Öde.

Und in die starrte er.

Tot! — Dies leere, unermeßlich leere Wort.

Sie hatte mutig diesen Tod erkannt, war vergangen — vergangen — rätselhaft vergangen — und hatte die Kraft gehabt, mitten im Todeskampf Liebeswonne zu kosten. Sie hatte bis zuletzt von diesem Trank getrunken. Ja — das hatte sie getan, sonderbar schrecklich — das hatte sie getan.

Sie hatte leben wollen. Wie stark das Lebenwollen, das Genießenwollen in ihr war, hatte er begriffen. — Und wie groß das Über-dem-Leben-stehen.

Das empfand er alles.

Er empfand ihre Küsse noch. Er sah sie mit dem vorgestreckten Hälschen, die Zähne aufeinandergebissen — wie sterbend im Übergefühl — im Rausche stehen. Er sah, wie die feinen Nasenflügel bebten, wie die Augen seinen Anblick einsogen, wie alles an ihr von süßer, tiefinnerlicher Leidenschaft zeugte — vom Lebenwollen.

Und mitten in dieser übervollen Stunde den Tod und seine Schläge und Stöße gefaßt ertragen, ohne jedes Sichgehenlassen!

Eine Heldenseele!

Das hätte einen Kameraden fürs Leben abgegeben.

So alles in einem. — So liebenswürdig, so begreifend wie ein unsäglich wohlgestimmtes Instrument — und Freund — Heimat! Alles in einem — ein Wunder!

Wie er sie verstanden hatte — jede Regung, jeden stummen Blick.

Ja, es war das Heimische für ihn in ihr, das er nie gefunden, nach dem er verlangend auf Erden gesucht hatte.

Die dumme Geschichte mit dem weißen Blatt, das war es ja nicht, was er gewollt.

Mißverständnis! — Sich selbst übertölpelt.

Er hatte Lori gemeint, nie etwas andres, das Heimische in der Liebe, das Heimische im Weibe, das Nahegerücktsein.

Sie war ihm keinen Augenblick fremd gewesen.

Jetzt! Fremd. — Grauenhaft — eins mit der toten Erde, auf der sie so gestreckt, so leer, so dumm lag.

Er starrte. — Seine Gedanken waren hilflos — kindisch — ratlos, ganz zerdrückt — ein Lallen. Und nur der Schmerz — dieser unsinnige Schmerz, der alles verödet, der das Hirn ausbrennt.

Er war ganz in diesen Schmerz verwandelt. Ein Ekel vor

der Welt, der leeren Welt, dem leeren Ich, ein Aufbäumen — und immer dasselbe Starren.

Jetzt kommt schwerfällig Bewegung in ihn, und bewußtlos, als wäre er eine Maschine, nimmt er die schlaffe Gestalt auf und trägt sie den Weg entlang dem Hause zu.

Er tut es, weil er etwas tun muß. Tritt mit ihr ins Haus ein, öffnet die Tür des Zimmers, in dem das Licht noch immer brennt. Alles in tiefer Stumpfheit.

Da fährt, durch das Geräusch geweckt, die Näherin aus ihrem Bette auf und springt schlaftrunken im groben Hemd und im blauen Nachtkamisol auf die Füße — so eine ärmliche, vom Leben ausgemergelte Gestalt.

Da steht sie und streckt die Arme vor und schreit schrill auf, als wäre er ein Mörder und Räuber und wollte ihr ans Leben.

Und er legt Lori stumm aufs Bett.

Die Näherin stürzt über sie her und schreit — und schreit — und schreit.

Dann kommen Laute, Worte, wie ein giftiger Regen.

Die ganze Stube ist erfüllt von diesem Regen.

Der sinkt auf die Tote nieder und übergießt den Lebenden. Es ist der Niederschlag eines gedrückten, beraubten, friedlosen, armseligen Lebens — so giftig und scharf und beißend; trostlos, um der Welt, die solche Niederschläge erzeugt, den Rücken zu kehren.

Und er kehrt den Rücken, faßt die Türschnalle und will gehen.

Nur fort — fort.

Der Regen drang ihm scharf und spitz und fressend bis in die innerste Seele. Er fühlte nichts als die große Öde in sich — in der Welt — und alles erfüllt von giftigem Regen.

Sie schrie ihm nach: Verwünschungen, Haß. Er hörte den Namen Schnaase — und Schnaase — und Gratulationen zur

Hochzeit — und höhnisches Gelächter — und schrillen Jammer. — Es war ihm, als klammerte sich eine dünnknochige Faust wütend an ihn — als schüttelte er sie ab; — das war ihm alles so, Wirklichkeit war nur die große Öde in ihm und um ihn.

Grauer frühester Morgen. Nebel, die von der Saale aufsteigen. Alles ungeheuer fahl und leblos; vor — Sonnenaufgang. Da geht einer durch die ausgestorbenen Straßen, schleppend, haltlos im Schritt, der die grenzenlose Gleichgültigkeit ausdrückt, den nicht die leiseste Hoffnung spannt. — So ein toter, schlapper Schritt.

Dazu die urweltliche Morgendämmerstimmung, die keines Menschen Freund ist, die in ihrer Leere und Nüchternheit uns gewissermaßen aufsaugt, zu nichts werden läßt.

Diese rätselhafte Stunde. Diese lähmende Stunde.

Er geht im Banne seines Unglücks und dieser Stunde.— bleibt wie im Rausch vor einer Haustür stehen, sucht in der Tasche, findet den Schlüssel, schließt auf und schließt die Tür hinter sich.

Und es währt nicht lange, da kommt er bleich und verstört zurück. Er war da oben im neuen Nest gewesen, das seine Mutter ihm geschäftig zubereitet hat.

Er war durch himmelblaue, frischgetünchte Zimmer gegangen. Blütenweiße Vorhänge, von der Mutter Hand gefältelt, Geruch nach neuen Möbeln und Lack, alles sauber, heiter, fast vollendet. Er mußte durch alle Zimmer hindurchgehen. Die Hoffnungsfreudigkeit der alten Frau sprach aus jedem unscheinbaren Ding zu ihm.

Da oben war eine Unmöglichkeit zu atmen. Jeder Gedanke peinigte ihn — alles Unmöglichkeiten — Unmöglichkeiten, lächerliche Unmöglichkeiten, mit denen nicht zu rechnen war. Und alles, was er mit den Gedanken berührte, fiel schwer

und lähmend auf ihn, so lähmend, so schwer, daß das Handeln wie von selbst aufhörte.

Ein Fach seines Schreibtisches hatte er aufgeschlossen und ihm etwas entnommen.

So, und jetzt geht er wieder seines Wegs — zielbewußter — fester.

Er geht zurück, von woher er gekommen.

Die beiden Linden vor dem Gartenpförtchen rauschen im Morgenwind. Die Vögel zwitschern im ersten Erwachen. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen.

Die Näherin hat das Licht im Zimmer nicht gelöscht. Es leuchtet durchs Fenster in den grauen Morgen hinein wie ein roter Funke.

Und dieser rote Funke ist's, der seinen Blick gefangen hält.

Der rote Funke bezeichnet ihm, wo seine Welt erloschen ist.

Sie ist erloschen. Die Öde weicht nicht. Es ist wie Wahnsinn, der ihn gepackt hat!

Diese Öde! —

Wie ist es denn möglich, so mit einemmal?

Er war doch ein Mensch, dem es immer wohl ergangen ist? Es war ihm alles geglückt, was man so geglückt nennt. So mit einem Schlag ist das alles ausgelöscht.

Was hat er denn für eine unglückselige Veranlagung? Andern starben ja auch die hinweg, die sie liebten. Nun, sie fanden sich damit ab.

Sie mußten sich abfinden. Sie wurden gestützt, getragen von allerlei Gewohnheiten, Plänen, Freunden — und kamen darüber hinweg.

Und er suchte nach Plänen, Gewohnheiten, Freunden, da war aber alles tot und leer und weggewischt.

Und Schnaases? Sollte er sich etwa jetzt zu denen ge-

sellen? Er gehörte ja ihnen. Er dachte an die klägliche Szene mit Sophie — an seinen Hohn, den sie eingesteckt, an das Dumpfe, Haustiermäßige ihres Wesens.

Es war ihm alles so widerlich — so unaussprechlich, — undenkbar widerlich.

Seine Finger spielten in der Tasche mit der Pistole, die er sich geholt hatte.

Sie befühlten sie.

Dabei ging er im stillen Garten auf und nieder.

Er dachte nicht ernstlich daran, sich das Leben zu nehmen, er hatte nur nach so einer Art Halt verlangt.

Und alles war ihm unerträglich.

Die Vögel begannen freudiger zu singen; der Jasmin duftete so unverschämt lebensvoll, sommerlich.

An was er auch dachte, das verlangte einen ganzen, ungebrochenen Menschen zum Kampf und zum Genuß.

So ein Schleicher zu werden, der sein Elend in sich hineinfrißt, der heute, diesen selben Morgen, daheim bei den Eltern pünktlich zum Frühstück erscheint, der auf die besorgten Fragen über sein Aussehen eine nichtssagende Ausrede bereit hat, der sich bei Schnaases auch brav und pünktlich einstellt und ihnen die blonde Gans wegheiratet, mit ihr Kinder hat, Professor wird und Geheimer Hofrat.

Nein, dazu hat er kein Talent, das will er nicht.

Wozu solche Widersinnigkeit? Was tut er Gutes damit und wem? — Doch nur, um im alten Geleise zu bleiben.

Und was gab es weiter? Zu was hatte er im Augenblick Kraft?

Es war ihm alles zum Erbrechen ekelhaft.

Sein Schicksal mußte sich heute entscheiden, heute, gewissermaßen beim Frühstück.

Da hörte er Loris frisches, lebendiges: „Reiß doch aus!"

Da hörte er das todesbange, mühselige Wort: „Reiß aus!"

„Ja, wohin, liebster Schatz?" sagte er laut. Es lag die ganze Lebensgleichgültigkeit über ihm.

Vielleicht zu dir, Lieber?

Und vor seiner Seele stand sein Freund.

Du gehst deinen ruhigen festen Schritt, was sollst du eigentlich mit mir? Ja, wenn ich mit dir gehen könnte? Du bist dir selbst genug — und man soll dich auch nicht stören. Ob dir es einigermaßen gelingen wird — das, was du willst?

Seine Finger befühlten die Pistole. Sie war so glatt und fest.

Es war des Freundes Waffe, eine gute Waffe.

So ein Mensch! So ein glücklicher Mensch! Wie der sein Leben hoch anschlägt!

Er dachte daran, wie sein Freund diese Pistole mit einer vortrefflichen englischen vertauscht hatte, weil ihm der glatte, feste Bursche nicht sicher genug schien. Und er wollte sein Leben mit den besten Mitteln verteidigen. Er war immer besorgt um sich. Er hielt etwas von seinem Dasein. Er wollte nicht über die Welt gehen, ohne in die Räder eingegriffen zu haben. Er wollte eine Spur hinterlassen, eine große, starke Spur.

Mag's dir gelingen. Schütz dich nur vor den groben Lebenspüffen, die bis ins Mark gehen.

Schütz dich mit allen Mitteln — und sei klug und laß dich nicht packen, laß dir das Hirn nicht anfressen von nichtigen Dingen.

Dann — dann — dann vielleicht gelingt dir's.

Stell dich über das Leben wie meine kleine Kluge — und schieß nieder, was dich hineinziehen will ins Elend. Glück auf, du Prachtkerl!

Da hatten seine Finger sonderbar gespielt.

Ein Schlag. — Eine innerliche Glut — Pulverdampf.

Das alles fühlte er ganz verblüfft, dann sah und empfand er sich stürzen. Also doch — dachte er.

Im Stürzen sah er (alles im Nu): ein rundes Beet mit Sommerblumen, Phlox, Reseda. Das große Rote — Wuchtige? — Ein Busch voller Pfingstrosen. — — Und da — — da stürzte er auf etwas Hartes — — das war der grüne Gartenstuhl. — Da stürzten sie miteinander um, in die nassen, tauigen, stark duftenden Blumen hinein.

Da hatte er also wirklich recht, der Alte.

Da hatte es also seine Richtigkeit. — — — Richtigkeit — Rich — tig — keit. Das Wort dröhnte krankhaft nach.

Noch ein starker Blumenduft — — — etwas Unbeschreibliches — Weichliches — Herankriechendes — — — und das Fallen — das Fallen — das Fallen in die ewige Dunkelheit.

Einer hatte sich wieder davongemacht — dumpf, wie im Traume verloren — — so dumpf wie er gelebt — so dumpf, wie alle leben, Tier und Mensch.

Daß sie gelebt haben, werden sie erst inne, wenn das einzig Entscheidende geschieht, bei dem großen, einzigen Kontrast, bei dem Herankriechen des Nichts, das das Etwas auflöst und unheimlich, weichlich, übermächtig verdrängt.

Was nun noch von Schnaases? Das Entsetzliche wirkte auf Schnaases verblüffend, wie das Entsetzen, das die Herde befällt, wenn der Wolf eingebrochen ist und sich ein Stück gelangt hat. Dasselbe große Entsetzen, das bei der normalen Herde so lang währt, bis die Blutwellen, die der Schicksalssturm aufgeregt hat, sich beruhigt haben.

Sowie sie die Sache sich überlegen, verfallen sie in den ge-

wohnten Trott: es muß so sein. — Gott hat's geschickt. — Gott gibt jedem zu tragen, was er tragen kann. — Es hat in Gottes Ratschluß gelegen. — Darf Söphchen um ihn Trauerkleider tragen oder nicht? Darüber wurde heimlich und wichtig unterhandelt, darüber wurden die Intimsten zu Rate gezogen, darüber kamen sie zu Schlüssen und verwarfen Schlüsse.

Das Außerordentliche wurde somit von Schnaases als etwas einfach Tatsächliches anerkannt und behandelt.

Das war beruhigend.

Die Bemühungen des hohen Beamten, das Begräbnis betreffend, demselben die einem Christenmenschen gebührenden Ehren zu verschaffen, das Grübeln von Tante Heimlich und der guten Schnaase über den sonderbaren, nicht ganz unbedenklichen Zusammenhang der Geschichte, das Vertuschen vor Söphchen, die Schreibereien und Geschichten, um zu erreichen, daß die beiden Begräbnisse möglichst auseinander gehalten würden; das Drehen und Wenden der ganzen Sache, um sie den Freunden und Bekannten genießbar vorzusetzen, gab unendlich zu tun, zu bedenken, zu laufen und zu schreiben.

Und der Vater, der gute Vater, daß der alles voraus gewußt hatte — so etwas!

Das hätten sie gar zu gern gleich mitteilen mögen, das war so eigen; so als hätte der liebe Gott Schnaases doch noch extra berücksichtigen wollen, als hätte er es nicht übers Herz gebracht, so ohne weiteres einzugreifen. Sie sahen dies als eine ganz besondere Auszeichnung an.

Dann kam die alterierende Nachricht, daß es trotz aller Bemühungen, trotz allen bereitwilligsten Entgegenkommens nicht möglich war, dem Entschlafenen das Begräbnis des Selbstmörders ganz zu ersparen.

Aber es war alles so in Höflichkeit und Zuvorkommenheit eingehüllt, daß es wirklich kaum verletzend wirkte!

Und diese Teilnahme! Eine wahre Überschwemmung von Teilnahme. „Bei so einer Gelegenheit fühlt man doch, daß man was ist", sagte Frau Schnaase bewegt.

Und das Begräbnis des Selbstmörders ging dann vor sich — ohne Glockengeläut und ohne Geistlichen.

Die Schmach aber war bedeckt von überreichen Blumenspenden und einer großen Menschenmasse. Das Schnaasesche Unglück hatte alles auf die Beine gebracht.

Das Schnaasesche Unglück nahm sich stattlich aus.

Und dazu geschah noch etwas, etwas, das ihnen deutlicher als alles andre sagte, daß sie wirklich etwas waren.

Das Glockengeläut hatten sie mit Gesetzesstrenge dem Selbstmörder verwehrt — als aber der Leichenzug in den Kirchhof einbog, da schlug die Turmuhr fünf Uhr nachmittags.

Sie schlug fünfmal — nein, sechsmal — nein, siebenmal.

Was war denn das?

Man horchte.

Sie schlug achtmal — neunmal — und weiter. Sie schlug ohne aufzuhören an die hundertmal.

Es war an der alten Uhr etwas geschehen.

Die Menschenmasse horchte.

„Der läutet sich selbst ins Grab", sagte ein Mensch.

Und das pflanzte sich fort und fort.

Auch Schnaases hatten staunend das Schlagen der Uhr gehört.

„Da läutet er sich wirklich selbst ins Grab", sagte auch der Großvater gerührt.

Und nun war die Sache mit einemmal in Ordnung gebracht wie von höchster Hand.

Schnaases durchschauerte ihre eigene Vortrefflichkeit.

Die alte, tollwütig gewordene Uhr hatte ihnen einen großen Gefallen getan.

Da hatten sie jetzt etwas Erbauliches, was ihnen bei dieser Geschichte durchaus gefehlt hatte — etwas, womit sie spielen konnten — was sie über den Ernst der Sache hinwegbrachte.

Und sie teilten diesen Hang nach „Erbaulichem" mit der ganzen armen, gedrückten Menschheit, mit dieser armen, verspielten Menschheit, die, wenn sie nicht von Grund aus verspielt wäre, am gräßlichen Ernst des Daseins längst zugrunde gegangen sein würde.

Sie hat aber gottlob immer etwas gefunden, gerade wie Schnaases, was sie erbaulich getröstet und unterhalten hat.

Seht euch nur gefälligst alles an, was ihr eure gesegnete Kultur nennt, euer Wichtigtun, euer Philosophieren, was ihr eure Sitten und Gebräuche und so weiter nennt.

Seht es euch einmal an in einem lichten Augenblick.

Übrigens ist Schnaases die ganze Geschichte wohl bekommen.

Wenigstens kann ich versichern, daß Söphchens „leinenes Sakrament", wie Heinrich Ölwein sagte, nicht in den Kisten verblieben ist, sondern seinen Zweck erfüllt hat.

Söphchen ist Urgroßmutter aller jetzigen Schnaases — und es ist alles voll von Schnaases.

Des Bäckerlehrlings Johannisnacht

An einem Juninachmittag, der das ganze Saaletal und die heiteren, absonderlich geformten Jenenser Berge strahlen und leuchten ließ, arbeitete der Meister, seine zwei Söhne und zwei Gesellen mit entblößtem Oberkörper in der dämmerigen, großen, niederen Backstube, mitten in Mehl und Mehlgeruch.

In den weiten Mulden gärt Brotteig und strömt säuerlichen Dunst aus, der sich mit dem Schweißgeruch der derben Burschen mischt. Aus dem dunkeln, verbauten Erdgeschoß, in dem die Backstube liegt, steigt Tag und Nacht ein warmer mehliger Duft auf, zieht durch das uralte Haus, durch das schluchtartige Höfchen bis hinauf zum sonnigen Dach, ein echter, rechter Duft nach hausbackenem Brot, nach kräftigen Leckerbissen, nach echtem Mehl und echtem Zucker und guter Butter, nach kernigem Buchen- und Tannenholz, ein Geruch von Redlichkeit und Wohlbekömmlichkeit, kein solcher Übelkeit erregender, klebriger, süßlicher, chemischer Geruch, wie er in den heutigen Bäcker- und Konditorenhäusern einem jeden, der ihn spürt, den Appetit benimmt. Der Meister war dabei, ein paar Torten mit schnäbelnden Tauben und Rosengirlanden zu verzieren, die der Rosenwirt in Jena zum heutigen Ball bei ihm bestellt hatte. Ein Geselle stieß Mandeln zur Mandelmilch, die Söhne waren mit Riesenkuchenblechen beschäftigt, und aus dem Nebenraum glühte, wenn von Zeit zu Zeit der frisch geheizte Backofen geöffnet wurde, ein feuriger Höllenrachen und strömte seine Glut bis in die Backstube, so daß Meister und Burschen nur so troffen.

Es war in der Tat ein heißer Juninachmittag. Von all der Herrlichkeit draußen aber ahnte man in diesem wie in Fels gehauenen Raume nichts.

Von der Backstube aus führt eine steinerne Wendeltreppe hinab in den Keller, und in der Nähe dieser Treppe ist ein kühler Modergeruch zu spüren, wie er aus uralten Kellern aufsteigt. Dieser weiche, fließende Moderduft und alte Erdgeruch mischt sich mit dem Dunst der Mehlwolken, des Sauerteigs, des Schweißes, der Backofenglut und gehört zum Ganzen.

Unten im Keller, in stockfinsterer Nacht, gärt des Meisters Hausmuff, sein Hausbier, das der Lehrbub aus dem Faß in die Steinkrüge zu füllen hat.

Den Keller aber hatte noch jeder Lehrbub auf dem Strich gehabt, den Keller, das „verflucht'ge Loch", denn im Keller war es nicht geheuer, da befand sich mitten in der schwärzesten Dunkelheit, oben im Gewölb, ein riesiger Schornstein, der kerzengerade durch alle Etagen hindurchführte, bis er hinauswuchs auf das schwarze, zerbröckelte Schieferdach des hohen, greisenhaften Hauses. Keine Feuerstätte mündete in ihn ein.

Wozu er da war, wußte kein Mensch; aber wenn man mitten unter dem weiten Kamin stand, war ein wirkliches und wahrhaftiges Wunder zu sehen: am hellichten Tage leuchteten durch diesen schwarzen Schlund die Sterne vom Himmel herab.

Die Lehrbuben hatten, wie gesagt, in diesem Keller nicht gern zu schaffen, und des Meisters Hausmuff war daher eine minder angreifbare Ware, als sie es unter gewöhnlichen Umständen gewesen wäre.

Während Meister und Gesellen in der dumpfen Backstube ihre Arbeit taten, öffnete sich die Tür, und ein grobknochiger Junge von sechzehn Jahren, dessen Haupt ein dichter, starrer Haarschopf zierte, schob sich herein, wie durch den Türspalt geschossen.

„Bin so frei", sagte er.

Das mußte er sagen, das verlangte der Meister so, denn der Junge war der Lehrbub und sollte auch Lebensart lernen.

„Nu," sagte der Meister, „no sag mersch lieber gar nich, was de angestellt hast."

„Nä," sagte der Junge, „er hat seinen Kuchen ganz ordentlich gekriegt — wenn ich's sag'."

„Hast du denn, als du mit den Botenweibern 'neinfuhrst, dein Blech och ordentlich auf den Knien gehalten? Ich hab' dersch gesagt, daß Exzellenz Goethe, was den Prophetenkuchen betrifft, eklich is."

„Na," meinte der Junge, „gestern sin mer ganz gut 'neingekomme, grad noch vorm Wetter."

„Un was die Hauptsache is, seine Rechnung, hat er die endlich beglichen?" fragte der Meister mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Nä", sagte der Junge.

„Schöpps, verdammter! Was hab' ich dir denn gesagt? Auftreten sollst de, bis daß ersch herausgerückt hat. Was meenst du denn, daß ich dich wegen dem lumpigen Prophetenkuchen 'nein nach Weimer ließ? Ne, so 'n Brummochs! Auftreten solltste ordentlich. Nischt hat er gezahlt, un den letzten Kuchen och nich?"

„Nischt", bestätigte der Junge.

Da hatte er's.

Der Meister legte ein schnäbelndes Taubenpaar aus der Hand und wischte dem Jungen eine aus in ungetrübter Gemütlichkeit.

Die Gesellen lachten.

„No, Hans", sagte einer.

Hans fuhr sich mit dem Ärmel über die runden Backen und grinste verlegen.

Ein Lehrjunge damaliger Zeit nahm es mit Püffen und Knüffen noch weniger genau, als einer in unseren Tagen.

„No," sagte der Meister, „hast 'n 'en selbst gesprochen?"

„Nä."

„Wen denn?"

„De Schwiegertochter."

„Daß dich! Und deshalb machste nach Weimer 'nein? Die, die zohlt jo nie — die nie! Wie hoch, sagt Pollak, is die Rechnung für Brot un Semmel für Exzellenz Goethe aufgelaufen? An die dreihundert Laubtaler — so was, hä?"

„So was schonn, Meester, dächt' ich", antwortete ein Geselle, der seinerzeit bei dem Bäckermeister Pollak in Weimar in Arbeit gestanden hatte.

„Jesses über die Menschen!" brummte der Meister. „Als Studenten haben se nischt, und als Exzellenzen wollen se nischt zahlen."

„War denn der Zimmet un Zucker, wie sich's gehört, noch auf 'n Kuchen?"

„Jo," sagte der Junge, „das schonn."

„No, un wie warsch 'n Weimer?"

„Nischt war. Die Mutter läßt den Meester scheen grißen."

Am Abend saßen die Gesellen, die Bäckerssöhne und der Lehrjunge miteinander auf der langen steinernen Bank vor dem Hause und verschnauften sich in der Abendkühle, alle mehlbestaubt, mit aufgekrempelten Hemdärmeln, rot und wohlgenährt.

Zu ihren Füßen fast schoß der Läutrabach in seinem mit Brettern ausgelegten Bette pfeilschnell dahin.

Die Gesellen plauderten von Liebesgeschichten, von kräftigen, handgreiflichen Liebesgeschichten, und rauchten und spuckten aus.

„No, Hans," hieß es von allen Seiten, „du Schlingel! Hä, wie wärsch denn? Wann schaffst denn dir ä Schatz an?"

„Doa," sagte Hans, „ihr —"

„Ich weiß schonn," meinte einer, „tu nur nich so, se haben dir emol 'ne Kellnerin eingebild."

„Jawohl — eingebild!"

„Etwan nich?"

„Nä."

„Da hast se dir wohl mit heimgenommen? Was? — Hört den an, den Enfamigten!"

Die Gesellen brüllten vor Lachen.

„Nu grade," sagte Hans, „nu grade."

„Jesses nee, so ä Bengel!"

„Hast 'n ihr och 'n Schmatz gegeben?"

„Grade", sagte Hans.

„Besoffen warschte, dummer Junge, weeßt es denn nich mehr?"

Die Gesellen schlugen sich auf die Schenkel.

„Nä, so 'n Bengel! Selbst heimgebracht ham mer dich so — du —! Nimm doch endlich emol Vernunft an. Wer hat dich denn in de Falle gelegt, als mir? Wer andersch denn? Dei Rausch is uns teuer genug gekommen. Gesoffen haste wie 'n Loch. Nä, daß sich der Kerl seine Kellnerin immer noch einbild!"

„Ä tüchtiges Fraunsmensch war's, nich, Hans?" fragte einer und bog sich vor und spuckte in weitem Bogen von sich.

„Nä," sagte Hans unentwegt, „ä nudelnettes Mächen war's. Die wenn ihr hättet!"

Die Gesellen brüllten.

„No, Hans, ä Rausch, den berappen mer noch emol, un dann kannst och dein Schatz wiederkriegen."

„Grad nich“, sagte Hans und spuckte noch weiter als der Geselle. „Nä, pfui Deiwel!“

„Wenn der Hans nich wär'!“ rief der Geselle, der bei Pollak in Weimar in Arbeit gestanden hatte, „das wär' ja gar kei Leben nich hier.“

Jetzt fuhr Hans dem, der neben ihm saß, an die Gurgel, wie eine wilde Katze, und krallte sich an ihm ein.

„No“, lachten die andern.

„Du willst 'n wohl deinen Schatz beweise, du?“

„Geh' laß 'n!“

Hans aber schüttelte und rüttelte ihn so, daß der starke Bäckergeselle alle Mühe hatte, unter Lachen sich von ihm zu befreien.

„Du Deiwel!“ rief der Geselle. „So 'n Krafthase!“

„Wer da aberscht kömmt!“ Ein Geselle stieß den ältesten Bäckerssohn an: „Das Chrischtkind!“

Und aus dem Hause trat ein blondes, zartes, kinderhaftes Mädchen im verwaschenen rosa Kattunfähnchen, das sich eng um die zierlichen Glieder legte, das feine Gesicht von lichtblonden kurzen Härchen umgeben, die sich an der Spitze sanft bogen.

Die Gesellen verhielten sich jetzt ruhig und nickten dem Mädchen einen „Guten Abend“ zu.

Hans war unter der Faust des Bäckergesellen zusammengeduckt und sah auch dem zarten Mädchen nach.

„So 'n sappermentsches Mächen!“ brummte der Bäckerssohn. „Ja, Hans, die wenn du noch meentest!“

„Na, laß den Hans seine Kellnerin, wenn's ihm freut.“

Die Gesellen plauderten weiter handgreifliche Liebesgeschichten und Abenteuer und rauchten und spuckten aus. Und Hans saß und hörte ihnen mit großen, glimmenden Augen zu. Dann, als der Abend weiter hereindunkelte, schlürften sie ins Haus, um sich schlafen zu legen, denn Bäckerruh ist kurze Ruh.

Hans blieb allein auf der Bank zurück.

Die Burschen setzten ihm das Blut in Feuer, Abend für Abend.

Er saß da und verschnaufte und stierte.

Leichte Schritte, die sich dem Hause näherten, ließen ihn aufblicken. In der Dämmerung sah er die feinen Umrisse des Mädchens, die wieder zurückkehrte.

Da schlug etwas in seiner Brust wie mit einem Hammer, betäubend. Es war ihm, als käme eine schwere Schläfrigkeit über ihn, etwas, was den Atem beklemmte.

Das zarte Ding mußte an ihm vorüber, und wie sie das eben tun wollte, stellte er ihr ein Bein.

Sie stolperte.

Da lachte er auf.

„Rotznäse!" sagte das Mädchen.

Sie schwankte ein wenig und ging weiter, die ausgetretenen Stufen hinauf.

Da bückte sich Hans, und zwischen den Steinfugen des holperigen Pflasters faßte er eine Handvoll Lautrasand, den der Bach beim letzten Gewitter mit sich geführt hatte, und warf ihn ihr nach und brummte etwas zwischen den Zähnen, das klang, als sagte er zu ihr: „Werd du mei Schatz."

Ob es das Mädchen gehört oder nicht gehört — sie schaute nicht rechts noch links und schlüpfte wie ein Schatten ins Haus, um hinauf zu ihrer Witwe zu gehen, deren kleine, winzige Magd sie war.

Hans schlürfte auch durch den düsteren, engen, greisenhaften Hausflur, der, von dem glimmenden Öllämpchen, das in einem grauen Mauerloch neben der Backstube seinen Platz hatte, wie von einem glühenden Auge nicht erhellt, sondern erst recht verdunkelt wurde.

Zu Hansens Obliegenheiten gehörte es, allabendlich, ehe er schlafen ging, dies glimmende Auge zu löschen.

Er drückte mit dem Daumen auf den Docht und wischte den Daumen dann am Stiefel ab, heute wie an jedem Abend.

Dann tappte er sich zu seinem Bett in der Gesellenkammer neben der Backstube.

Da lagen die Kerle schon und schnarchten in tiefer Dunkelheit.

So lebte Hans seine Lehrjungentage bei dem Meister Konditor hin.

Von früh drei Uhr an auf den Beinen, Teig und Mehl und Backofenglut, Schwitzen und Püffe, Maulschellen und drunten im unheimlichen Keller das Hausmuff verzapfen, saftige Späße der Gesellen, Liebesgeschichten und Saufgeschichten, Laufen und Rennen ohne Ende, Semmel- und Tortenaustragen und Besorgungen machen, überall zugleich verlangt und gescholten sein, das war es ja, was ihm das Schicksal vorderhand zugedacht hatte.

Eines nicht zu vergessen:

Seine Zunge hatte nie, bevor sie durch Hans in dies alte Haus kam, gewußt, was es heißt, Leckereien am Gaumen zu zerdrücken, Süßigkeiten um sich hin und her gleiten zu fühlen und zu schlecken und schnalzen im Hochgenuß klebriger Köstlichkeiten. Und jetzt wußte sie das und kannte es.

Wie hatte sie geschleckt und geschlungen, als ihr Herr am ersten Morgen seines Antritts beim Konditor mit der Hausmagd zusammen früh um fünf Uhr statt einer ordinären Brennsuppe Aprikosentörtchen, Himbeertörtchen, Streuselkuchen und Gott weiß was, einen ganzen Teller voll, bekam, Ware vom vorgestrigen Tag.

Das Wasser war ihr vor Wonne zusammengelaufen, ins Paradies schien sie gekommen zu sein.

Und zum zweiten Frühstück erschienen zerbröckelte Dreierstücke, allerlei Mißratenes, ein ganzer Haufen.

Und zu Mittag war Hans so vollgegessen, daß er den Hirsebrei nicht mochte.

Erst zum Vieruhrbrot fiel er wieder wie ein Wolf über alte Biskuitbrocken her.

So ging es eine Zeitlang fort. Die Gesellen hänselten ihn. Er und die Hausmagd aber, die mit ihm zur selben Zeit eingetreten war, schlangen und fraßen.

Hans samt seiner Zunge war ins Schlaraffenland gekommen.

Gar zu lang dauerte die Herrlichkeit zwar nicht, da schaute Hans mit scheelen Augen dem Käsefrühstück der Gesellen zu, und wenn sie zu Mittag hin und wieder ihre gehörigen Fleischhappen bekamen, verwandte er kein Auge von ihnen, denn er und die Hausmagd mußten sich selbst dann nur mit winzigen Bröckchen begnügen, denn sie waren nun einmal die beiden Abgründe, worin die altbackenen Süßigkeiten verschwinden mußten.

Die Hausmagd zog bald wieder davon, total gesättigt, trübselig, mit verdorbenem Magen, um einer neuen Kraft Platz zu machen, die sich dann auch zu Hansens Ekel gewaltig hervortat.

Hans wäre auch gern abgeschoben — aber wohin? Konditorlehrjunge war er nun einmal, und zu welchem Konditor er seine Schritte auch gelenkt hätte, überall hätte ihm das gleiche geblüht.

Ihm blieb nichts übrig, als sich bis zum Gesellen durchzufressen, die Öde in seinem Leib herumzutragen, mit der Gier sich abzufinden, den Widerwillen zu verschlingen.

Die Gesellen fraßen vor seinen Augen Wurst und tranken Schnaps dazu, schüttelten sich über seinen süßen Papp, warfen ihm ihre Wurstschalen wie einem Hunde zu und brüllten, wenn er sie verschlang.

In Hansens Seele aber wuchs die Gier. Das süße Zeug

in seinem Leibe machte ihn zuzeiten bös und wild und heimtückisch.

Es wuchs etwas in ihm, was ihn verzehrte, ein Verlangen nach allem, was er sah, nach Wurst und Fleisch und Wohlleben und nach allem Unbekannten.

Und dann wollte er es den Gesellen auch in jedem Stücke gleich tun. Das war wieder etwas, was ihn würgte und drängte.

Abend für Abend saß er mit ihnen bei gutem Wetter draußen auf der langen Steinbank und ließ sich von ihnen hudeln und zerren und sprach mit ihnen wie ein Alter. Das war der Gesellen größtes Gaudium.

Aber von dem Abend an, an dem Hans dem zarten Mädchen ein Bein gestellt hatte, schienen alle Teufel in ihn gefahren zu sein. Patzig und frech benahm er sich, schaffte sich von den paar Pfennigen, die er erspart hatte, eine Tabakspfeife an und paffte mit den Burschen und log ihnen vor, was das Zeug hielt.

„Hört den Schlingel an", hieß es aller Nasenlang.

Das tat ihm wohl.

Und wenn die Gesellen zum Bett oder zum Bier gingen, lungerte er umher und lauerte dem Mädchen auf. Und traf er sie, warf er mit Sand hinter ihr drein.

Das Mädchen huschte jedesmal wie ein geängstigtes Kätzchen an ihm vorüber.

„Das ist das rechte nicht", dachte Hans.

Einst begegnete er ihr auf der Straße, als er gerade eine Torte forttrug.

„Bst", machte er.

Sie sah, daß es diesmal mit dem Werfen wohl nichts werden würde, denn vorsichtig und ungeschickt ging er und hielt die schöne Torte ängstlich mit beiden Händen. Sie blieb stehen und blickte ihn ruhig an.

„Was ist denn das?" begann sie mit einem weichen Stimm-

chen. „Du führst dich ja abscheulich auf mit den Gesellen? Schämst du dich denn gar nicht? Ich hör' euch bis hinauf zu uns. — Und weshalb wirfst du immer?"

„Umschauen sollst du dich", sagte er.

„So 'n dummer Junge!" Sie lachte leise in sich hinein. „Weißt 'n auch, daß dich die Leute das Chrischtkind nennen?"

„Is nix Unrechts."

„Weilste so klein geraten bist, gelle ja?"

„Wenn ich mehr zu essen kriegen tät', tät ich schon wachsen", antwortete sie.

„Gibt sie dir nischt, das alte Fell oben?"

„Nischt nich, aber viel auch nich."

Er sah, wie zierlich sie war, so feine Knöchelchen, alles so zart wie an einer Blume oder einem Schaumtörtchen. Bei dieser Vorstellung wurde ihm ganz übel. Schaumtörtchen, das war sein Allerschlimmstes.

„Ach, du hast's gut," sagte das Mädchen aufatmend, „du und eure Magd. Ist's wahr, daß ihr so viel bekommt, so viel guten Papps?"

„Pfui Deiwel!" Er zog eine Grimasse.

„Also auch nich, da hat sie gelogen."

„Gelogen? Nä. Wenn de darauf aus bist, das kannste haben. Mir hängt's so aus 'm Halse raus. Weißte, komm heit abend nunter an die Saale, an die Fähre, wenn die Gesellen sich in die Falle geschlagen haben, da bring' ich was."

„Ach du ... Jawohl." Sie sah ihn scheu an. „Du maust doch nicht?"

„Bewahre, das asige Zeigs!" Er lachte wütend auf. „Da biste aber schief gewickelt. — Nä."

Und abends stand eine zarte Gestalt unten an der Saale, an der Fähre. Sie hatte sich in den Schatten einer hohen Ulme geborgen und schaute aus. Vom Fährhaus fiel über den Weg ein heller Streifen, den mußte jeder passieren.

Sie wollte sehen, ob er Wort hielt, und dann war sie auch hungrig.

Sie fühlte sich fast immer hungrig, denn noch war sie im Wachsen, und ihre Frau verschloß alles und jedes, jedes Häppchen Brot.

Aber er kam wirklich, tauchte aus der Dunkelheit auf und stand ein Weilchen in dem hellen Streifen. Sie wagte sich aber nicht kundzugeben und wartete, bis er noch ein bißchen herumgestanden und gesucht hatte, und als er ihr endlich ganz nahe kam, zupfte sie ihn am Ärmel.

„Na, da bist du ja", meinte er. „Weshalb haste denn kei Mucks getan? Da bring' ich dersch, komm nur."

Sie gingen miteinander bis zu der Laterne, die den Ein- und Ausstieg in das Fährboot erhellte. Die Saale gurgelte und rauschte. Das Ulmenlaub wisperte, das Fährboot lag am andern Ufer, und Hans leerte seine Taschen in des Mädchens Schürze aus.

„Ach Gott," sagte das Mädchen ganz betreten, „solche Sachen kriegste?"

„Nu iß auch", drängte Hans.

Das Mädchen hockte sich auf einen Balken, der in der Nähe der Laterne lag.

„Sehen möcht' ich's auch", meinte sie verlegen.

„Du, nimm das — das is mit Himbeer. Gelle ja?"

Sie langte danach, biß zaghaft ein, und über das zarte Gesicht ging ein ganz glückseliges Lächeln.

„Gut is", sagte sie.

Hans erschien sich als der reiche Mann, steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff einen Gassenhauer.

„Bst“, machte das Mädchen.

„Wie heißt du denn noch?“ fragte sie heimlich.

„Wie denn noch?“

„Außer Hans.“

„Isleib“, sagte er.

„Jesses!“

„No? Glaubst's etwan nich? Das is 'n feiner Namen für 'n Konditor.“

„Freilich“, und dabei lachte sie wieder in sich hinein.

Sie knusperte an allen Stückchen, biß eins nach dem andern an.

„Gut is. Ja, das is gut. — Aber das? — Auch gut. Nimm doch auch!“

„Nä“, sagte Hans verächtlich, sah ihr aber ganz versunken zu.

Das war das erste Mal in seinem Leben, daß er jemand eine Freude machte, und das griff ihm weich ans Herz; es schien ihm wie eine harte Kruste davon abzufallen.

„Weißte, wenn ich erscht Konditor bin, da heirat' ich dich.“

„Jawohl,“ lachte sie, „du Rotznäse, kannst gewiß nicht einmal richtig schreiben?“

„Da haperts“, sagte Hans.

„Das wär' mir 'n Schatz“, meinte sie. „In der Schule hab' ich nichts als Einser gehabt und viermal den Preis.“

„Da war bei mir nischt los. Zum Heiraten gehört das auch nich.“

„Doch, ich möchte keinen, der schreiben tät wie 'ne Kuh.“

„A was!“ sagte Hans, „wenn ich dir erscht solches Zeigs da backen tu'.“

Sie knusperte wie ein Mäuschen. Und nun erzählten sie sich gegenseitig, wer sie waren, woher sie stammten, und wie es ihnen ergangen war. Und da verstanden sie sich.

Zwei, die auf der Brennsuppe dahergeschwommen waren: Kälte und Hiebe, und Hunger und Arbeit, und Lumpen und Not und Härte.

Sie in ihrer Lieblichkeit und er in seiner hahnebüchenen Untersetztheit, sie hatten beide ganz dasselbe durchgemacht. Bruder und Schwester aus der einen großen Familie der Elenden.

„Und das alte Fell oben verschließt dir alles? Na, wart, Mariechen, weeste, ich bring' dir alle Abend ä bißchen was, bis dir's och etlich wird. So 'n Dreck krieg' ich allemal."

„Ja, wenn du darfst."

Er ging mit ihr bis an die Straßenecke.

„Gu'n Nacht, Chrischtkind."

Sie schlüpfte von ihm fort, den Mund voll Kuchen.

Er stand an dem rauschenden Läutrabach in der engen dunklen Gasse und dachte: „No, jetzt haste 'n Schatz, gelle ja? — Deiwel!" Aber da war nichts, womit er hätte vor den Gesellen prahlen können — kein Schmatz — gar nischt. Das war mal ganz anderscht.

Aber zum erstenmal im Leben hatte eine weiche Hand sein armes Herz berührt.

Und das tat ihm weh. Er kannte sich nicht aus. Er hätte flennen mögen.

Die Zähne biß er zusammen und ging nach Haus, löschte mit dem Finger das glimmende Auge im Hausflur, das in der zerbröckelten Mauernische dämmernd leuchtete, wischte den öligen Daumen am Stiefel ab, legte sich dann und schlief, bis er vor den Gesellen wieder heraus mußte, um den Backofen zu heizen.

Was bist du denn für 'n Duckmäuser heut?" sagten die Gesellen zu ihm, als sie am Abend wieder miteinander auf der Bank saßen.

Hans hatte aber schon die Taschen voll Zuckerwerk und paßte nur, daß die Gesellen aufbrechen möchten, und war maulfaul. Gewiß wartete das Chrischtkind schon unten an der Fähre — und die Esel gingen nicht.

Und als sie endlich gingen, trabte Hans ab, hielt sich die Taschen mit beiden Händen zu — und richtig, sie wartete schon an derselben Stelle.

„Gelle ja, dir hat's geschmeckt?" sagte Hans pfiffig, und wieder gingen sie an die Laterne, und er ließ in die schmale Schürze seine Krumen und Brocken purzeln, so recht von oben herab.

Als er dann zu Ende war, fühlte er ein schmales Päckchen in seine Hand gleiten.

„No?"

„Guck nur 'nein."

Ein dünnes halbes Würstchen war darin.

„Jß du nur auch", meinte das Mädchen verlegen.

„Wo is se denn her?"

„Einer von unsern Studenten hat's liegen lassen, und da hab' ich's erwischt, eh' die Frau es hatte."

Hans wagte nicht recht, zuzugreifen. Das Würstchen war so winzig, und das Opfer schien zu groß. Schließlich aber behielt er es, und sie setzten sich miteinander auf den Balken.

„Das ist eine verdammt gute Wurscht", meinte Hans. „Jst er ein Metzgerssohn?" Das schien ihm das Beneidenswerteste auf Erden zu sein.

„Jch weiß nicht, er hat's von daheim bekommen."

„Ja, die Studenten," sagte Hans nachdenklich, „die verstehn den Rummel."

Wie sie miteinander saßen, so tief innerlich befriedigt, beide kauend und schluckend, beide mit dem beschäftigt, wonach ihre Seele verlangte, da waren sie ganz dem Sorgenhaben entrückt und schwiegen beide und genossen, was sie hatten.

Hans war am ersten mit seinem guten Teil zu Ende, so sehr er auch damit gespart hatte.

Jetzt saß er und starrte auf das zarte, laternenbeschienene Gesicht neben ihm. Er starrte und starrte. Wie eine schöne, saftige Frucht erschien es ihm, wie eine Frucht, in die man hineinbeißen mußte.

Und er konnte nicht anders, er fuhr dem jungen Mädchen mit seiner täppischen Pfote über das ganze Gesicht.

„No du," sagte sie mit vollem Mund, „du kommst einem ja in die Augen!"

Er hatte aber etwas so unbeschreiblich Zartes, Lebendiges gefühlt, daß ihm das Herz schlug.

So war es also!

Wie von einem Schreck fühlte er sich durchzuckt.

Sie blieb ganz gleichgültig und knusperte — und er fuhr ihr wieder übers Gesicht, hastig und rauh.

Da gab sie ihm einen Schupp mit dem Ellbogen.

„Du, sei nich eklich", sagte sie. „Laß!"

Hans aber war es ähnlich zumute wie dazumal, als er sich auf der langen Steinbank mit dem Gesellen raufte, er mußte wieder mit ihr anbinden und gab ihr einen Stoß in die Seite, daß die zarte Gestalt ins Wanken kam und ein Teil des Zuckerzeugs ihr aus der Schürze kollerte.

„Tapps, dummer, was fällt dir denn ein?"

Er aber packte ihren Kopf und wollte ihr einen Schmatz geben, da fehlte ihm der Mut dazu. Deiwel! Dem stärksten Bäckergesellen eine auszuwischen, war leichter.

Und er hatte sich das wie gar nichts gedacht.

Einem Mädchen 'nen Schmatz geben, das war doch weiß Gott nichts gegen alles mögliche andre.

Dem Mädchen wurde es bänglich zumute.

„Was fällt dir denn ein?" sagte sie böse. „Gib Ruh! Ob ich's unserm Pfarrer sagen muß mit dem, daß ich dich

allemal hier treff' — und mit dem Kuchen?" meinte sie nachdenklich.

„Ja, bist 'n katholisch?" fragte er erstaunt.

„Jawohl."

„Un um so was frägt er dich? Das tät' ich mir verbitten."

„Der is streng", meinte das Mädchen. „Da gibt's nichts, dem mußt du alles sagen. Wir sein hier so wenig, da kommt auch alles auf. Er ist ein guter Mann, vor dem tätest auch du dich schämen. Un wenn eins weder Vater noch Mutter hat, wie ich — du lieber Gott!" Sie seufzte. „Wer kümmert sich denn eigentlich um unsereins? Kei Mensch."

„Iche!" sagte Hans.

„Gelle ja, du — Mohndieten! Recht schreiben kannste nich, un dein' Hiebe kriegste aller Nasenlang — un aufführen tust du dich ... Aber alles was recht is, gut biste."

„Gelle ja, weil ich dir was bring'."

„Ja," sagte sie, „wer bringt denn einem was — das is was Rares."

Wie ihm das gut tat, das Lob. Er vergaß fast darüber, daß er ihr einen Schmatz geben wollte.

Wie er aber diesen Abend allein nach Hause ging, beschloß er bei sich, ihr einen Liebesbrief zu schreiben. Etwas wenigstens sollte geschehen. Das Herz war ihm zum Zerspringen voll, und es war das erste Mal, daß er eine Menschenseele liebte — und verliebt war, und er hing an dem blonden Dingelchen, wie ein Hund an seinem Herrn.

Was hätte er nicht alles für das Chrischtkind getan, gemaust, gelogen und gerauft. Sonderbar jedoch, daß ihm nur Lumpereien einfielen, die er ihr zu Ehren hätte ausführen mögen.

Diese Nacht aber lag der Liebesbrief schwer auf seinem Herzen, — und daß ein Liebesbrief geschrieben werden mußte, stand fest, — aber wie?

Als er am Morgen über dem Backofenheizen war, schien es ihm eine Unmöglichkeit zu sein — alles eher als einen Liebesbrief!

Doch mußte es geschehen.

Und es geschah auch.

Er bohrte, kramte und wühlte in seinem dicken Schädel, als müßte sich da etwas zutage fördern lassen.

Und am Abend, als die Gesellen zum Bier gegangen waren, bohrte und wühlte und kramte er in deren Laden und Kisten.

Da schien ihm eher die Möglichkeit, etwas zu finden, denn die Kerls schrieben Liebesbriefe die schwere Menge. Freilich mußte er sich sagen, daß derartige Briefe das Schicksal hatten, meist fortgeschickt zu werden.

Aber es fand sich dennoch etwas, ein Brief an eine „Wetti", den einer der Gesellen aus irgend welchen Gründen nicht fortgeschickt hatte. Vielleicht war dieses Schriftstück in köstlicher Reinschrift vervielfältigt, und das Urbild hatte der Geselle zu weiterem Gebrauch für sich behalten.

Ohne sich über den Inhalt viel Sorge zu machen, beschloß Hans, den Brief abzuschreiben.

Am andern Tag, als die Gesellen ihren Mittagsschlaf hielten, zog er mit einem Bogen Papier, den er sich gekauft, und mit Christkindbildern, die er seinem Meister entwendet hatte, der solche Bilder zu Weihnachten auf Pfefferkuchenherzen klebte, hinunter in die stille Laube, die am Ende des langen, schmalen Gartens lag.

Dort angekommen, schüttelte er mit Wichtigkeit sein kleines Tintenfläschchen, beschaute sich den Gänsekiel, setzte sich zurecht, kraute sich im Haar und nahm des Gesellen Brief vor.

Zuerst aber pappte er eine ganze Reihe „Chrischtkinder" auf seinen Bogen, die standen da wie die Soldaten, eins ans andre gedrängt.

Aber, o Schreck, des Gesellen Liebesbrief war eine Neujahrsepistel, und Johanni stand vor der Tür. Da war guter Rat teuer!

Der Brief begann:

„Ein Herzliches Glühwunsch zum neuen Jahr fil Glück und Segen ‚liebe Wetti'."

Und so ging's weiter.

Hans aber ließ nach längerem Grübeln den Anfang weg und schrieb:

„Mein Herz schlächt so dif darin das kein andrer Mensch herauskriegen kann, es gibt kein ander Schaz mer auf der Welt als nur Du, nur Du bis mei Schatz, nur du bis meine liebe Wetti." Wetti hatte er im Eifer des Geschäfts mit abgeschrieben, klammerte die Wetti aber ein und schrieb „Chrischtkind".

„Wennst Du mich verlaſſ so bin ich verlassen, ich finde keine zwide mer. Nur Du bist die Erste und auch die Beste, Du weißt wie die Blume spricht.

Lieber Schaz vergiß mei nicht, es blüd ein Rosenstrauß drei Söhne Rosen sin drauf die erste Blum wie Dein Wange so rot, die zwide wie Dein Gesicht so holt und die dritte Rose schmeckt so gut als Du mein Schatz bis mir so gut. Du bis mein Schaz, Du bis das einz'ge auf den ich mein Vertrauen hab Du bis mein Leben Du bis mein Blud Du bis mein einzig auf der Weld.

Nur	Du	bis	mein	Schatz
Nur	Du	bis	"	Herz
"	"	"	"	Herzensstrickchen
"	"	"	"	Herzgrube
"	"	"	"	Herzzucker.

Zu Dir is mein ganzes beschtreben und mein ganzer Sin. Wenn ich vor mein Auge Dein aufrichtig Herz hab', sieh so gibt's mir allemal mir in mei Herz en schtich, den meine Lübe zu Dir is so groß daß ich gar nich schreiben kan das Blümlein muß man sorgsam pflanzen das Herze muß verstanden sein drum schau' ich auf Dich wo ich nur kann. Du hast schon fil für mich durchgemacht schon fil für mich müssen leiden daß is sehr Söhn fon Dir. Du hast fil Wege un Gänge for mich gemacht Und Du bis mein und Du bleibs mein Ich bin überglühlicht.

Ich schließe mein Schreiben mit tausend Kissen

Von den Dich liebenden

Hans Isleib
(Senior)."

Senior schrieb Hans, weil der Geselle dies auch getan hatte. Darauf kam noch eine Nachschrift in eigentümlichem Arrangement:

„Ich wünsche
Zum neuen Jahr
Alles Gute was
Du selbst wünsches."

„ich hab' noch
zu wenig
Blaz gehabt
sonst sein
noch einiges
geschrieben."

„Zwei Sternlein
am Himmel
die leichten so schen
eins leicht zu mein
Chrischtkind
Und das andre ham."

Solchergestalt war Hansens Liebeswerk, ein von saurer Arbeit zeugender Proletarierbrief.

Er gefiel ihm.

Und er gedachte ihrer Worte, daß sie keinen Schatz haben wollte, der wie eine Kuh schrieb.

„Wie von einer Kuh sieht der Brief nicht aus", dachte er.

Nun aber war er ins Schreiben gekommen, wie das so geht, und auf seinem Bogen fand sich noch immer ein Plätzchen.

Da fiel ihm etwas dunkel ein, etwas, was er einmal gewußt hatte, etwas, was sich in einem Liebesbrief schön ausnehmen würde, und er schrieb ein paar Brocken, die ihm im Gedächtnis haften geblieben waren.

Die lauteten also:

„Was is der Ehstant? Der Ehstant ist ein Bam, an dem fil Frichte dran hängen aber och verbotene. Der Ehstant is ein Garten in dem fil Blumen waksen aber och fil Dornen un Dieseln."

Weiter kam er nicht, da war seine Weisheit zu Ende.

Diesen Brief bekam das Chrischtkind in die Schürze, als er ihr am Abend wieder Kuchen brachte.

„No?" sagte das Mädchen.

Hansens Herz schlug wie ein Hammer.

„Da haste mir wohl gar was geschrieben?"

„Gelle ja", sagte Hans. „Nimm's aberscht nach Haus."

Ihm war der Mund ganz trocken, die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Das Chrischtkind steckte den Brief lächelnd in seinen Schürzenlatz.

Ob sie ihn wohl auch so liebte, wie er sie? Das schien ihm nicht so, so ein Fröschchen, wie sie war.

Und er? Ja, so eine Liebe hatte kein Geselle in sich. Was für saudumme Liebesgeschichten hatten die Esel immer vor; Liebesgeschichten, über die sie selbst lachten — und er trug an der seinigen wie an einer Zentnerlast. Diese große Liebe ließ ihm den Atem manchmal stocken, würgen hätte er das Chrischtkind mögen.

Ein heißer Schreck durchfuhr ihn, als er am nächsten Abend ein Briefchen in seine Hand gleiten fühlte.

„Da lies," lachte das kleine Mädchen in sich hinein, „aber erscht zu Hause."

Und zu Hause vor dem trüben Auge im Hausflur las er sein Briefchen, ein zierlich geschriebenes Schriftstückchen.

Mein lieber Hans!

Dein Brief hat mir sehr gefallen; aber wie schade, daß Du so miserabel schreibst. Liebe mit dem getrübten ‚i', das ist ja scheußlich, und außerdem alle denkbar möglichen Fehler. Und was ist denn Wetti? Und am Ende schreibst Du was vom neuen Jahr? Aber sonst hat mir Dein Brief sehr gefallen, ich habe ihn oft gelesen und trage ihn in meiner Tasche.

Meinst du, es muß so ein Gepapp auf dem Brief an ein Mädchen sein? Gar vielleicht ein Herz Jesu mit Dornenkron und Flammen.

Ich will nicht so viel Jesuskindchen auf 'm Schreibpapier, das ist beleidigend.

Du machst mich ganz wütend, wenn Du so viel Jesuskindchen auf den Brief pappst. Du meinst, es muß ein roter Lappen über der Schrift sein, aber ich bitte Dich, tu das nicht wieder, sonst werd' ich anständig zornig auf Dich.

Schämen tät ich mich, wenn einer den Brief säh'; aber sonst, lieber Hans, bin ich Dir gut und dankbar für den Kuchen, den Du immer bringst, und daß Du so gut bist.

Deine Maria."

Das machte Hans nicht viel aus, daß sie über die Fehler geschimpft hatte. Was ein rechter Bursch ist, braucht sich mit solchem Zeugs nicht abzugeben.

Er hatte einen Liebesbrief in der Tasche, und das war die Hauptsache. Aber Frieden wurde ihm nicht.

Kaum war die Angelegenheit mit dem Liebesbrief ins reine gebracht, verzehrte ihn wieder die wilde Unruhe nach einem Schmatz.

Er mußte sich den kleinen, kauenden Mund vorstellen, den er Abend für Abend mit den besten Leckereien vollstopfte. Herrgott, wie niedlich schnabulierte sie, wie ein junges Reh, so zart.

Er sah sie im Geiste schlecken, das feuchte Mäulchen, die kleine, rote Zungenspitze, die sich eine Krume, die echappiert war, wieder hereinholte.

„Maria" hatte sie sich unterschrieben, „Maria".

„Maria" hieß sie und Chrischtkind zugleich.

Das lächerte ihn.

Es fuhr ihm in dieser Zeit allerlei durch den Kopf. Sein Gehirn arbeitete lebhafter. Er war so zerstreut und ungeschickt, daß es Püffe und Ohrfeigen nur so regnete. Und abends, wenn er mit den Gesellen auf der Bank saß, brachten sie ihn alle Nasenlang in Wut.

Er wurde wie ein bissiger Hund, fuhr jedem, der ihn neckte, nach der Kehle.

„Bengel, verdammter, is denn der Deiwel in dich gefahren!" hieß es wieder unter den Burschen, und sie schüttelten lachend den untersetzten, starken Burschen ab, wenn er es ihnen zu arg trieb.

Hansen war ein großer Wurf gelungen. Er hatte für den Johannistag von seinem Meister frei bekommen, und es erschien ihm selbst nicht recht glaublich, daß die Gesellen ihm das so hingehen ließen.

Zwar war es ganz natürlich zugegangen, denn Johanni fiel das Jahr gerade auf seinen freien Sonntag — aber doch war es höchst sonderbar, daß das Schicksal es so gut mit ihm meinte.

Und außerdem war es durchaus kein gewöhnliches Johannisfest, dieses Jahr, sondern etwas ganz Besonderes. Exzellenz Goethe hatte den Jenensern ihr Fest, das man ihnen ganz nehmen oder wenigstens einschränken wollte, wegen Gott weiß was für polizeilichen Schrullen, wieder erobert.

Die Jenenser Jugend durfte auch dieses Jahr, wie es seit Jahrhunderten der Brauch war, nach Herzenslust mit Feuer gaukeln und spielen. Sie durften nach wie vor alte Besen als Fackeln brennen, alte Ölfässer und Teerfässer zu Scheiterhaufen schichten, durften ihren Frühlingsdrang toben und schießen lassen, johlen, tanzen und musizieren, wie es von jeher der Brauch war.

Und dieses Jahr sollte es wirklich etwas ganz Extraes geben, denn es galt einen Sieg zu feiern und den Sieger zu verherrlichen. Man munkelte auch, daß Goethe diesen Tag in Jena verbringen würde. Also Ständchen und Fackelzug und Gott weiß was; die Studenten waren ganz des Kuckucks, wie sie in Weimar und Jena sagen, und nicht minder die Bürgersöhne und die Gassenjungen und Lehrbuben. Die ganze Jugend Jenas war wie in Gärung geraten.

Die Hausfrauen mußten über alles, was Besen hieß, die Hände breiten, denn da war keiner, und wäre es der schönste, unübertrefflichste gewesen, den jugendliche Gemüter nicht für einen alten, elenden Flederwisch erklärt hätten, wert zum Verbrennen.

Überhaupt sollte gesengt und gebrannt werden, daß es eine Art hatte.

Keine Bodenkammer, kein Kellerloch blieb undurchstöbert, die Strohvorräte wurden bestohlen, alte Kisten und Schachteln entführt.

Es war ein Wühlen und Schleppen in den Häusern, ein Johlen und Schreien und Keifen. Und schwerbeladen zogen Fuhrwerke mit allerhand wüstem Hausgerät und allem erdenklichen Brennbaren aus dem alten Nest den Bergen zu.

Oben auf dem Forst, einem Jenenser Ausflugsort, sollte der Hauptspektakel stattfinden.

Hans hatte sich ein paar Tage vordem schon mit dem Chrischtkind verabredet, daß sie miteinander zum Fest hinaufwandern wollten.

„Ja, Mohndieten," hatte sie gesagt, „das geht nich, das, wenn meine Alte erfährt, die is gar so schlimm."

„Frag sie nich," sagte Hans, „deine Mutter hat och nich gefragt — Deiwel! Oder frag se, un wenn sie nich will, gehste eben durch. Wir wollen auch emal was haben."

Das Chrischtkind war an diesem Abend so weich gestimmt, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Ach herrje!" seufzte sie leise.

„No, was haste denn?"

„Nich wohl is mir immer", meinte sie leise. „Siehste, du bist so ein gesunder Kerl, du verstehst das nich — ach, so müde. — Un immer so früh 'raus un den ganzen Tag rennen un laufen un nie nich satt zu essen. Ich weiß nich, was mir auch immer is — immer was. Un wenn ich denk', kei Mensch hat man auf dieser Welt — lauter fremde Leute. — Wenn unsereins alt wird — jetzt is mir die Arbeit schon sauer — Geld, wenn eins hätte —"

So sprach das zarte, einsame Kind mit der Altklugheit, wie sie karg gehaltener Jugend eigen ist. Und Hansens ungelenkes, wildes Herz wurde von einem sonderbaren Weh erfaßt.

„Ja — Geld!" meinte auch er. „Ja, Kuchen, damit is nischt. Geld kriegt unsereins nich; ja, wenn mer's sich vor lauter Würgen un Schanzen aus 'm Leibe 'rausschwitzt — dann ist's aber erscht å rechter Dreck."

„Zum Steffchen wenn eins beten tät!" meinte das zierliche Mädchen.

„No, wer is 'n das?"

„Å Wurm", antwortete sie.

„Å Wurm?"

„No ja — das hat schon Heidengeld gebracht, die schwere Menge! Wie ein schwarzer Rauch aus dem Schornstein liegt es über dem Dach. Ich weiß das von der Großmutter selig. Die kannte sich mit so was aus. Aber brav muß eins sein un aufrichtig, sonst kommt der Teufel un haut's — un å Ruhler Weibchen trägt das Geld davon, wenn Steffchen es gebracht hat."

„Quatsch", sagte Hans.

„Nå. Meine Großmutter kannte die Leute noch, die das Geld von Steffchen hatten. Aber wer weiß denn, ob eins brav is, wirklich brav. Das Gebetchen, das wüßt' ich sonst noch, wenn's darauf ankäm'."

„Wie laut's denn?" fragte Hans kühl.

„Ja, aber niemand wieder sagen."

„Nå."

Sie flüsterte es ihm ins Ohr.

„In Elend und Kummer,
In Hunger und Graus,
Da steht sie, da streckt sie,
Da reckt sie die Hände;
Drei Tropfen, ein Läppchen,
Ein Härlein — o weh!
Vergraben im Grunde
Am Schornstein, am Bornstein,

Da kriegt es, da liegt es,
Da ringt sich's, da bringt es
Am Schornstein, am Bornstein,
Da munkelt's, da funkelt's,
Da dunkelt's, da steckt es.
Das Steffchen, das lange, das bange,
Das reiche ohne gleiche.
Die Schlange, die lange,
Die goldreiche, die silberreiche,
Gib ohne gleichen roten Regen,
Roten Segen auf allen Wegen
In aller guter Geister Namen."

Hans schaute verblüfft. Das klang nich ohne — Deiwel! „Laß dich leiern mit deiner Großmutter", sagte er aber.

„Nä du, meine Großmutter, das war eine Geriebene, darüber halt du nur den Rand."

Sie saßen von jetzt an beide stumm auf ihren Balken in tiefer Dunkelheit. Und es lag wie ein Bann über ihnen.

„Wo muß denn das eins beten?" fragte Hans.

„Bst, reden muß eins nich darüber, wenn's geschehen soll. Auf 'n Boden, da tun sie beten oder im Keller drunten. Drei Tropfen Blut muß ein unschuldiges Mädchen sich aus dem Goldfinger fließen lassen auf ein Stückchen Leinwand, das sie aus ihrem Hemde schnitt, und ein paar Nackenhaare gehören auch dazu. Das wird alles im Dunkeln versteckt und begraben. Um Mitternacht auf dem Boden oder um Punkte Mittag im Keller."

Sie waren wieder still.

„Am Johannistag, da müßte es geschehen... Das ist der einzige Tag im ganzen Jahr", fuhr sie nach einer Weile fort.

„Deiwel!“ sagte Hans.

Und sie waren wieder still. Hans scharrte mit seinem Stiefelabsatz im Sand und hatte schon zweimal in die tiefe Dunkelheit hineingespuckt.

„Tun mersch“, sagte er.

„Nä, du.“ Die Kleine erschauerte.

„Dumme Gans“, meinte er. „Was sagst's denn erscht?“

„Ja, weißte, wenn's so leicht ging, da tät's ja ein jedes. 's is was zum Fürchten —“

„A was!“

„Un wenn er nun käm' un haute?“

„No, da haut er eben“, meinte Hans. „Schlimmer wie Seidenbusch Fritze“ — das war der erste Geselle beim Bäckermeister — „kriegt ersch nich fertig, das is 'n Aas auf Haue. Mit dem hab' ich mich schon gehörig gewalkt. Nä, da sei du ruhig, das mach mer schon.“

Jetzt flüsterten sie, eng aneinander gedrängt vor Eifer und heimlichem Grauen. Er sprach ihr zu.

Sie weinte ein Weilchen und sprach mit so einer hilflosen kleinen Stimme.

„No, denn nich!“ schrie Hans mit einemmal auf. „Da verreck du oben bei deiner Alten! Das beste Leben könntest haben, wenn du vor'n Dreier Mut hätt'st — aber das is allemal so, ä Mächen is der reine Dreck!“ Hans war wütend.

Und endlich schien er erreicht zu haben, was er wollte, denn sie gingen ganz einträchtig miteinander und flüsterten.

„Hans,“ sagte sie wieder bänglich, „ach nä! Du große Güte!“

„Halt nur die Ohren steif,“ meinte Hans, „un das bißchen In-den-Finger-stechen, no! Vor so was brauchste doch nich Angst zu haben.“

„Ja, weilst du's nich zu tun brauchst. Ja — un aus 'm Hemde å Stücke 'rausschneiden — das tut keins gern."

„Wenn du dafor Hemden aus Seide haben kannst? Dummheit!"

Der Johannistag war so strahlend schön, so warm und sommerlich, nicht schöner zu denken.

In der dumpfigen Backstube gor wieder der Brotteig, der Mehldunst lag schwer über allen Gegenständen im niederen Raum, und aus dem tiefen Keller stieg der alte Erdgeruch auf. Im Nebengemach schnarchten die Gesellen und hielten ihren Mittagsschlaf.

Wie ausgestorben war der ganze Raum. Eine große Hummel hatte sich hineinverirrt und stieß mit ihrem dicken Leib wütend an die grünlich belaufenen Scheiben der niederen Fensterchen, die in den schluchtartigen Hof führten.

Vorsichtig tat sich die Gangtür auf, ein breiter Sonnenstrahl fiel leuchtend in den Raum, und mitten durch den Sonnenstrahl kam das „Chrischtkind" geschlichen, im feingebügelten rosa Gewändchen, das blonde Haar festlich gelockt und gekämmt — ihr nach kam Hans, seine starken, kurzen Beine versuchten ein ungeschicktes Schleichen. Er stolperte.

„Deiwel!" brummte er.

„Bst", machte die Kleine.

Die enge, düstere Kellertreppe schlichen sie, eins nach dem andern, hinab, Hans voran.

Und wieder lag die Backstube in ihrer dunstigen Einsamkeit, und die Hummel wütete gegen die grünen, feuchten Fensterscheiben.

Unten im Keller aber standen zwei in tiefster Dunkelheit, zwei, die einander fest an der Hand hielten.

„Gerad mitten unter den Schornstein tun mersch", flüsterte Hans.

„Bst", machte das Mädchen wieder. Sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Und als sie unter den Schornstein trat, wie unter eine Art Kuppel, und hinaufblickte, da funkelten wirklich drei helle Sterne zu ihr herab durch die dunkle, enge Schlucht, und es war doch hellichter Tag draußen.

Sie hatte immer davon erzählen hören, daß dies Wunder im Keller zu schauen sei. Sie wußte auch, daß dieser Keller mit seinem Schornstein eins von den drei Wahrzeichen der Stadt war; aber doch war sie so erschreckt und überrascht und durchschauert, daß sie sich an Hans festklammerte mit ihren dünnen Händen.

„Vergrab's", sagte Hans.

„Bst."

Was war denn aber das?

Wundervolle Töne, wie Engelsstimmen, drangen von der Höhe zu ihnen herab, aus der Sonnenluft in den düsteren Keller — himmlische Klänge, so zart, so hinsterbend süß und herzergreifend. Das junge Mädchen erstarrte.

Auch Hans stand verblüfft, keins aber regte sich.

Das war der Türmer, der zur zwölften Stunde einen Choral vom Stadtkirchturm herab blies.

Sie wußten das jetzt; aber doch war es, als wenn Engelsstimmen zu ihnen redeten.

Endlich ermannte sich die Kleine und bückte sich gerade unter dem Schornstein nieder, um ihr winziges Päckchen zu begraben.

Und Hans sah die kleine Gestalt, auf die ein Schein mattes Licht aus dem Schornstein fiel, wie einen Dunstflecken. Das grauste ihn eigenartig, als stände er neben einem Geist.

„Sprech mit!" sagte sie leise. Da war es ihm, als wenn der Hals sich ihm zuschnürte, und ein niegefühltes Gespenstergrausen ließ ihm die Knie gallertartig werden.

Aber von dem kleinen Nebelfleck aus unter dem himmelhohen Schornstein kam ein banges Stimmchen, so zitternd, so überwältigt — und so tapfer.

„In Elend und Jammer,
In Hunger und Graus,
Da steht sie, da streckt sie,
Da reckt sie die Hände.
Drei Tropfen, ein Läppchen,
Ein Härlein — o weh!
Vergraben im Grunde."

Und dann:

„Am Schornstein, am Bornstein,
Da munkelt's, da funkelt's,
Da dunkelt's, da steckt es,
Das Steffchen, das lange, das bange,
Das reiche ohne gleiche.
Die Schlange, die lange,
Die goldreiche, die silberreiche."

Da hörte Hans das Stimmchen in einem wilden Weinkrampfe untergehen, aber immer arbeitete es sich wieder mutig aus dem Grausen heraus. Und beim letzten Worte, da stürzte sie wie in Todesangst schlotternd über ihn her. Und Hans zerrte sie vorwärts, schleppte und zog sie die Kellertreppe hinauf.

Da war Licht — und die Hummel plumpste immer noch gegen die grünen Scheibchen. Das Schnarchen der Gesellen drang durch den stillen Raum.

Und Hans zog das zitternde Kind in die helle Sonne hinaus.

Da sah er, daß sie totenbleich war, ganz bläulich im Gesicht — und er bekam einen Schreck.

„Kannst du gehen?“ fragte er. „Dann geh voraus bis an das Gartenhaus am Läutrabach, das von Müllersch. Dort wart nur, ich komme dann.“

Sie ging fröstelnd und zitternd durch die warmen, hellen Gassen, feiertäglich geputzt.

An Müllersch Gartenhaus stand sie und wartete. Ihr ganzer zarter Körper aber zitterte und bebte noch, ihr Herz schlug, und sie konnte nicht zur Ruhe kommen. Es lag etwas über ihr wie eine schwere, bange Last.

Hans kam bald nach im Bratenrock, die Tabakspfeife in der Tasche, aus der die grüne Troddel hervorbaumelte. Er trug eine Schirmmütze auf dem dicken, borstigen Haar und war so frisch gewaschen und gerieben, daß er einen durchaus würdigen, vertrauensvollen Eindruck machte. Von seiner derben Persönlichkeit waren die Schauer dieser Stunde längst abgefallen.

Das Christchtkind geht so zart und still in seinem verwaschenen Fähnchen neben ihm her. Das blonde Haar glänzt im Sonnenschein. Das bleiche Gesicht ist von der Wärme und vom Aufwärtssteigen ein wenig gerötet.

Sie sagt ihm jetzt erst, daß sie ihrer Alten durch ist.

„Gelle ja,“ meint Hans und grinst, „das macht nischt — laß nur — so 'n altes Fell.“

Er klopft auf seinen Rock, der auf einer Seite hoch aufgebauscht ist.

„Da steckt dir was! Wenn du müde bist, sag's nur. Ich hab' heut auch was Frisches erwischt, ewig das alte Zeug is auch nischt.“

„Doch nich gemaust?“ fragte die Kleine.

„Gar, die merkten übrigens heut auch nix,“ meint Hans; „da gibt niemand groß achtchen.“

Es ist ein wundervoller Johannistag, sommerlich und frühlinghaft zugleich. Die Schwalben schwirren mit langgezogenen, kristallhellen Tönen durch die klare Luft.

Das Korn blüht, es duftet wie Brot, die ganze Erde duftet, das Laub, das Gras, die jungen Tannentriebe und die Birken. Die Fruchtblüten sind schon lange alle hingewelkt; aber um jeden Baum webt und lebt die erste Sommerfrische, eine wohltätige, würzige Ausströmung junger, überschwenglicher Lebenskräfte. Der Erde möchte man sich an die Brust werfen.

Und den beiden armseligen Kreaturen, die auf schmalem Weg durchs hohe Korn hinwandern, klopft der Johannistag ans Herz.

Beide sind still. Nach allem, was geschehen, wagen sie noch nicht wieder, sich gehen zu lassen. Sie sind noch im Bann.

Der Kleinen wird das Steigen sauer.

Heut gehört sie ihm, ihm ganz allein, denkt Hans.

Noch sind die Ausflügler nicht auf den Beinen. Es ist ein Abendfest, dem sie entgegenwandern.

Hans führt das Chrischtkind allerhand Schleichwege. Und wie er merkt, daß die Kleine schwer ermüdet ist, lacht er und sagt: „Na, da wären wir ja schon so weit." Und sie kriechen miteinander ins hohe Korn.

„Du," sagt sie, „das is Sünde."

„Jawohl", meint Hans. „Wir treten noch lange kein Dreierbrot tot. Un wenn se an ein vorbeilaufen, lachen se, wenn se uns am Wege sitzen sähen."

Das leuchtete auch dem Chrischtkind ein. Nun hocken sie im Korn nebeneinander, und Hans packt seine Leckereien aus.

Die Kleine ist so hungrig.

Über ihnen der tiefblaue, durchsichtige Himmel, über den von Süden her eine große, ungegliederte, strahlend weiße Wolke schifft.

„Guck hin, wie ein frisch überzogenes Federbett", sagte Maria mit vollem Munde.

Hans starrte die Wolke an und starrte seine Kameradin an. Er atmete in tiefen, schweren Zügen den starken Korngeruch ein.

Eine Lerche schmettert über ihnen in der kristallenen Helle, und die Sonne strahlt und glüht. Zwischen den blühenden Ähren funkelt es. Der Wind bewegt die Ährenhäupter wie Meereswogen, und mitten in diesem wogenden, duftenden Meere hocken sie miteinander.

Er, der grobknochige Bursche, mit dem zarten Fröschchen.

Hansens Herz schlägt.

Wie damals, als er meinte, Marias Gesicht wäre eine saftige, wundervolle Frucht, in die man einbeißen müßte, so wurde es ihm wieder zumute, so wild, so ungezügelt. Es kommt der heiße Jugendmut über ihn, daß er die Fäuste ballt und die Zähne aufeinanderbeißt. Die Sonnenwärme, die schmetternde Lerche, die ganze große Luftfülle, die Freiheit des Tags und daß es Johannistag ist, all das zusammen macht ihn schwindeln — und daß sie so unentwegt kaut — und die wunderliche Erinnerung, die ihn hinunter in den düsteren Keller führt — der helle, geisterhafte Dunstfleck unter dem Schornstein, die bebende Stimme — und wie dies Mädchen sich an ihn ankrallte, die ganze geheimnisvolle Geschichte und die funkelnde Hoffnung, die sich an das düstere Treiben im Keller knüpft, und die Engelsstimmen, die aus der Sonne zu ihnen herabtönten in diese tiefe, ruhige Finsternis hinein.

So 'n Frosch, denkt er und nimmt seine Schirmmütze ab.

Jetzt brennt ihm die Sonne auf den dicken, borstigen Schopf.

Es geschieht etwas — er weiß selbst nicht wie. Er hält ihren zarten Kopf zwischen seinen derben Händen und küßt und würgt sie und stöhnt und schluchzt — und hört es, als täte es ein Fremder. Er fühlt, wie er sie auf den offenen Mund, auf die warmen Zähne küßt, wie er ihren ganzen

Körper preßt. Er fühlt etwas so zitternd Zartes, etwas so Zerbrechliches, etwas, was ihn aufheulen macht wie einen Hund, der seinen Herrn wiedergefunden.

Ein banger Laut trifft ihn. Er stutzt.

Es ist ein Laut, wie er ihn nie gehört, etwas Gequältes, Hilfloses, ein Laut, als hätte ihn ein Reh unter Raubtierkrallen ausgestoßen.

„No", sagt er.

Ein Schluchzen.

„Du, du, du!" brüllt er sie an.

Sie schluchzt.

Er nähert sich ihr wieder und will sie trösten.

Da stößt sie ihn von sich. Und unter leidenschaftlichen Tränen: „Wegen dir krieg ich's!"

„No," meint Hans, „wer weiß es denn? Deinem Pfarrer mußt du's sagen, gelle ja? Große Pastete! Jedes Mädchen kriegt emal å Schmatz."

„Ja, aber nich von so 'm Bengel, wie du bist", schluchzt sie.

„Oho", sagt Hans und grinst. „No, bis mir gut. So 'n Mächen is doch 'n rechter Dreck!" Aber Hansens ganzes Herz steht in Flammen. Es ist ihm, als könnte er sich für sie treten und steinigen lassen. Er möchte schreien und brüllen.

„Wenn ich ne gute Stelle in'n Jahrer viere als Geselle kriege, heirat ich dich eben —"

Wie erschrickt er aber, als er sieht, daß sein Kamerad bleich bis in die Lippen geworden ist.

Auf der Stirn stehen ihr feine Tröpfchen, an den Wimpern hängt es feucht und rollt in Tropfen über die Wangen. Hans faßt nach ihr: „Was is denn dir — herrje, was is dir denn?"

Sie sinkt mit dem Kopf auf seine Schulter. Er hält sie. Und aufs neue brechen heiße Tränen aus.

„Gott Strammbach", brummt Hans. So etwas hat er sich nicht vorgestellt. „Na, biste mir denn aber gut?" fragt er.

„Gut, ja; aber du bist 'n Lump", flüstert sie leise.

„Macht nischt," sagt Hans, „du wärscht schon sehn."

Jetzt sitzen sie ganz schweigsam nebeneinander.

Als sie nach langsamer Wanderung oben im Gasthaus zum Forst angelangt sind, bestellt er für's Chrischtkind einen Kaffee, den trinken sie zusammen, dann spazieren sie oben im Forst umher.

„Du kannst dich ausruhen," sagt Hans, „bis oben der Trafik losgeht, dann machen wir uns aber drunter."

Nun bricht der Abend herein, ein so weicher, milder Abend, am blaßblauen Himmel blinkt ein Stern nach dem andern. Unten im Saaltal ziehen die langen Nebelschleier dahin.

Die Berge strömen Sommerwärme aus in den Abend hinein. Windstille und Duftfülle. Weichheit in jedem Atemzug.

Oben im Forst ist das Leben voll erwacht, alle Bänke sind dicht besetzt, und den Weg herauf strömt es wie ein Ameisenzug. Vor dem Gasthaus auf steinernen Herden glühen die Holzkohlenfeuer unter den Rosten zum Wurstbraten.

Lange Tische, mit hölzernen Bierkrügen bedeckt, stehen unter den Bäumen. Aus diesen Krügen soll „Musik", das Jenenser Getränk: Weißbier mit Zucker, geriebenem Brot und Rosinen, getrunken werden.

Bier- und Weinfässer liegen auf den Gestellen, und Mädchen mit großen weißen Schürzen und Metzgergesellen und Buben laufen geschäftig mit Krügen und Rostbratwürsten, von denen eine jede zwischen einem Weißbrot eingeklemmt liegt, hin und her.

Nicht allzuweit von dieser fröhlichen, nahrhaften Ansiedelung entfernt ist der mächtige Scheiterhaufen geschichtet, der, wenn die Dunkelheit völlig hereingebrochen sein wird, angezündet werden soll.

Die Leute stehen um ihn her und beschauen ihn sich. Unternehmende Gestalten mit umgekehrten Röcken machen sich daran zu schaffen, stochern herum und zerren und wühlen und schleppen leere Pech- und Teerfässer herbei.

Was sie da alles auf diesen Haufen hinaufgepackt haben — und was sie alles in dieses wüste Wirrsal hineingeheimnist haben.

Ein alter, nasenloser, brauner Haubenkopf schaut aufgespießt, gespenstisch von einer hohen Stange herab. Eine zerbrochene, wurmzerfressene Wiege steht mitten im Gerümpel mit Strohwischen gefüllt, zerschlagene Stühle und Tische, zerfetzte Körbe, alte Türen und Balken sind übereinander aufgehäuft, vogelscheuchenartige Gebilde aller Art sitzen und hocken geduldig, mit alten Mützen und Lumpen ausstaffiert, auf allerhand Ecken und Auswüchsen, um sich in Gemütsruhe, wenn ihre Zeit gekommen ist, verbrennen zu lassen.

Es ist ein merkwürdiger Scheiterhaufen, der auf dem Forst, der merkwürdigste um ganz Jena herum. Seit Menschengedenken ist es schon so — der Forster Scheiterhaufen ist der Aristokrat unter seinesgleichen.

Hans und das Chrischtkind stehen auch und sehen sich ihn an und freuen sich darüber.

Sie haben einen schönen Nachmittag gehabt und sind beide ganz friedlich gesinnt. Das Waldesgrün hat ihnen wohlgetan.

Sie haben da miteinander gesessen und ins Tal hinabgeblickt.

Maria war so müde gewesen.

Als der monddurchleuchtete Abend völlig hereingebrochen war, die Musikbande oben auf dem Forst zu spielen begonnen hatte, von allen Bergen die Johannisfeuer leuchteten und ein Singen, Jubeln, Schreien, Rufen die ganze Atmosphäre erfüllte, sagte Hans: „Heut lassen wir was aufgehen, heut soll alles dran glauben!“ Er schlug sich dabei auf seine Hosentasche und machte sich parat, die grünbequastete Tabakspfeife umständlich zu stopfen und anzuzünden. Er hatte alles beieinander wie ein Alter.

Sie setzten sich an einen der langen Tische, ganz ans äußerste Ende, möglichst abseits von allen andern, und Hans bestellte roten Jenenser.

Das Chrischtkind trank in großen, durstigen Zügen und drückte Hans ein kleines Geldstück in die Hand, welches sie schon lange bereit gehalten hatte, so daß es ganz warm war.

„Ich geb' auch was dazu“, meinte sie.

„Gelle ja, du denkst, ich könnte dich nicht freihalten. Da biste aber schief gewickelt!“

„Wer weiß,“ sagte sie, „ob ich nicht mehr erspart hab' wie du; ich bin Magd seit meinem neunten Jahr. Nimm nur!“

Hans nahm und ließ die kleine Münze in seine Hosentasche fallen.

Das Chrischtkind trank wie verdurstet.

„Sauf aus“, sagte Hans und freute sich, daß es ihr so schmeckte.

„So was hat mir gefehlt,“ meinte sie, „paß auf, nun werd' ich ganz stark. Ach, wie's einem da gut wird!“

Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und sah in die Feuergluten des Scheiterhaufens, der mit lautem Prasseln zum Himmel aufbrannte.

Der Haubenkopf schaute grauenhaft von seiner langen Stange über die Flammen. Und die Vogelscheuchen hockten

noch immer geduldig auf der einen Seite des Stoßes, die das Feuer noch nicht recht erfaßt hatte.

Um den Scheiterhaufen sprangen dunkle Gestalten in ausgelassenen Sprüngen herum. Raketen flogen auf, Feuerfrösche zischten. Den Forstberg herauf bewegte sich singend und johlend ein Studentenzug mit Fackeln, und vom Fuchsberg hinab zogen und huschten ganze Schwärme Jungen mit brennenden Besen, die sie in weiten Feuerbogen in die Luft warfen. Überall im Tal tauchten Lichter und Lichtchen auf, die Sterne funkelten, und es sah aus, als wenn sie sich auf Erden widerspiegelten.

Wenn die Musik auf dem Forst verstummte, klang und summte die ganze Luft von fernen Tönen, Schreien, Gesängen, undeutlichen Melodien.

Es war eine zaubervolle Mondnacht, deren Einfluß sich niemand entziehen konnte.

Die einen tranken und aßen, da sie ihre Gefühle nicht anders zu verwerten wußten, mehr, als gut war. Die andern brüllten und johlten aus demselben Grunde. Andere wieder wurden verliebt und duselig.

In allen aber erweckte diese Nacht mit ihren Funken und Tönen irgend etwas, was gerade am leichtesten zu erwecken war.

Hans und das Chrischtkind hatten sich jetzt zum Tanzplatz aufgemacht.

Da ging es hoch her, und sie standen und schauten ganz versunken und wagten nicht, mitzutun.

Der brennende Scheiterhaufen warf seinen Schein über die tanzenden Paare.

„Ach, Hans," sagte das Chrischtkind nach einer guten Weile verlangend, „wenn du doch tanzen könntest! Ich tät's gar zu gern einmal."

„Große Geschichte," meinte Hans, „geh her!"

„Ach du, du Rotznäse." Sie lachte verlegen.

„Gelle ja," meinte Hans, „wenn ich dir Kuchen bring', da is nischt mit Rotznäse. Ja, Mohndieten! Was du für 'n Mächen bist, siehste. So 'n kleines Beest."

Hans war gekränkt.

„Allongs, laßt die Riesen einmal dran — da die zwei Riesen! — Macht Platz fürsche!" So rief ein wohlbeleibter Bürgersmann, der neben Hans und dem Chrischtkind stand.

„Na, allongs!" Damit schob er die beiden auf den Tanzplatz.

Hans setzte sich ganz frech in Positur und faßte sein zartes Mädchen um die Mitte.

„Seht ersch die Riesen!" rief es nun von allen Seiten. „Jesses ne! Macht 'n Platz! Die brauchen en Stücke Platz — solche! — So 'n Kerl wie 'n Pfund Wurscht."

Hans fing an zu hopsen und zerrte seine Tänzerin mit sich — sie mochte wollen oder nicht.

„Das wern mir gleich ham!" sagte Hans.

„Nur sachtchen!" meinte er beim ersten Dreher, als er fühlte, wie die Musik mit ihrem Takt ihm wie ein Knüttel zwischen die Knie kam.

„Das is ja Walzer. Was machste denn?" flüsterte Maria, die wohl merkte, wie aller Augen auf sie beide gerichtet waren.

„'s geht schonne!" sagte Hans pustend und stampfend.

Das Chrischtkind schämte sich und wußte sich nicht zu helfen.

Hans hopste wie besessen und drehte sich und stampfte und kam nicht weiter.

„Noch emal so, Kleiner!" rief es von einer Seite.

„Hab' ich's nich gesagt, daß Riesen kämen?" prustete der dicke Bürgersmann.

Alles lachte und rief das Pärchen an, das heiß vor Scham und Eifer sich in dem Kreise, den die Zuschauer gebildet hatten, abarbeitete.

„Aſig!“ brummte Hans wütend vor ſich hin.

Er ſchwitzte vor Anſtrengung. Und das Chriſchtkind hätte in die Erde ſinken mögen.

„Hans, hör endlich auf!“ flüſterte ſie mit Tränen in den Augen. „Hans!“

Hans aber war wie eine Maſchine, er ſtampfte und hopſte unaufhaltſam.

„Nu grade“, ſagte er. „Nu grade!“

Über Chriſchtkinds Wangen rollten heiße Tränen. Sie verſuchte ſich loszumachen, aber Hans hielt ſie wie mit eiſernen Klammern.

„Tölpel, du!“ rief ein ſchlanker, junger Student und verſtellte Hans den Weg. „Willſt du wohl! Was zerrſt du denn das Mädchen?“

Hans hatte ſeinen zarten Schatz losgelaſſen und ſtand da wie eine Bulldogge, gedrungen und biſſig.

„Geht's wen was an?“ ſagte er patzig und fuhr ſich mit der Hand unter die Schirmmütze. Über die Stirn rannen ihm die Schweißtropfen.

„Kommen Sie, Jungfer“, ſagte der Student, ohne Hans mehr Beachtung zu ſchenken wie eben einer knurrenden Bulldogge. „Jetzt wollen wir's einmal miteinander verſuchen.“

Das Chriſchtkind ſtand tief verſchüchtert da und wagte nicht aufzublicken.

Es ſah nicht einmal, wer es von Hans befreit hatte. Stumm und mit niedergeſchlagenen Augen ließ es ſich von dem jungen Menſchen umfaſſen und unter die tanzenden Paare ziehen.

„Nur munterchen!“ meinte der Student. „Mut faſſen — wird ſchon gehn.“

Und nun begannen ſie zu tanzen.

„Donnerſchtag, das geht ja!“

Und wie es ging! Das Chriſchtkind tanzte wie ein Elfchen ſo leicht.

Und wieder richteten sich aller Augen auf das Mädchen mit seinem neuen Tänzer.

Ein Mordsbursche war der „Neue", ein schöner Kerl in voller Wichs. So einer von denen, die gewohnt sind, unten im Städtchen alles durchzusetzen, was ihnen durch den Kopf fährt — so ein Allerweltskerl.

Bei der Witwe war eine Zeitlang ein solcher einquartiert gewesen, und das Chrischtkind hatte ihn zu bedienen gehabt. Wie ein junger Gott war er ihr erschienen, und sie war damals scheu und unterwürfig vor solcher Pracht erstarrt.

Und jetzt tanzte ein solcher mit ihr. Sie fühlte das durch Mark und Bein. Ihr zartes Näschen schnupperte die Vornehmheit. Sie roch die feinen, neuen Kleider, die gute Wäsche, den teuren Tabak — den Übermut, den Reichtum.

Um die Welt hätte sie nicht aufgeblickt. So etwas! Mit so einem! Der Atem stockte ihr.

„Du Sappermentsmädchen, wer hat denn dich so tanzen gelehrt?" fragte der Student so weich — so ...

Sie vergaß zu antworten und tanzte und tanzte.

So an den Reichtum angeschmiegt, von Kraft und Übermut gehalten, das empfindet ein armes Geschöpfchen, das stürmt ihm durch die Adern wie feuriger Wein. Sie, die immer im Elend, in der Armseligkeit herumgekrochen war, sie fühlte etwas ganz Sinnverwirrendes, etwas, das sie aufschluchzen, aufjauchzen machen wollte.

Der Student preßte das zarte Ding an sich.

„Wird's nicht zu viel?" fragte er.

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Na gucke, das geht ja! Was so 'ne kleine Bestie für Kräfte hat", brummte er vor sich hin, als wenn er dem hübschen Kinde keine Ohren zutraute. Sie hörte auch nicht und sah nicht und tanzte nur. Es sauste ihr in den Ohren. In den Adern klopfte es.

Der flotte Student legte ihr den Arm wie schützend um die schmalen Schultern. Sie strauchelte, als er sie unter die Zuschauer zurückstellen wollte.

„Is dir schwindlig, Kleine?" fragte er.

Sie nickte.

„Na, komm mit un trink mal."

Er nahm sie an der Hand, wie man ein Kind führt, und ging mit ihr zu den langen Tischen.

Windlichter leuchteten den Gästen beim Essen und ließen ihr Licht über die Wursteller und Holzkrüge schimmern. Gerade vor so einem Lichte nahm der Student Platz.

„Setz dich, Kleine", sagte er und zeigte nachlässig auf den Stuhl, der neben ihm stand.

Und nun bestellte er Wein, und sie mußte mit ihm trinken.

Aus dem Scheiterhaufen stiegen Funkengarben auf. Dunkle, schattenhafte Gestalten warfen immer neues Gerümpel in die Glut, damit die Freude länger währte. Und die Luft erklang von Gesang und Gejohle. Die Sterne funkelten, der Nachtwind war lau und flüsternd, Liebespärchen schlenderten umher.

Überall aus den dunklen Bergmassen leuchteten Funken auf, sprühten Flammen und Flämmchen. Über all diesem Leuchten und Tönen und Sprühen und Kosen flutete des Mondes kühles, stilles Licht.

Unter einem Baum im tiefen Dunkel stand Hans und ließ das Chrischtkind nicht aus den Augen. Er konnte hören, was sie sprachen, und sah, wie Maria den Wein des schönen Menschen in großen, durstigen Zügen trank.

„Frech!" brummte Hans ingrimmig vor sich hin.

„Eine Schönheit bist du", sagte der Student und neigte sich tief zu ihr hinab. „Teufel auch, das sieht man ja gar nicht, wenn man dich nicht nah' betrachtet! Donnerwetter, Mächen — ich setzt' dich untern Glassturz! He, das wär' was? Trink mal!"

Er goß ihr das Glas wieder voll, und sie trank wieder hastig.

Ihr tanzte die Welt.

Alles war so herrlich, so ungeahnt, und in ihren Ohren summte und sauste es wie etwas ganz außerordentlich Mächtiges. War es in ihr? War es außer ihr? Sie wußte es nicht. Sie fühlte sich so matt und stark zugleich. Sie hörte sich lachen über alles, was der Student sagte — so ausgelassen lachen und so hell wie nie zuvor. Der Student faßte mit seiner großen, weichen Hand ihr Köpfchen und zog es an seine Brust.

„Wie so ein kleiner Narr lachst du da!"

Da lag sie an das feine, warme Tuch angeschmiegt, dem Reichtum und dem Übermut so nahe. Das regte ihr ganzes Wesen auf. Es war ihr, als stände sie in Flammen. Er sprach flüsternd zu ihr.

Hans starrte und lauschte in sich zusammengekauert.

„Alberbach, verdammter!" Dabei rannen ihm die heißen bitteren Tränen über die Backen.

Für die hätte er sich nun treten und hauen lassen, für die hätte er gemaust und gelogen, für die war ihm nichts heilig! Der erste beste schnappte sie ihm weg. Und sie! Pfui Deiwel! Da wollte er doch — Ja! Er fuhr sich in den dichten, festen Haarschopf und wußte nicht aus und ein.

Aufheulen hätte er mögen wie ein getretener Köter. Und das war seine Johannisnacht, in der er „den Flotten" hatte spielen wollen! Die grüne Troddel der Tabakspfeife, auf die er so stolz war, hing ihm aus der Tasche, seine Finger spielten krampfhaft mit ihr. Er dachte aber nicht daran, Feuer zu schlagen.

Da saß sein Schatz ganz weltvergessen und ließ sich mit dem fremden Menschen ein. Jetzt standen sie auf. Sie hing dem Studenten am Arm. Ihr blondes Köpfchen neigte sich seitlich zu ihm hin.

„Na, weißte," sagte der Student, „du hast ja en kleenen Affen. Kannst du noch auf dem Strich gehen, Mamsellechen? Woll'n mal sehn?"

Er versuchte ihr hartgearbeitetes Händchen sanft von seinem Arm zu lösen. Das zarte Kind hing aber an ihm fest wie schlafwandelnd.

„No," meinte der Student, „hat's dir geschmeckt? Was?"

„Das macht mich stark", antwortete das Chrischtkind. „Längst hat der Doktor gemeint: ein Wein, das tät' mir gut."

„Warst du denn krank?"

„Auch schon im Krankenhaus gewesen", sagte sie wichtig.

„Schäm dich! — Allongs, tanzen wir mal."

„Ja, wenn Sie so freundlich sein wollen."

„Du Mäuschen . . ." Er bog sich zu ihr herab und küßte sie. Und sie ließ sich ganz traumverloren küssen.

Aus dem herabgebrannten Scheiterhaufen zuckte und glühte es. Lichter und Schatten huschten über den Boden hin.

Die Tanzmusik klang gellend in die Nacht hinaus.

Zu einem rechten Hexensabbat war das ehrbar bürgerliche Fest da oben auf dem Forst geworden, denn das junge, leichtfertige Volk war jetzt völlig zur Oberhand gekommen; die braven, rheumatischen Bürgersleute hatten das Feld geräumt und lagen schon seelenruhig unten im alten Rattennest unter den würdigen Federbetten vergraben. Und ihre Träume mochten sicher nicht so leichtsinniger Art sein wie oben auf dem Berge die leibhaftige, lebendige Wahrheit. Die Studenten und liebesbedürftigen und liebenswürdigen Frauenzimmerchen ließen es sich auf dem Tanzplatz und auf den langen Bänken bei Wein und Bier wohl sein.

Die Windlichter waren zum guten Teil erloschen, und ein Kosen und Flüstern und Aufjauchzen und Kreischen zeigte an, daß die Lebensgeister auf ihrer Höhe angelangt waren.

Die Musikanten nahmen es nicht mehr so genau, es gab schrille Dissonanzen, und die Fiedeltöne kreischten wild auf. Aber getanzt wurde wie rasend. Und die es am tollsten trieben, das waren der Student und sein zartes Mädchen.

Er hatte Geschmack an ihr gefunden. Es war da etwas Sonderbares, was ihn anzog.

Leicht hätte er ein stattlicheres, unterhaltenderes Mädchen finden können statt des unscheinbaren Kindes, keins aber, das in solch zitternder Glückseligkeit genossen hätte, dem man den heißen Durst nach Freude und Wohlbefinden so angefühlt hätte.

Armes Tier, dachte der junge Mensch.

„Du bist eine sonderbare Krabbe, du mit deinem Schwipps", sagte er zu ihr und preßte das junge Gesicht wieder zwischen seinen beiden Händen und küßte sie auf den schmallippigen, feucht-rosigen Mund. „Du leichtsinniger kleiner Balg!"

Da lachte sie.

„Nä, nä, im Ernst. Na, komm, allongs, meinetwegen."

Und wieder tanzten sie, sie flog wie ein Flederwisch. In ihrem Kopf hämmerte es, in ihrem Herzen hämmerte es und in allen Adern.

Hans stand verbissen unter den Zuschauern und verwandte keinen Blick von ihr.

Sie nickte ihm ein paarmal harmlos und siegesstolz zu. Aber bei jedem solchen Nicken wäre er ihr am liebsten an die Gurgel gefahren: „So ein schamloses Ding!"

Hans fühlte eine wütende Verachtung in sich und ein Weh, als hätte er Zahnschmerzen im Herzen, helle, niederträchtige Zahnschmerzen. Er biß sich auf die Lippen und knabberte zur Abwechslung an den Nägeln.

„Dreck!" brummte er vor sich hin, das war das Wort, das seiner Seele gut tat.

Die beiden aber schwammen miteinander in einem Meer von Verliebtheit und fegten aller Nasenlang an Hans vorüber.

Ein Mann, der neben ihm stand, sagte: „Is das á Frichtchen, die Blonde! So 'n Racker, so 'n kleener!"

Das war derselbe Bürgersmann, der die beiden „Riesen" auf den Tanzplatz gehetzt hatte.

„Junge, mit der bist ja du gegangen. No, wie heißt se denn?"

„Maria heißt se", sagte Hans patzig, und in dieser Antwort lag alle Bosheit und alle Qual, die er im Herzen trug. Es klang so unverschämt, daß der Bürgersmann den gedrungenen Bengel anschaute, als wolle er ihm eine auswischen.

„Laß dir von dei'm Meister á paar uffledern, du!"

„Dreck", brummte Hans und machte sich mit seinen Ellbogen unter den Zuschauern Platz, denn er wollte ganz vornan stehen, um dem Chrischtkind ein Bein zu stellen.

Er wußte selbst nicht, was er wollte; aber das wäre ihm das liebste gewesen.

Und wie er so stand und das Mädchen mit ihrem Studenten an sich vorüberfegen sah, war's ihm zumute, als wäre er aus seiner Heimat und aus seinem Rechte vertrieben. Und er fühlte, wie ihm wieder ganz gottesjämmerlich die heißen Tränen in die Augen schossen. Er und flennen! Da fuhr er sich mit seinem Rockärmel unter der Nase hin und schnuffelte kräftig.

Und mit verschleierten Augen sah er, wie Maria sich eng an den schönen Menschen schmiegte und so trunkene Augen machte, als wäre es mit ihr nicht ganz richtig.

„Wie die guckt, der Alberbach, die Gans, die dumme!" dachte Hans wütend. Und als sie zu ihm hinschaute, streckte er ihr die Zunge heraus.

„Sieh mal, was dein Schatz tut!" sagte der Student

lachend zu dem Mädchen. „Weißt du, sag' ich dir, zum Ballett solltest du gehn, nach Weimar. Die nehmen dich! So 'n Irrwisch — du machst dort dein Glück, so 'ne Ratte wie du bist."

Er malte ihr flüsternd aus, wie sie ihr Glück machen würde. Und sie sog ihm mit weit offenen Augen die Worte vom Mund.

„Glück!" sagte sie. „Ich un Glück!"

„Na freilich, was braucht 'n so 'n kleener, schöner Balg immer im Elend zu sitzen!"

Sie starrte ihn an.

„Und so genau nimmst du's ja nich, dir wird's schon glücken."

Da war es ihr, als wollte sie denken, aber die Gedanken versagten ihr. Was der flotte Mensch zu ihr sprach, hüllte sie wie in eine Weihrauchwolke ein und betäubte sie. Das Blut pochte ihr in den Schläfen, das Herz hämmerte ihr, der Atem war ihr so schwer beklemmt.

Und jetzt umfaßte er sie wieder. „Aber nun zum allerletztenmal", sagte er. „Du hast ja 'n Rausch, Mächen. Nu paß auf, jetzt los!"

Er riß sie mit sich fort, in einen Tanzwirbel hinein.

„Ist's so schön? Ist's so toll genug? Magst du's so?"

Er neigte sich zu ihr herab.

Sie nickte.

„Also drauf!"

Und sie tanzten weiter wie im Liebesrausch.

Sein Atem umwehte ihr kleines Haupt. Er starrte auf das blonde, süße Haar, das beim Tanze zartgoldig flatterte.

Sie war so leicht, so rührend, so frühlinghaft. In ihrer Lustigkeit lag etwas so Schwermütiges, in ihrer Gier nach Lebenswonne etwas so seltsam Wesenloses. Auch der gedankenlose junge Mensch, der das kleine Geschöpf umfangen hielt, fühlte dumpf, als hielte er ein armes Herzchen an der

Brust. Es war ihm, als erlebte er mit dem schweigsamen, sich hingebenden Kinde ein absonderliches Abenteuer.

Sie paßte ihm zu seiner Johannisnachtstimmung, und auch der komische, breitspurige Junge, der das zarte Mädchen nicht aus den Augen ließ und immer sprungbereit in voller Wut stand. Das alles amüsierte ihn.

Jetzt gerade faßte er so einen giftigen, heimtückischen Blick von ihm auf, schwenkte das Mädchen wie einen Flederwisch, als wollte er zu dem dummen Teufel sagen: „Siehste wohl!"

Er fühlte, wie die Kleine nach Atem rang, und wie sie ihm schwer im Arme ruhte. Es war ihm auch, als strauchelte sie; aber weiter — er mußte noch einmal mit ihr an dem Knopf vorüberfegen, um ihn zu ärgern.

Mit einemmal ein dumpfer Schrei — ein heftiger Stoß. Es war ihm, als hätte sie sich von ihm losgerissen und ihn vor die Brust geschlagen, daß er taumelte, und vor ihm, ihm zu Füßen lag sie, vornübergestürzt, mit dem Gesicht zur Erde.

„Ja, Kleine!" rief der Student; „was machst du denn? Na!" Er stand über sie gebeugt, um ihr aufzuhelfen — aber da war etwas, was ihm in die Glieder fuhr, so daß er es nicht wagte, das Mädchen aufzurichten.

Die tanzenden Paare standen um die Gestürzte.

„Kleine!" flüsterte der Student ratlos. „Na — na!"

Er faßte sie zaghaft und hob sie ein wenig.

Da quoll ihm Blut über die Hand. Aus ihrem Mund floß Blut, ihr Kleid war rot durchtränkt.

„Herrgott im Himmel!" murmelte der Student in sich hinein.

Die Leute standen tatlos, wie das so ist bei einem solchen Unglücksfall. Niemand hatte den Mut, der erste zu sein.

Der Student hielt das bewußtlose, blutüberströmte Mädchen ungeschickt und verwirrt. Grausen und Ekel und Hilflosigkeit sprachen sich auf seinem Gesicht aus.

Ein Röcheln, ein Gurgeln — ein neuer Schwall kam und quoll ihr schauerlich über die Lippen.

Mit den Ellbogen brach sich einer durch die stummen Zuschauer Bahn, wie hingeschossen war er an der Seite des unglücklichen Geschöpfes, und ein blaukariertes, mächtiges Schnupftuch brachte eine ungeschickte, derbe Knabenfaust dem Mädchen an den Mund, als wollte er versuchen, so das Blut zu stillen.

Der Student sah wie im Traum den breitspurigen Burschen neben sich kauern.

„Bis stille," flüsterte der, „bis stille!" so still das arme Geschöpf auch war.

Einen jungen Arzt, der das Fest mitgemacht, hatte ein Frauenzimmer gesucht und gefunden; der kam, rief nach Wasser und Tüchern und machte sich mit dem Mädchen zu schaffen.

Hans stand breitspurig und sah ihm dumpf zu. Er rührte sich nicht vom Platz, holte nichts und brachte nichts, schaute nur.

„Gehste, dummer Junge", sagte der Arzt. „Was stehst du denn und glotzt da? Ist's deine Schwester?"

„Nä."

„Dann geh auch!"

Aber Hans ging nicht. Er stand und hielt sein blutiges Schnupftuch in den Händen und starrte.

Als der Arzt sie gewaschen und ihr naßkalte Tücher und Eis auf die Brust gelegt hatte, wurde er von den Umstehenden mit Fragen bestürmt. Er wehrte aber ab und trieb die Leute von dem Mädchen weg.

Sie lag auf einem Bettstück, das der Wirt hergeliehen hatte. Zwei Windlichter standen neben ihr und beleuchteten das totenbleiche Gesicht, das blutige rosa Kleidchen, die nassen Tücher, die Waschschüsseln und ein großes Stück Eis, das neben ihr lag.

Und die Sterne funkelten und flimmerten in ungeheurer Unwesentlichkeit über dem zertretenen Menschenwurm.

Auf Betten und einer Tragbahre, die der Arzt aus ein paar Brettern hatte zusammenfügen lassen, wurde sie zur Stadt hinabgetragen, denn der Wirt wollte sie nicht oben auf dem Berge behalten. Er fürchtete eine Todkranke für seine Wirtschaft.

Unter dem funkelnden Sternenhimmel bewegte sich ein kleiner, stiller Zug den holperigen Weg vom Forst hinab.

Vier Männer trugen die Bahre. Auf dem dicken Federbett lag das leichte, schlanke Chrischtkind, bewußtlos oder in dumpfem Bewußtsein. Sie rührte sich nicht, die Augen waren geschlossen. Auf der Brust lagen Eisstücke, in nasse Tücher gewickelt. Das aufgetaute Wasser rann über den matt herniederhängenden Arm hinab und tropfte von der kleinen, hartgearbeiteten Hand auf den durstigen Boden.

Einer der vier Männer, welche die Bahre trugen, war wieder der dicke Bürger.

„Das Deiwelsmächen!" hatte er gesagt, als sie auf die Bahre gehoben wurde — und war mit unter die Träger getreten.

Sie trotteten möglichst im Tritt und taten so vorsichtig wie vier Bären. Und das stille Kind lag vom Mondschein überflutet und schien keine Erschütterung zu spüren.

„Was is 'n nur das immer? Da schleicht eins hinterdrein — hört ersch?" so fragte einer.

Ja, da war etwas, das huschte durch Büsche und Gestrüpp, erschien nie auf dem Weg, hielt still, wenn der Zug stand, und zauderte, wie es schien — dann trabte es nach, raschelte durch die Kornfelder, schnitt den Weg ab und traf wieder auf den Zug.

„A Hund is nich!"

„Nä", sagte der dicke Bürger und schmunzelte. „N—ä."

Tief in der Nacht, da trug der neugierige Bürgersmann das bewußtlose Kind die Treppe des uralten Hauses hinauf. Die andern folgten.

Hans, der vor der Tür aufgetaucht war, hatte das glimmende Auge aus der Mauernische vor der Backstube genommen.

Er ging vor dem großen Menschen her und leuchtete ihm auf die Füße, damit er nicht stolpern sollte.

„Meenste, daß bei mir die Hühneraugen gucken, Brummochs?" sagte der.

Die Witwe wurde von dem Lärm auf der Treppe wach und kam in unheimlicher Verfassung, schlottrig, in ihrem ganzen Verfall, den sie durch eine qualmende Ölfunzel ins rechte Licht setzte, den Leuten entgegen und keifte und klagte.

„No, die gehört doch ins Krankenhaus — ihr! Die soll iche doch nich uff 'n Hals kriege — so 'n Mensch, so 'n elendiges — was dervonrennt, so 'n Kalfakter! Die lad't nur gleich in 'ne Kanone un schießt se 'naus. Weitersch is doch nix mehr los mit 'r. Seid 'r denn ganz . . . Gelle ja, dadrzu is unsereins gut genug!"

Die Alte schlotterte vor Wut und Ärger. Aber die Kerle hatten das Mädchen einmal gebracht und guckten sich verblüfft gegenseitig an.

„No, wenn der Doktor kommt, der is in d' Abdeke, der werd's ja sage, wie's werd", meinte einer.

Hans war mit dem glimmenden, glühenden Auge, das er vorsorglich mit der Hand beschattete, noch ein Treppchen höher gestiegen und stand in einer offenen Tür.

„Oho," meinte der Bürgersmann, „der kennt sich aus, der Schlehmühl, der verdammte. Wart, dich soll doch — dich, wenn ich hätte!"

Hans aber hörte nichts von alledem. Er sah nur ein schmales, sauberes Bettchen, das mit blau geblümtem Zeug

bezogen war, ein so armseliges Bettchen, das mitten in dem weiten, düsteren Bodenraum stand, an einen Schornstein verlassen angedrängt, an denselben Schornstein, durch den am hellen, lichten Tag die Sterne hinab in den Keller schauen, und unter dem das Chrischtkind heute wie ein heller, undeutlicher Dunstfleck gekauert und mit zitternder, entsetzter Stimme das Gebet an das Steffchen in Angst und Grauen geflüstert hatte.

Daß sie im Sommer unter dem Dach schlafen mußte, das wußte er von ihr, und wie schauerlich es nachts da oben sei; so schwarz und rußig, und wie die Katzen im Dunkeln sprängen, und wie Leute tappten, und wie der Regen auf dem Dache trommle und der Wind pfeife — und daß sie mit geschlossenen Augen in ihr Bett gehe und das Laternchen schon lieber gar nicht anzünde, um nichts sehen zu müssen.

Über dieses Bett leuchtete Hans mit seiner Ölfunzel.

Es waren jetzt eine Masse Menschen zusammengelaufen, und als der Bürgersmann das unheimlich stille Kind niederlegte, stand alles, was Beine hatte und im Hause wohnte, um das armselige Lager: die Gesellen, der Bäckermeister, die dicke Meisterin, die Witwe, die Hausmagd und eine Alte, die in irgendeiner Spelunke hauste und auch hervorgekrochen war.

Hans stand und leuchtete. Sein Gesicht war ausdruckslos und tiefbeschattet von der Schirmmütze, die er noch immer trug. Die grüne Tabakspfeifentroddel hing ihm zur Tasche heraus.

Die Gesellen stießen einander an und zeigten auf ihn: „Den Lauser! Seht den Lauser an!"

Hans aber sah und hörte nicht, was um ihn her vorging. Nichts sah er als das totenbleiche, regungslose, blutbefleckte Chrischtkind, das auf dem Bett ausgestreckt lag.

Er fühlte und sah, wie er sie geküßt hatte, er fühlte noch die weiche Haut, die wie ein Maulwurfsfellchen so warm und

zart war, das erregte Pulsieren und die feuchten Zähnchen. Er fühlte die ganze wütende Wonne, als er sie so gepackt hielt. Und in jedem Nerv zuckte es ihm, als müßte er wieder zu ihr hinstürzen. Es war ihm zumute, als läge in ihm selbst ein Hund an der Kette und zerrte und wollte los mit aller Gewalt.

Ja, ganz so war es: diese Liebe tobte in ihm wie ein Hund an der Kette; aber er leuchtete regungslos mit dem glimmenden Auge aus der Mauernische.

Der Arzt kam, die Leute bildeten einen weiten Kreis um das helle Bett, und der dunkle, hohe Dachraum sog sie in seine Finsternis auf.

Nur Hans stand noch im Lichte, breitbeinig und trotzig.

„Na, da biste ja wieder", sagte der Arzt. „Gehörst du denn da her?"

Hans antwortete nicht.

Das Chrischtkind fing laut zu weinen an.

„Still", sagte der Arzt.

„Bis stille", sagte auch Hans dumpf in sich hinein und fühlte, wie der Hund in ihm zerrte, der Hund, der zu seinem Herrn wollte.

Das Chrischtkind wimmerte ängstlich weiter.

„Wenn du nicht stille bist," sagte der Arzt, „da haben wir's sofort wieder."

„Bis doch stille", murmelte Hans.

Ein Blick des Arztes streifte ihn, ein Blick, der ihn fortweisen wollte. Er stand aber wie eingemauert.

Der Arzt sprach mit der Witwe.

„No, gottlob", sagte diese, scharf flüsternd: „Das wär' fürs Mächen nischt gewesen. Desto besser, wenn sie's kurz macht. Nä, für 'n armes Mensch is 's Kranksein nischt. Wie ich immer sag': wenn ä Armes krank is, lad's inne Kanone un schießt's 'naus."

„Bst!" machte der Arzt.

Das Chrischtkind wimmerte auf, so angstvoll, so tödlich angstvoll. Sie hatte die grelle Flüsterstimme vielleicht verstanden.

Das alte Weib, das aus irgendeiner Spelunke des Hauses gekrochen war, ist inzwischen zum katholischen Geistlichen gelaufen. Sie ist selbst Katholikin.

Das Chrischtkind wimmert in Todesängsten weiter, ihre Glieder schlagen. Aber etwas andres als: „Bis still", von dem und jenem gesprochen, bekommt es nicht zu hören.

Jetzt bringt die Alte, die vom Geistlichen zurückgekehrt ist, eifrig ein Tischchen herbeigeschleppt und deckt ein weißes Tuch darüber und stellt zwei Leuchter mit zwei brennenden Kerzen darauf. Und zwei dürre Stengel geweihter Palmkätzchen legt sie kreuzweis übereinander auf das weiße Tuch.

Das Chrischtkind starrt und sieht ihr mit weit aufgerissenen, todesbangen Augen zu.

Die Alte beugt sich weit über das Bett und nimmt ein kleines schwarzes Kreuz, das an einem Nagel am Schornstein zu seiten des Bettes hängt, bläst den Staub davon und legt es dem Mädchen in die Hände.

Das wimmert wieder wild auf vor Grausen und Angst und will es nicht.

„Bis nich dumm!" sagt die Alte, drängt es ihr in die Hände und murmelt ein Sterbegebet.

Schaurig klingt es in dem öden, nachhallenden Raum wider. Die sterbenden Augen starren in einsamstem, verlassenstem Entsetzen.

Jetzt hören sie schwere Schritte auf der knarrenden Treppe.

In die Tür tritt mit einer Laterne, in der ein frisch aufgestecktes Talglicht brennt, der Ministrant und schellt mit seinem Glöckchen.

Das Mädchen schreit und wimmert entsetzt auf.

Da steht der Geistliche schon in der engen, schmalen Tür, weit und hoch in seinem weißen, faltigen Gewand wie eine Erscheinung, die nicht aufzuhalten ist. Er schreitet ruhig und feierlich vorwärts, den armen, starrenden Augen entgegen.

Der Arzt befiehlt, daß alle den Raum verlassen sollen.

Schlurfende Schritte, verlegenes Flüstern. Sie gehen alle — auch Hans, der sein Lämpchen auf einen Balken nahe dem Bett niedergestellt hat.

Aber wie eine Katze ist er an den andern vorübergehuscht, hat seine Stiefel ausgeschlappt und trägt sie in der Hand.

So nahe als möglich schleicht er zu dem kleinen, hellschimmernden Lager wieder zurück, schwingt sich auf einen der breiten Dachbalken, hockt sich darauf nieder und starrt durch den hohen, dunkeln Raum auf das blasse, zuckende Geschöpf.

Der Geistliche und das sterbende Mädchen sind jetzt allein auf dem Dachboden.

Hans hört, wie der Geistliche ihr zuspricht. Es ist eine ruhige, volle Stimme, die über das sterbende Geschöpf wie ein sommerlicher Windhauch hingeht. „Er ist ein guter Mann, vor dem tätest auch du dich schämen," hatte das Chrischtkind von seinem Pfarrer gesagt.

Hans kauert in einem unsagbaren Grausen auf seinem Balken. Nie geahnte Schauer greifen ihm ans Herz.

Was ist das für ein Tag!

Und fortwährend dieser wütende Schmerz am Herzen, wie heller Zahnschmerz. „Deiwel!" denkt Hans und fährt sich mit dem Rockärmel unter der Nase hin.

In einem einzigen Augenblick lebt er den ganzen vergangenen Tag aus und stöhnt tief auf.

Das ist für Hans zu viel! Brüllen möchte er. Da reicht nichts aus, kein Gefühl und kein Wort und kein Gedanke. So wimmern, wie sie wimmert, das war das Rechte. So hätte er mittun mögen, eng an sie angedrängt.

Der Geistliche spricht jetzt geheimnisvoll mit ruhiger, tiefernster Stimme an ihrer Statt:

„Ich armer, sündiger Mensch bekenne Gott dem Allmächtigen, der seligen, allzeit jungfräulichen Maria, allen Engeln und Heiligen und Ihnen, ehrwürdiger Vater an Gottes Statt, daß ich gesündigt habe durch Gedanken, Worte und Werke."

Jetzt hörte Hans auch das Chrischtkind leise sprechen mit einer gebrochenen, undeutlichen Stimme. Sie spricht in Absätzen und zögert und spricht wieder. Er kann nicht verstehen, was sie sagt.

Der Priester neigt sich tief zu ihr herab.

„Geküßt — geküßt — geküßt! — Ja!" — kommt es zitternd, jubelnd von ihren Lippen — und dann ein Schrei — ein Gurgeln.

Hans schrie mit auf. Endlich hatte der Hund in ihm sich von der Kette gerissen. Er schrie — schrie!

Der Geistliche schritt schnell zur Tür, und der Ministrant trat wieder ein, ihm nach drängten die Leute und umstanden wieder wie vordem, von der Dunkelheit wie aufgesogen, den Lichtkreis. Schaurig klang ein halb zurückgedrängtes Heulen durch den hohen finsteren Bodenraum.

Der Ministrant legte einen schmalen, weißen Leinenstreifen mit Spitzen an beiden Enden dem sterbenden Mädchen über die blutüberströmte Brust, dann schwang er sein Glöckchen.

Der Priester hält jetzt die Hostie im Ciborium der Sterbenden zum Anblick dar.

Die ruhige Stimme sagt: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach. Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund."

Seine Stimme klingt feierlich, unberührt von allem Irdischen.

Das war etwas andres als das: „Bis ruhig!" — „Bis schtille" der alltäglichen Leute.

Der Ministrant, ein hagerer, langer Mensch, wischt mit einem weißen Tuch die blutüberströmten Lippen der Sterbenden rein.

Darauf reichte ihr der Priester die Hostie:

„Sehet an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt."

Im Todeskampf, ihrer selbst kaum mehr bewußt, liegt sie vor ihm. Er kann ihr kaum noch die Hostie zwischen die geöffneten Lippen schieben.

Der Priester ist gegangen.

Das weißgedeckte Tischchen mit den geweihten Palmkätzchen und den zwei brennenden Kerzen haben sie mit Gepolter umgerissen, als sie das Bett der Sterbenden umdrängten. Die liegt zuckend und röchelnd im ersten Morgengrauen, das durch die Dachluken gespenstisch eindringt und die Dunkelheit zu fahler Dämmerung auflöst.

Die Bäckersfrau steht über das Bett gebeugt — da fährt das Chrischtkind im Todeskampf ihr in das Haar und hält in der krampfigen Hand den falschen Lockenscheitel der dicken Frau.

Die steht kahlhäuptig in ihrer Häßlichkeit im grauen Morgenlicht da, böse und verblüfft. Da lacht etwas auf, verschleiert und doch roh — da kichert etwas auf, wie ein Lichtblitz so scharf und hell. Von der Stelle aus, wo Hans hingekauert hockt, dringt fassungsloses Heulen.

Das Chrischtkind liegt jetzt langgestreckt und still. Die Leute schlurfen übernächtig und müde ihren Schlafstellen zu.

Hans haben die Gesellen, als das Chrischtkind begraben worden war, in später Nacht von dem Grab, in das er sich ganz eingewühlt hatte, fortzerren müssen.

„Der Lauser," sagten sie, „der Schlingel," und grinsten und wußten nicht, was sie davon halten sollten.

Er war ihnen über.

Und als kaum eine Woche ins Land gegangen war und Hans wie ein Besessener schon wieder einer andern Schürze nachlief, da schüttelten die Gesellen die Köpfe.

Und als das Jahr um war, da hatte Hans mehr Liebschaften gehabt, als er Finger an den Händen hatte — denn in ihm glühte ein Funke des ewigen, höllischen Feuers, das einmal angefacht nicht mehr verlöscht.

Sommerbuch

Altweimarische Geschichten

Frau Anna Spier
gewidmet
Unsere grünen Sommer

Regine die Köchin

„Die Frau Mutter muß sich eine Alte nehmen, eine Alte muß sie sich nehmen, — nein — darauf besteh' ich! Die Frau Mutter ist zu leichtsinnig." Das sagte unser Vater, ehe Regine ins Haus kam.

„Aber Hermann", antwortete unsere Gomelchen und schaute mit ihrem weichen, von weißen Spitzen eingerahmten Altfrauengesicht ganz betroffen von ihrem Suppenteller auf. Sie aß bei uns, wie immer die Woche zweimal; wann dies geschehen sollte, mußte jedesmal feierlich die Frau Legationsrätin, vulgo Legatse, die eine Etage höher wohnte, eingeladen werden. Aber gerade jetzt zur Zeit war sie gezwungen, unten bei uns zu essen, denn sie hatte keine Köchin.

Von unserer Großmutter Köchin sprach man im Hause auf eine geheimnisvolle Weise, fast ohne Worte, und verstand doch viel zu sagen.

Wir Halbwüchsigen waren aber unterrichtet. Wir wußten, Großmutters Köchin hatte ein Kind bekommen. Weshalb man das nicht ganz einfach sagte, sondern schwieg, geheimnisvoll flüsterte? Es kam uns dies ganz lächerlich vor. Kinder hat ja die ganze Welt. Wir verständigten uns untereinander darüber und waren großmütig genug, den Erwachsenen in ihre Sonderbarkeit nicht hineinzureden.

„Also, Frau Mutter, ich bestehe entschieden darauf, du nimmst dir eine Alte. — Es ist dies das zweite, wenn nicht das dritte Mal, daß bei euch oben, ... nein ... nein ... das geht nicht — bei deinem Leichtsinn, Frau Mutter — entschuldige."

„Wie kommst du mir denn aber vor", sagte unser Gomelchen und lachte, wie nur sie lachen konnte, o dieses Lachen! So lachen die Jungen heut nicht, so seelenjung.

Es war das Lachen einer andern Zeit, das bei uns im Hause noch hin und wieder erklang, — einer harmlosen, heiteren Zeit. Ich halte es für ein Glück sondergleichen, daß wir in Begleitung dieses Lachens aufblühten.

„Ich sehe darin gar keinen Grund zum Lachen, Frau Mutter", sagte mein Vater feierlich. „Ich dächte, die Sache ist ernst genug."

„Du gibst auf deine Leute nicht acht, du läßt sie tun was sie wollen — du kümmerst dich um nichts."

„Ach so", sagte unsere Großmutter. „Nun wird mir's verständlich." Sie wischte sich die Augen. „Ich kann nicht gerad' sagen, daß ich auf eine Alte sehr versessen bin; — aber dir zuliebe soll's eine Alte sein — gewiß eine Alte."

So kam Regine, die Köchin, ins Haus.

Sieh sie dir an", sagte meine Großmutter am ersten Tag, als sie bei uns eingezogen war und gerade durch den Hof ging. Die Großmutter winkte meinem Vater, ans Fenster zu treten.

„Nu — weißt du — —", sagte mein Vater, als er sie gesehen.

„Es ist eine Alte", meinte meine Großmutter mit viel Schelmerei in der Stimme.

„Ja, ja", meinte mein Vater etwas ärgerlich.

„Sie ist gewiß recht tugendhaft."

„Zuverlässig," antwortete mein Vater, — „aber — es gibt weniger häßliche."

„Herr Sohn, man kann nicht alles beieinander haben, weißt du."

Nur zum Scherz hatte unsere Großmutter Reginen freilich nicht genommen. Die Großmutter war eine Frau voller Grazie und voller Behagen; sollte sie von einem schönen, sauberen Mädchen nicht bedient werden, wie sie es liebte, so wollte sie wenigstens vortrefflich essen, und es sollte alles

gut serviert sein — und das verstand Regine beides. Gewiß, häßlich war sie, eine kleine, dicke Person mit einem Schöpflein roter Haare, einem endlosen, dünnen, dünnen, dummen Zöpfchen, das wie ein rotes Schneckenhaus auf ihrem fast kahlen Schädel lag.

Die Knochen schienen ihr zu klein geworden, und so hing die beträchtliche Fleischmasse, wulstig und faltig, nicht recht wohlgeordnet, über denselben. So wandelte Regine durchs Leben und durch unser Haus, niemandem zur Augenweide, doch meinem Vater zur Beruhigung, daß über seinem Haupte, im Kreise der Frau Mutter keine leichtsinnigen Torheiten zu befürchten waren. — Er bedachte nicht, daß der Mensch nie sündenbar ist. Unsere Jugendsünden, die Maienblüte wird dahingerafft, und Alterssünden erheben die Häupter oft nur als Ausdruck des Grams, weil sie dahingegangen, die sel'ge Maienpracht.

So mochte es Reginen ergehen; sie hatte geliebt und gelebt und wollte vergessen. Das alles aber ist vorgegriffen; es währte lange, bis wir Regine verstanden.

Als sie in unserm Hause etwas eingewohnt war und sich behaglich zu fühlen begann, kam unser Vater eines Morgens sichtbar verstimmt von seinem Spaziergang im Garten ins Frühstückszimmer, und es stellte sich heraus, daß er Reginen begegnet war, wie dieselbe die Treppe hinabging und ihr das rote, kleinfingerdicke Zöpfchen über die Stufen nachgehüpft war. Das ist so zu verstehen, das entsetzliche Zöpfchen war unglaublicherweise um ein paar Zoll länger als sie selbst, und sie liebte es, dasselbe am Morgen nachzuziehen. Vielleicht träumte sie sich in die Zeit zurück, als das rote Schnürlein vielleicht ein armdicker Zopf gewesen. Jedenfalls hatte sie geglaubt, einen ganz andern Eindruck mit ihrem roten, langen Naturspiel auf unseren Vater hervorzubringen, als ihr tatsächlich gelungen war. Sie war unheimlich stolz auf ihren Hauptschmuck. Ja, das war lang, das Zöpfchen, entsetzlich

lang. Uns Kinder grauste davor, und unser Vater hatte sich wirklich ganz außerordentlich davor erschreckt.

„Es geschieht ihm ganz recht,“ sagte die Großmutter, „weshalb hat er mir die Alte aufgehängt. Mir wäre es schon lieber, sie hätte ein Kind, als so einen miserabel garschtigen Zopf.“

„Weißt du, Frau Mutter, das verstehst du nicht. Du stammst aus einer ganz frivolen Zeit“, antwortete ihr mein Vater.

„I wo“, sagte die Großmutter und lächelte ihrer lieben Zeit zu.

„So, du hast Regine also begegnet? Ja, ja, das ist ihre Morgentoilette. Sie kehrt auch so bei mir, die Regine. Ja, du kannst ganz beruhigt sein, die ist höchst sittenstreng.“

„Ob sie es aber immer war, lassen wir dahingestellt sein“, sagte mein Vater ärgerlich.

„Verlange nichts Unmögliches von ihr, Regine lasse ich nicht wieder gehen.“

„Frau Mutter,“ sagte mein Vater, „wann wirst du lernen, die goldne Mittelstraße zu gehen! Entweder umgibst du dich mit Personen, die vor Leichtsinn und Jugend nicht wissen, wo ein und aus, oder du nimmst dir Ungeheuer ins Haus, die keine Phantasie zu erdenken imstande ist. Ich hatte den Wunsch, daß eine vernünftige Matrone mit weißer Schürze und behäbigem Äußeren da oben bei dir schalten und walten sollte. — Wäre dir das nicht selbst ein angenehmer Gedanke?“

„Ja, gewiß, wenn die Matrone zu kochen verstände wie Regine; aber ich traute den Matronen nicht recht, die ich sah. Du wirst nächsten Sonntag schmecken, wenn ihr oben bei mir eßt, daß Regine goldeswert ist.“

Ja, und sie war goldeswert. Sie kochte, als wäre ihr Vater ein Dichter gewesen und das Talent hätte sich bei ihr umgesetzt. Und sie war auch Tochter eines Dichters. Es wird alles an den Tag kommen.

Wir hatten große Wäsche im Haus, und unsere Mutter bat die Großmutter, daß diese ihr Regine auf ein paar Stunden leihen möge, um zu helfen. Regine aber widerstand mit ruhiger Würde unserer Aufforderung.

„Nein," sagte sie zur Großmutter, „das tut mir leid, das kann ich heut nicht, ein andres Mal wieder recht gerne. Heut wird ein Stück von meinem Vater selig aufgeführt, und Sie erlauben wohl, Frau Geheimrat, daß ich auch ins Theater gehe." „Ja, um Himmels willen," sagte meine Großmutter — „was ist denn das?", griff nach dem Theaterzettel mit dem Abonnementsbillett, der wie immer auf seinem Platze lag; da sah die Großmutter, daß heute ein seit Jahrzehnten vergessenes, wieder neu ausgegrabenes Stück von Raupach gegeben wurde.

„Und Sie sind Raupachs Tochter!" rief die Großmutter — „du allmächtige Güte! Wie ist denn das alles miteinander möglich?"

Ja, es war alles miteinander möglich. Eine Kette der interessantesten Dinge verhüllten wie eine Wolke Regine, die Köchin, vor meinen erstaunten Augen. Sie war nicht nur Raupachs Tochter. — Nein — sie war jahrelang in Goethes Haus aufgewachsen, mit seinen Enkelkindern erzogen worden, dann war sie zum Ballett gekommen, und es war ihr schlecht ergangen, — schlecht ergangen. Ein Tränenstrom verschlang die letzten Worte und Schicksale. — Ich sehe sie noch stehen, Raupachs Tochter, die rote Zöpfleinschlange zusammengerollt auf dem kahlen Schädel, die sonnte sich im Augenblick glühend rot im hellen Sonnenlicht. Unter Regines Kattunjacke wogten sehr unregelmäßige, gestaltlose Formen. Meine jungen Augen aber sahen das alles nicht mehr. Ein Glorienschein umwob die armselige Person. Ich hätte ihr wie einer Heiligen die Hände küssen mögen.

„Ach, setzen Sie sich, Regine, setzen Sie sich", sagte ich zaghaft. Mir war es unmöglich, ihre geheiligte Person hier

stehen zu sehen. Unsere Großmutter saß und machte große, große Augen, und die Brille war über den Augen, auf der Stirn zu sehen. Ich drückte Regine auf einen Stuhl nieder.

„O, Regine, Regine!“ sagte ich. Ich hatte den Faust in diesen Tagen zum allerersten Male gelesen, hatte drunten im Stern, in Goethes Garten, unter hohen Bäumen, in Anbetung ganz versunken, auf dem Boden gekniet. Meine leidenschaftliche, kinderjunge Seele war dahingeschmolzen im ersten großen Eindruck.

Unsere Großmutter hatte ja auch Goethen gekannt; — aber dies — das fühlte ich, war etwas andres. Ich empfand das Intime des Zusammenlebens im selben Nest; ohne daß Regine nur den Mund auftat, wußte ich alles — alles, was geschehen war, oder hätte geschehen können. — Mit ihm hatte sie dieselbe Luft geatmet, er hatte sie gestreichelt — ihr etwas zu tun anbefohlen. Sie hatte ihn gesehen, wenn er zum Frühstück kam, gesehen beim Essen und Trinken und reden gehört! Reden gehört und auch lachen — vielleicht auch schelten.

Das Staunen verließ mich nicht, ich schaute und schaute auf Regines heilige Person und Schauer überliefen mich. Auch die Großmutter hab' ich mein Lebtag nicht so erstaunt gesehen.

„Na, so reden Sie doch, wie ist denn das alles möglich?“

Regine, die Köchin, dieser armselige Rest, war also von all der Herrlichkeit in Weimar noch übrig geblieben.

„Ach, Frau Geheimerätin, möglich ist gar vieles.“

„Ja, hat denn der Raupach nicht für Sie gesorgt?“

„Du lieber Gott, du lieber Gott,“ sagte Regine, „was so'n Dichter is. — Nee, Frau Geheimerat, die machen sich nicht viel ‚Schkrupel‘; aber meine Mutter stand der sel'gen Frau Geheimerat Goethe recht nah, so hat sich das gemacht.“

„Regine, und da haben Sie wahrhaftig in Goethes Nähe gelebt?“

„No ja, ‚nadierlich'", sagte Regine.

„Das Kompott, was mer letzten Sonntag hatten, die Hagebutten mit Rosinen, waren Exzellenz Goethe sein Lieblingskompott. Das Kochen hab' ich im goethschen Hause von jung auf noch so mit gelernt. — Auch der Hammelbraten mußte allemal mit reichlich Thymian angesetzt werden, wie's letztemal, wo's den Herrschaften so schmeckte. Ja, auf eine gute Küche gab der Herr Geheimerat schon was."

„Haben Sie denn gar nichts von Goethe?" fragte ich.

„O ja", sagte Regine, ihre Wortkargheit war unerschütterlich.

„Was Sie haben, zeigen Sie mir?" bat ich.

Sie nickte.

Und so kam ich hinauf in ihre Bodenstube, die sie vor aller Augen sonst streng abschloß. Ich glaube, jetzt zwar nicht der Heiligtümer wegen, sondern um einen Zufluchtsort zu haben, in dem sie ungestört ins Vergessen sinken oder sich davon wieder erholen konnte.

Wir fanden sie nach Jahren dort wirklich einmal im tiefsten Vergessen liegend, schwer betrunken. Der Schlosser hatte die Tür erbrechen müssen. Darauf kam sie von uns fort als Oberköchin ins Krankenhaus nach Blankenhain, nicht ohne daß die Großmutter scharfe Anzüglichkeiten unseres Vaters wegen des unmoralischen Betragens ihrer Leute hinnehmen mußte, was sie in gewohnter Anmut über sich ergehen ließ.

Mit Schauer betrat ich Reginens Kammer. Sie führte mich noch an diesem selben Tag, ehe sie ins Theater zur Aufführung des Stückes ihres Vaters ging, hinein, wies stumm auf ein eingerahmtes Stückchen vergilbtes Papier, auf das eine graue Haarlocke geheftet war.

„Die hab' ich mir selbst aufgelesen, als der Geheimerat einmal geschoren wurde."

„Ach,“ fragte ich, „wie war das?“

„No, da kam der Friseur Eberwein, der ihm immer die Haare brannte, dann hat der Geheimerat geschellt, damit eins rauf sollte, und da kam ich, weil sie unten gerade alle was zu tun hatten. ‚Daß die Haare nicht herumfahren‘, sagte er, und da sammelte ich sie auf; — es waren nicht viele.“

Unter die Locke hatte Regine selbst frei nach Goethe geschrieben, vor langer Zeit, die Tinte war ganz gelb geworden:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie in kummervollen Nächten
In seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Arme Regine.

Darauf öffnete sie ihre Lade, die sie wohl ihr Lebtag in allerlei Elend begleitet hatte, und nahm ein Bündel heraus. Ohne ein Wort zu sagen, entfaltete sie ein vergilbtes Männerhemd mit wunderlichem Gefältel an der Brust.

Ein Hemd von Goethe!

Das zarte Linnen hatte seinen Körper berührt. Es war ihm so nahe gewesen, ein Stück seiner selbst. Gespensterhaftes Bangen berührte mich, wie Regine, die Tochter Raupachs, in ihrem Feiertagskleide, in der ärmlichen Dienstbotenkammer, das goethische Hemd ausbreitete, ohne ein Wort zu sagen.

Sie ließ mich ungestört in meiner Versunkenheit. Das schauerliche Vergehen alles Lebens, auch des göttlichsten, erschütterte mich.

Endlich sagte sie: „Es war eins von den ganz alten. Sie taugten so nischt mehr.“

Dann breitete sie ein purpurrotes Kleid, mit dunkelblauen Borten aus. „Das hat meiner Mutter schon in ihrer Jugend gehört“, sagte Regine. „Das stammt noch von Frau von Goethe.“

„O, lassen Sie sehen, Regine“, bat ich. Ich berührte es.

Es war aus weicher, indischer Seide. Sein tiefes Rot sah aus wie heiße, glückliche Liebe. Auf diesem zarten Stoff haben seine Augen in Liebe geruht. — Wie klein und zierlich muß Christiane gewesen sein, eine zierliche, volle Gestalt — und so geliebt! — geliebt von dem Herrlichsten! O, wie muß dein Herz unter dem roten, zarten Kleid geschlagen haben, du glückliche Christiane! Dein Grab finden sie nicht mehr. — Vergangen bist du lange, lange schon, verwest, in Staub zerfallen — und dein Kleid leuchtet noch in roter Glut, wie in den Tagen, als er dich darin küßte. Seine Hände haben auch diese kühle, feine, anschmiegende Seide gespürt.

Ich war ganz überwältigt und sagte: „Ach Regine, daß alles, alles vergeht!"

Regine sagte: „Ich meine, das wäre so übel nicht. Mich verlangt nach gar nischt mehr."

Von diesem Tage an hockte ich, wo ich Reginens habhaft werden konnte, bei ihr, sah ihr zu beim Plätten, beim Kochen, beim Zimmerreinigen, und ihre Stummheit löste sich mehr und mehr. Uralter Dienstbotenklatsch aus jenem gesegneten Hause kam wieder ans Sonnenlicht; aber auch der intimen, köstlichen Dinge die Fülle, die jener Zeit entstammten und sie lebhafter als manche gründliche Abhandlung vor Augen treten ließen.

Wir hatten bei der Großmutter Sonntags goethische Apfelsuppe mit Korinthen und Semmelbrösel gegessen, goethischen Hasenbraten mit Salbei, das heilige Kompott aus Hagebutten und Rosinen. Ich, Halbwüchsige, aß diese Gerichte, als verzehrte ich das heilige Abendmahl, mit tiefer Hingabe; aber auch mit vorzüglichem Appetit. Denn wahrhaftig, Goethe hatte Poesie gegessen. — In Goethes Haus hatten sie es verstanden, zu kochen. Mein guter Vater war längst mit Regine ausgesöhnt. Dies Zusammenfließen des goethischen Haushalts mit dem unsrigen hatte für uns Kin-

der etwas unbeschreiblich Geheimnisvolles. — Mir erschien es immer wieder wie ein Wunder und eine Offenbarung, wenn Regine ihre Speisen auftrug, und es war mir oft, als wären wir des großen Dichters Gäste. Er war mir in diesen Speisen gegenwärtig wie in seinen Werken, ja gegenwärtiger, in einer ahnungsvollen Körperlichkeit. Wie die ersten Christen das heilige Abendmahl in stiller, tiefer Ekstase zu sich nahmen, tranken und verzehrten, fühlte und schmeckte ich ihn. Er war da! — — Nie vergesse ich Reginens heilige Mahlzeiten bei der lieben teuren Frau. — Und wer ihn auch liebt, den unsterblichen Sonnenmenschen, von ganzem Herzen, vom ganzen Gemüte; — in Trank und Speise habt ihr ihn alle nicht empfunden! In jener Zeit liebte ich ihn, wie eine heilige Seele Gott ihren Herrn lieben mag.

Nach solch einer wundervollen Mahlzeit schickte mich meine Großmutter einst hinaus in Regines Küche, damit ich nachschaute, wo der Kaffee bliebe. — — Wie ich in die Küche eintrat, glaubte ich in einen Traum geraten zu sein, denn was ich sah, war eine Unmöglichkeit. — Ich stand und starrte — ich blieb stumm und ganz verwirrt, ich fragte nicht nach dem Kaffee, wagte überhaupt nicht den Mund zu öffnen. Regine aber, in geheimnisvollem Gleichmut, nahm einen Teller aus der Spülwanne und trocknete ihn, darauf nahm sie einen kleinen Marmorgrabstein aus demselben Spülwasser und trocknete ihn. Es war ein kleiner Grabstein aus weißem Marmor mit Goldschrift, und zwischen den Tellern sah ich noch eine dunkle Grabtafel und ein schmales Grabkreuzlein hervorschauen. —

„O Regine,“ sagte ich nach einer Weile, „was tun Sie da —?“

„Gar nischt“, sagte sie.

Ich wußte nicht, wie ich noch einmal fragen sollte. Sie kümmerte sich nicht um mich und trocknete ihren Grabstein, fuhr mit einem Holzstücklein und dem Trockentuch in den

ausgehöhlten, vergoldeten Namen. Ich folgte ihren Fingern und las „Ännchen", den Geburts- und Sterbetag. Es war der Grabstein eines kleinen Kindchens.

„Wem gehört das?" fragte ich endlich wieder.

„Das war meins", sagte Regine. Auf der dunkeln, kleinen Tafel stand ein ganz verblichener Männername — „Hofschauspieler" war am deutlichsten zu lesen, — und auf dem Kreuzlein war Reginens eigener Name eingegraben: „Regine Moll" — und das alles zwischen Tellern und Schüsseln im Spülwasser.

„Regine," sagte ich wieder, „was soll das eigentlich? — — Und Sie möchten doch auch den Kaffee bringen."

„Sogleich ist er fertig."

Die Grabsteine hatte Regine vom Friedhof im Marktkorb mit heimgebracht, das sagte sie mir, — und wusch, was ihr vom Leben übrig geblieben war, zugleich mit unsern Tellern blank, den Namen ihrer Mutter, ihres Schatzes und ihres Kindes.

Sie war eine geheimnisvolle Person mit geheimnisvollen Gewohnheiten.

Sommerseele

Meine Großmutter hatte einen alten Küchenschrank. — „Unter der Linde, aus welcher der alte Schrank gezimmert wurde, hat eine goethische Liebste gesessen.“ Das sagte die Großmutter, als wir Enkel oben in ihrer Küche zuschauten, wie die Ananaserdbeeren aus einem kupfernen Topf, in dem sie in lauter Zucker und Glut ihre duftenden Seelen aushauchten, in Gläser gefüllt werden sollten. Die kleine Küche duftete herzbewegend. Der würzige Geruch drang durchs offene Fenster hinaus in sonnedurchschienene Junitluft. Die Schwalben zogen in kristallener Bläue ihre zarten, schrillen Wonne- und Jagdrufe nach sich. Der Küchenschrank bekam ein Gesicht; ich sah ihn gewissermaßen zum erstenmal. Da stand er — aus weichem, wie sammetweich gescheuertem Holz, trug etliche Kupfergefäße, eine messingene Teemaschine — altes Hausgerät, das nur noch blank gerieben, aber kaum mehr gebraucht wurde.

Aus seinem Innern drang Brotgeruch; aber ein eigentümlicher Brotgeruch, ein Geruch nach Brotgenerationen, die bis hinab in die Jugendzeit meiner Urgroßmutter reichten.

Unvergeßlich ist mir dieser Geruch. Er verband uns mit einer fernen, fernen Zeit, mit nie gesehenen, nahverwandten, vergessenen Menschen.

„Unter der Linde, aus der dieser Schrank gemacht wurde, hat eine goethische Liebste gesessen.“ Der Schrank trieb Blätter und Blüten und ward zu einem Baum voller Geheimnisse. Damals waren die Ananaserdbeeren gerade in Gefahr gekommen, anzubrennen. Es entstand ein Durcheinander, kleine, eifrige Schreie der Großmutter: „Ei — ei — ei — ei — ei der Tausend!“ Die alte Köchin brummte, die Ananaserdbeeren dufteten auf höchster Höhe des Duftes. Um

den Topf wob sich eine Wolke weißen Dampfes, der Großmutter lief die Brille an. Sie schob sie auf die Stirn. — Beide rührten und schauten.

Die Beeren waren, gottlob, gerettet. Wir aber wurden hinausgeworfen. Regine, die Köchin, verstand keinen Spaß, denn sie war eine alte, sonderbare Person mit sonderbaren Schicksalen, die ihre erste Jugend im goethischen Hause verlebt hatte. Mit zwölf Jahren war sie Spielgefährtin und Wärterin von Goethes Enkelin Alma, worauf sie sich gar viel zugute tat, und von uns Kindern wurde sie deshalb wie ein heiliges Wunder angestaunt und verehrt.

„Großmutter," sagte ich am Abend, als ich mit der lieben Frau in ihrem blumengeschmückten Zimmer saß, „was für eine Geschichte mag das sein, von der goethischen Liebe unter dem Lindenbaum, aus dem dein Küchenschrank gemacht wurde?"

„So," sagte meine Großmutter, „willst du das wissen? — Ja, das war etwas. — 's ist nie so recht ans Tageslicht gekommen. — Bei uns daheim, in meiner Jugend war auch gar mancherlei davon bekannt. Die Sache ist mit den Leuten, die davon wußten, begraben worden.

Mein alter Küchenschrank, der von der Urgroßmutter stammt, ist freilich aus dem Holze gemacht, von jenem Lindenbaum, unter dem der alten Bäckermeisterin Bauchen, von der wir die Semmeln bekommen, ihre Großtante mit den Schwestern gesessen hat."

„Ja, das sagtest du schon einmal", unterbrach ich sie.

„Das hab' ich oft gesagt," wiederholte meine Großmutter, „und oft hat es mir meine Mutter gesagt. Zu deren Aussteuer kaufte dein Urgroßvater bei der Bauchschen Familie, die damals Metzgersleute waren, das Holz zu diesem Schranke, altes, ausgetrocknetes Lindenholz —", und die Großmutter erzählte mancherlei was sie wußte.

Wir gingen an einem schönen Sommertage, gegen Abend, die liebe Frau und ich, auf der leichten Anhöhe, von der aus man in das grüne Ilmtal blickt, oben am Horn spazieren.

Es war zur Zeit, als die Mohnblumen wie Blutstropfen in den Feldern leuchteten; das Laub der Bäume war von einer ganz erstaunlichen Dichte und Mächtigkeit, denn noch hatte man unbewußt die kahlen Bäume im Sinn. Und die neue Gestalt hatte noch etwas Befremdliches an sich. Sie rauschten so weich und voll, wie sie im Juli, wenn die Blätter härter sind, nicht mehr rauschen. Man spürte im Rauschen dieser Blätter weiche Zartheit, und es löste sich noch ein junger, würziger Duft von ihnen.

Meine Großmutter und ich, wir trugen beide große Mohnblumensträuße. Um diese Zeit zogen wir gar zu gern miteinander aus. Und ich sah sie noch, wie eifrig sie in die Kornfelder einbrach mit einer jugendlichen Freude am Blumenraub. Ich war die Ängstlichere. „Das geht nicht, Gomelchen, das geht nicht, so tief darfst du nicht hinein!"

„Geh, laß mich, du siehst doch, wie geschickt ich's mach'."

Ich: „Wenn dich wer sieht."

Sie: „I gar — laß nur!"

Und wie sie ging, so leicht und ungebeugt von Zeit und Erfahrungen, ein lieber Trost für die, die auch einmal alt werden müssen. Alter, wo ist dein Stachel, Kummer, wo ist dein Sieg?! — Leid und Kummer waren ihr hoch über die Seele gegangen; aber wie ein buntschillerndes Entlein war ihre Seele immer wieder glatt und schimmernd aus der trüben Flut aufgetaucht und war im Sonnenlichte weiter geschwommen.

„Sieh einmal da", sagte sie und wies auf ein knorriges Taxusgebüsch, das, in einem Zaun aus Korneliuskirschen eingeklemmt, ersticken wollte. Seine unterdrückten, aus der Erde schwer herausgerungenen Äste waren mit wenigem saftigem Grün bedeckt.

„Siehst du, von demselben Busche hier haben meine Schwester und ich in unserer Kinderzeit im Winter gar oft frisches Grün geholt zum Geburtstag und auch für unsere Pyramide zu Weihnachten. Damals war der Taxus schon genau so uralt; aber er hatte doch viel mehr Grün. Es war auch noch mehr von ihm da, man sah damals noch, daß er zu einer Taxushecke gehört hatte." Dabei brach sie mit leicht in dem Gelenk sitzender Hand einige Kornelluskirschen-zweige, um ihrem alten, treuen Freunde Luft zu machen.

Ich hatte sie schon einmal so gesehen, wie sie die wildgewachsenen Rosenranken auf einem ihr sehr teueren Grab beiseite schob, weil sie den Efeu zu ersticken drohten. Mich hatte damals ein großes Weh überlaufen, wenn ich daran dachte, daß sie dem Schläfer dort unten das Haar gar oft zärtlich aus der Stirn gestrichen haben mochte, wie jetzt die Rosenranken von seinem Grabe. Und ihre Augen hatten freundlich ernst dabei geblickt, genau wie jetzt.

Sie ging auf Gräbern, wo sie auch ging, die liebe, alte Frau, und sie ging mit einer hohen seelischen Anmut, — die ich nie wieder gesehen habe, — bei meiner Mutter in schweren Tagen, da sah ich, wie dieselbe rührende, heilige Anmut wie ein Schleier ihren großen Schmerz verhüllte. Und ich dachte: So hinterläßt eine Generation der andern das Ornat der wehmütig schmerzlichen Menschenwürde. Unserer Großmutter Menschenwürde war ein leichtes, weiches Schleierchen.

Ich wollte aber sagen, wie ich zur Kenntnis einer seltsam schönen Geschichte kam, die ich gar lange Jahre mit mir umhertrug, ehe ich sie niederschrieb.

Wir standen also vor dem alten Korneliuskirschenzaun, der den verknorrten Taxus zu ersticken drohte.

„Weißt du," sagte meine Großmutter, „hier, an dieser Stelle, ist meiner Mutter Küchenschrank gewachsen."

„Hier war das?" fragte ich betroffen, denn ich wußte nun schon so manches.

„Ja, hier, hinter dem Zaun, standen zwei große Linden vor einem Häuschen, und darin wohnten sie. Das Häuschen hat der Metzgermeister Bauch abtragen lassen, weil es jedenfalls baufällig war, und am Ende des Gartens wurde zu meiner Zeit das neue dort gebaut, mit dem Blick auf die Stadt."

„Was du nur weißt, das sag' mir doch!" bat ich, „und daß niemand mehr diese Geschichten kennt?"

„Die sie kannten, sind vergessen", sagte meine Großmutter wehmütig. „Die alte Bäckermeisterin, die muß noch allerlei von ihrer Mutter wissen, denn deren Mutter war ja eine von den Schwestern."

Unsere Köchin Regine sagte einmal, daß es in Goethes Garten zu Goethes Lebzeiten gespukt hat. Sie bleibt dabei. „Was ich weiß, das weiß ich —" So ist ihre Redensart. — „Und es hat nicht etwa in der Nacht gespukt, sondern am hellichten Tag, mittags zwölf Uhr, und nur im Sommer in heißer Sonnenglut."

„Das gibt es ja gar nicht, Regine."

„So?" sagte sie, „das gibt's nicht? — Und wenn ich Ihnen sage, die Alma Goethe hat's selbst gesehen, als ich dabei war, und ist vor Schrecken ein paar Tage im Bett gelegen — und der alte Herr ist so oft zu ihr hinein. Ich hab' damals immer bei ihr sitzen müssen und weiß, was sie geredet haben — die Alma war damals ein Kind — Gott, so'n drei bis vier Jahr. Ich mocht' so'n zehn, zwölfe gewesen sein, etwa; das weiß ich nicht mehr so ganz genau. Die Alma, was die Enkelin vom alten Herrn war, und ich, wir saßen im Garten, und ich lehrte sie stricken. — Die Alma war ein ganz außerordentliches Kind, und schön, sag' ich Ihnen. Wenn ich an die Hundert werde, die Alma vergess' ich nicht. — Aus ihren Augen brach's wie Sonne heraus, so braune, große dunkle Augen in einem Gesicht wie eine zarte Rose, und die Haare goldblond, eine

ganze Mähne, nicht zum Durchkämmen. Man konnte gar nicht von ihr fortsehen. Sie sprang und hüpfte. Nie sah man sie ruhig gehen. Die war so voller Leben, das ist gar nicht zu beschreiben. Und solche müssen so früh sterben! — — Der Tod von der Alma ist mir seinerzeit arg gewesen. — Du mein Gott, — du mein Gott! Ach, und wer alles so weiß. Na, wie wir so damals saßen — — — — es war in Mitte Sommer, die Rosen blühten am Hause hin, überall blühten auch die Zentifolien — und der Eisenhut und der Mohn und die Aglei. — Ja, was der goethische Garten damals gewesen ist, ist nicht zu sagen. — Der Paradiesgarten kann nicht schöner sein. Es war im letzten Jahr des alten Herrn. Geblüht hat's damals, ich sag' Ihnen — nie seitdem hat's wieder so geblüht. Es war, als wüßten's alle Sträucher im Garten, daß der alte Herr bald fort müßte, und wollten Abschied nehmen. — Wir saßen im Schatten; aber heiß war's, kein Wölkchen am Himmel, die Schwalben schrien, und ein Duft stieg auf von all den Rosen und Blumenzeug. Es mochte so gerade Mittag sein, und still war's ringsumher, als wenn alles eingeschlafen wär'.

Mit einemmal — da sehe ich, daß die Alma ganz blaß ist, und sieht so eigen vor sich hin.

‚Alma!' rufe ich — ‚Alma, was ist denn?' Sie antwortet nicht und regt sich nicht. Ich fass' vor Schreck ihre Hand; aber sie rührt sich nicht.

‚Ich fürcht' mich', sagt sie jetzt ganz leise, kaum hörbar wie im Traum. — ‚Es ist jemand im Garten, hier bei uns.' Aber sie rührt sich immer noch nicht. —

Da seh' ich den alten Herrn aus dem Hause treten, die Arme auf dem Rücken, im weißen Hausrock. Und wie er so einige zwanzig Schritt von uns noch entfernt ist — da erhebt sich die Alma, geht mit starren Augen, schneeweiß, ihm entgegen, bleibt stehen, faltet die Hände. — Und ich höre, wie sie sagt — aber es klingt wie ein schwerer, tiefer Seufzer

— ‚O! — o! — o!‘ Der alte Herr ist auch stehen geblieben. Er faßt sich an die Brust und fährt so sacht an seinem Arm hin. Er sieht auch ganz eigentümlich aus — — Und so stehen sie.

Nie im Leben ist mir so bange gewesen, — denn da war etwas, und da sehe ich, daß die Alma ganz matt hinsinkt, ganz auf die Seite, so sanft sah das aus. Ich kann mich vor Schreck nicht rühren und denke, sie ist tot; — aber der Herr ist schon bei ihr und hebt sie auf und hat das Kind in den Armen. Auch er ist ganz bleich.

Ohne ein Wort zu reden, trägt er sie durch den Garten, und durch die Zimmer, und durchs ganze Haus, und legt sie in ihrem Stübchen auf ihr Bett. — Sie hat die Augen weit auf. — Sie war aber bei sich. Er hielt ihre beiden Händchen in den seinen, und so bleibt er neben ihr sitzen; und keins regt sich. Ich stehe an der Tür, die ich hinter mir zugemacht habe, und wage kaum zu atmen.

‚Ist dir bange, Alma?‘

Sie schüttelt den Kopf.

Nach einer Weile sagt sie leise: ‚Sie war so schön.‘

‚Wer, mein Kind?“

‚Die bei dir war, die aus dem Schatten zu dir hinwehte‘, so sagte die Alma. ‚Kennst du sie?‘

‚Kind — was sprichst du?‘

‚Du weißt ja‘, sagte Alma ruhig. Dann fielen ihr die Augen zu, und sie schlief.

Er saß noch lange nachdenklich neben ihrem Bettchen und hielt die kleinen Hände — dann erhob er sich und sah sehr ernst aus. Er erblickte mich und sagte: ‚Verlasse sie keinen Augenblick!“

Nach einer Stunde schon kam er wieder, nahm wieder an ihrem Bettchen Platz, da erwachte sie gerade und sagte: ‚Haare wie ein gold’nes Schleierchen und dunkle — dunkle Augen.‘

‚Du teures Kind!‘ das sagte er sehr bewegt und ganz erschüttert. ‚Ja, dunkle — dunkle Augen — — das war die Sommerseele.‘ —

Und gegruselt hat mich's wie um Mitternacht auf dem Friedhof.

Unsere Dienstboten hatten immer vom Sommermittagsspuk im Garten gesprochen. Die kleine Alma aber hatte ihn gesehen. — Sie war einige Tage sehr matt, und still, und der alte Herr behielt sie viel um sich. Gesprochen hat sie nie von dem, was sie gesehen. — Und dann hat sie es wohl wieder vergessen.

Und nun sagen Sie nicht, das hat sich die kleine Alma eingebildet. So'n kleenes Kind. Wenn Sie die beiden gesehen hätten; die Alma und den alten Herrn. Nie sah ich etwas Feierlicheres, als den alten Herrn im weißen, langen Schlafrock, wie er das arme, schöne Kind durch den Garten und durchs Haus trug und dann an ihrem Bettchen saß, so tief in Gedanken, daß eins ehrfürchtig davor hätte niederknien können."

Regines Geschichten zogen mich hinter ihr her, so lief ich ihr auch immer nach, wenn sie zum Bäckermeister Bauch ging.

Regine hatte mich mit zur alten Bäckermeisterin Bauch genommen, wie schon einigemal. Da haben die beiden Alten viel geplaudert, und ich habe zugehört.

„Mein Vater selig hatte noch die Möbel aus dem kleinen Haus am Horn," sagte die alte Bäckermeisterin, „in das die Pfarrerswitwe mit ihren Töchtern nach dem Tode des Mannes gezogen war, dann hat er sie verkauft — schade drum! — Jetzt wär' mancher froh, wenn er sie hätte. Sie waren ganz eigen, weiß und grün gemalt und schön, reich vergoldet und auf dem Schrank ein großes rotes Herz mit Strahlen als Krönung, und auf dem Betthimmel auch, und überall Herzen

und Dornenkronen. — So alte Erbstücke sollte eins nicht weggeben. — Es tut mir selbst drum leid.

Eine uralte Zeichnung hatte meine Mutter auch von ihrer Mutter und den Schwestern; wo die hingekommen ist, weiß ich auch nicht mehr; aber wie oft haben wir sie als Kinder gesehen! Da saßen alle vier Schwestern unter einem Baume nebeneinander. Der Baum stand in der Mitte. Es war nicht schön gemacht; aber die Mutter sagte, ihre Mutter täte sie erkennen an einem Tuch. Unter jeder Figur stand etwas, und unter dem Bilde stand: ‚Das hat der Uerle gemacht.‘ Und der Uerle, das war der Mann von der Lieschen. Die Mutter sagte immer: Das war ein überspannter Kerl, trotzdem er unser Verwandter war. Ja — ja, so vergehen die Sachen und die Dinge!“

Durch gar eigentümliche Zufälle stehen heutzutage dieselben wunderlichen Möbel, von denen die alte Bäckermeisterin sprach, in meinem Schlafzimmer. Tiefgrüne Schnörkel bedecken wie dichtes Laubwerk einen elfenbeinweißen Grund. Dazwischen sind Dornenkronen und durchstochene und brennende Herzen, als Bekrönungen von Schrank und Bett ein großes, rotes, brennendes Herz in einer Gloriole von goldenen Strahlen. Reichvergoldete Schnitzereien lassen die märchenhaften Stücke gar prächtig erscheinen.

Ein wunderlicher Kauz muß der gewesen sein, der diese Stücke zimmerte und malte, und man gedenkt des Unbekannten mit Wohlgefallen, ob man eine Schranktür öffnet oder sich zur Ruhe legt, als eines heimlichen Poeten.

Unter den Linden, die so wohlvertraut in meine Seele rauschten, als hätte ich sie selbst gekannt und geliebt, stand ein kleines Haus in einem großen, langen Garten, auf dem lieblichen Höhenzug, das Horn genannt, dem zu Füßen die Ilm rauscht und das alte Städtchen Weimar liegt.

Es war zu jener Zeit noch nicht geheiligt und erhoben vor allen Städten des Deutschen Reiches, sondern lag schlecht und recht, wie es so ein altes Landstädtlein tut, an seinem kleinen, munteren Fluß und träumte so hin. — Und seine Weimaraner wurden geboren und wurden gewickelt und wie Ameisenpuppen in die Wiegen gelegt, und wurden aufgezogen, und begannen sich zu verlieben, und taten irgend etwas mit großer Wichtigkeit, und zankten und klatschten, kauften und verkauften, und wurden dann wieder in ihre Särge eingesponnen und in die Erde gelegt.

Vom Horn aus sah man nichts als ein Häuflein grauer, buckliger Schieferdächer, die wie eine Herde mißfarbener Tiere mit Rückenpanzern enggepfercht zwischen Mauern und Türmen beieinander hockten. Es war ein uraltes Gedränge im kleinen Raum, und es sah aus, als könnten die Mauern ihre gepanzerte Herde nicht beieinander halten, als quölle sie ihnen heraus. Die wenigen Häuser, welche hie und da in Gärten auf dem Horn standen, gehörten wohl auch zu Weimar, aber waren der Enge entsprungen und badeten sich da oben von allen Seiten in Regen, Sturm und Sonnenlicht. Es waren aber alles recht armselige Hütten oder Sommerhäuser, die von Weimaranern zur Gartenzeit einige Wochen benutzt wurden. Das kleine Haus unter den Linden gehörte der Pfarrerswitwe von Süßenborn. Sie war nach dem Tode ihres Mannes mit ihren vier Töchtern und mit all ihrem Hausrat dahinein übergesiedelt.

Das Häuslein enthielt vier Stuben und eine Küche. Haus und Garten und der Witwe kleine Pension waren das Lebensbrot der fünf Weiblein. Der Garten brachte Früchte, Gemüse, Erdäpfel. Die Mädchen hatten die Schule in Süßenborn frei. Wenn eins von der Schule abfiel, gesellte es sich der Mutter zu, die eine große Geschicklichkeit hatte im Handschuhnähen und -zuschneiden. Und wer etwas recht Feines wollte, der scheute den Weg nicht und bestellte bei der Pfarrers-

witwe seine Festhandschuhe. Sie arbeitete immer nur auf Bestellung und hielt sich nie einen Vorrat, denn sie scheute jede Unternehmung, die Sorge und Grübelei machen würde. Sie hatte ihre vier Mädchen gar wohl behütet und erzogen in der Stille und Abgeschiedenheit auf dem Horn.

Mit den Pfarrersleuten aus Süßenborn standen sie in regem Verkehr, auch mit dem Lehrer und seinen Kindern, und auch in Weimar hatte die brave Witwe einigen Anschluß. — Aber sie ließ die Mädchen nicht oft hinab und nur selten zu einem Tanz oder sonst einer Festlichkeit. Ihr Leben floß friedlich dahin und in einer gar lieblichen Schönheit, wie man es, je weiter die Geschichte fortschreitet, verspüren wird. — Die älteste Pfarrerstochter hatte sich ein junger Pfarramtskandidat, als er in der Nähe von Weimar angestellt wurde, zum Weibe geholt. Sie war aber gar bald als blutjunge Witwe mit einem Kindlein wieder bei ihrer Mutter im alten Haus unter den Linden eingekehrt, und so hatten sie nun, die zwei Witwen und die drei Jungfrauen, ein winziges Bübchen bei sich.

Im Nebengarten, der sich, wie jener der Witwe, sanft abfallend dem Tale zuneigte, war ein sonderbarer Mensch eingemietet, der seit Jahren schon an der Witwe und ihren Töchtern mit großer Treue hing — ein braver Handlungsgehilfe, Schreiber, Geschäftsführer der ersten Kolonialwarenhandlung unten in der Stadt, für die er durch Tüchtigkeit der Mann für alles geworden war.

An dunklen, einsamen Winterabenden, wenn da oben am Horn kein menschliches Wesen mehr anzutreffen war, und wenn das Licht durch die Herzen der Fensterläden aus dem Wohnstübchen der fleißigen Frauenzimmer in die dunkelste, einsamste Öde hinausfiel, da war es ihnen gar heimisch, wohlbekannte Schritte auf das Häuschen zukommen zu hören.

„Der Uerle,“ sagten dann eine oder zwei oder alle zu

gleicher Zeit — „der Uerle." Die Öde draußen hatte gleichsam eine Seele bekommen, eine sehr freundliche, vertraute Seele. Sie lag nicht mehr gar so tot und unermeßlich in ihrer stillen Dunkelheit um das warme Nest.

Bald folgte ein Klopfen am Fensterladen in immer gleichbleibendem Rhythmus. So klopft nur der Uerle, sollte das heißen, seid ganz ruhig, ihr macht nichts Unrechtem auf! — Nein, es war nichts Unrechtes, was da kam und von einer der Töchter mit der kleinen Ölfunzel — die andern saßen derweil im Dunkeln — hereingeleuchtet wurde.

„Allerseits einen guten, geruhsamen Abend!" erklang dann eine etwas hölzerne, unbiegsame Stimme, und ein Duft nach allen erdenklichen nützlichen Dingen drang mit dem Eintretenden ins Zimmer. Der Duft des Kolonialwarengewölbes, der mit dem Uerle aufs Horn gewandert war: Kaffee und Sirup und getrockneter Stockfisch und Salzgurken und Zimt, Mandeln, Zitronat und Kardamom, Zitronenschale, Lorbeerblatt. All diese Dinge hatten um den langen Menschen eine Atmosphäre gewoben, der er nicht mehr entfliehen konnte.

Die Mädchen sagten: ‚Er riecht wie ein Weihnachtspunsch.' Es roch für das ganze Häuslein nach Festlichkeit, nach heimischem Behagen, nach Geselligkeit.

Die Frauenzimmer waren uneingestandenermaßen dem Uerle dankbar, daß er überhaupt da war. Ohne Uerle wären die Winterabende am Horn gar zu weltverloren einsam gewesen, ohne den Uerle hätten die beiden Linden vor dem Häuschen bei Sturm und Regen gar zu schaurig wie zwei große Riesenbesen die Wolken gekehrt. — Und auch des Nachts war es ein guter Gedanke, daß im Nachbarhäuslein der Uerle lag und schlief, der Uerle, der sein Leben für sie alle dahingegeben hätte.

Trat er abends ein, wurde die Arbeit beiseite gelegt, und sie rüsteten sich zum Musizieren, oder die Mutter erzählte Märchen, gesegnete, uralte Märchen, oder der Uerle las vor, der

Uerle, der tagsüber am Heringsfaß, an der Kaffeeröstmaschine, am Hauptbuch, im Keller seinen Mann stand, wurde abends ein wirklicher und wahrhaftiger Schöngeist.

Er mußte jeden Tag eine ganz gewaltige Umwandlung über sich ergehen lassen, so eingreifend wie die Umwandlung der Puppe zum Schmetterling. Und jeden Tag dieselbe Geschichte, das halte einer aus! Zu jener guten, alten Zeit, da war das möglich, da waren die Nerven der Menschen noch kinderjung, noch nicht gezerrt und gepeinigt wie die unsern, da konnte ein Mensch zwei ganz verschiedene Arten von Dasein führen und in jedem sich ausleben, wie ein Kind am Vormittag Pfarrer und am Nachmittag Räuber spielen kann, beides mit der vollen Kraft seiner Seele.

Nur der Duft des Kolonialwarengewölbes, der war nicht zu vertreiben, der hing sich auch dem Schöngeist an.

So saßen sie, und Uerle kam, mit Büchern gepolstert, die hagere Gestalt hatte allerlei Auswüchse, und jeder Auswuchs war literarisch bedeutungsvoll. Des alten Musäus Märchen hatte er unter seinem Rock dahergebracht, Wielands Werke, was nur irgend Neues und Altes für ihn erreichbar war.

Das war eine gar wunderliche Sache zwischen Uerle und den Pfarrerstöchterchen. Wie mit Ketten hing sein Herz an ihnen. Er wohnte als ihr Wächter und Freund da oben auf dem weltverlassenen Horn, und sie waren ihm alle vier in die Seele hineingewachsen.

Im Winter war es ihm, als stände er Lieschen, der Ältesten, am nächsten. Die liebte das stille Daheimsitzen, die langen, gemütlichen Abende. Die Bratäpfel legte stets sie ins Rohr. Das Feuer schürte sie. Die Lampe putzte sie. Sie war, so schien es ihm, im Winter besonders liebenswert. Anne, die blutjunge Witwe — als er dies sanfte Wesen mit ihrem Kindchen im Frühjahr auf der Bank unter den Linden einst sitzen sah, die ersten Stare pfiffen in den Wipfeln, da rührte ihn das

sanft sich lösende Weh, das aus den jungen Augen sprach, und die Liebesfrühlingsregung der jungen Mutter zum Kinde und das Frühlingslallen des Kindleins und das zarte Knospen um sie her, und bewegten Herzens verband er sie wieder mit seiner Liebe zum Frühling.

Der Sommer zog herauf, die Felder dufteten, die Mohnblumen leuchteten wie Blutstropfen im blühenden Korn, die Rosen, die Kirschen und alle Sommerblumen im Garten glühten. Die Linden vor dem Hause trugen ihre goldene Blütenlast und dufteten Sommersicherheit. Mächtige Bienenvölker sogen an den abertausend Blüten, und die volllaubigen, dunklen, goldüberstäubten Bäume dröhnten wie zwei Orgeln, so gewaltig war das Summen der Bienenvölker in ihren Kronen. Und abends klang aus den offenen Fenstern des Häuschens unter den dröhnenden Bäumen Musik und Gesang. Vier Mädchenstimmen sangen zu Spinett und Laute Sommersehnsuchtslieder. Die schwachen Mauern des kleinen Hauses konnten kaum der Töne Überschwall fassen. — Das war ein Duften und Dröhnen und Klingen zu Ehren des Sommers, und wer vorüberging, sah und hörte mit Staunen die dunklen Baumorgeln vor dem singenden Haus, das seine Klänge nicht zu fassen wußte.

Uerle liebte die dritte Schwester Alma wie ein geheimnisvolles Sommerlied, das so schön und tief war, wie es keines auf Erden gibt, das gesungen und gebetet wird.

Da war nicht eins, das er so aus vollem Herzen vor sich hin hätte singen können, wenn er an Alma dachte und die Sommerherrlichkeit um sie her. Am ehesten noch das:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerszeit
An deines Gottes Gaben."

Das Lied des alten Paul Gerhardt. Uerle war kein Dichter, er kannte die Todesnöte der Dichter nicht, ihre Kämpfe

nicht und ihre Qualen nicht. Er pflückte nur ganz friedlich die Schönheiten, die aus diesen Qualen und Seligkeiten wuchsen, und wenn er Schöngeist wurde, wurde er Dichterfreund, so rückhaltlos und hingebend, wie die Dichter wahrlich wenig Freunde auf Erden gehabt haben.

Saß er abends unter den dröhnenden Bäumen und hörte auf den Gesang der Mädchen, so rannen ihm vor Seligkeit die Tränen über die Wangen.

Alma, das wundervolle, blonde Mädchen mit den dunklen, geheimnisvollen Sommeraugen, der sehnsuchtsvollen Stimme, hatte in den Sommerwochen einen Anbeter, wie ihn sich ein Götterbild nur hätte wünschen können, und er duftete sogar wie Weihrauch, nach Lorbeer, Kaffeepulver, Zitronenschale und Kardamom. Er trieb tatsächlich einen verschwiegenen Gottesdienst mit ihr. Er betete an, er kniete nieder. Freilich nur in seiner Vorstellung, denn nie hätten seine steifen, spießbürgerlichen Glieder, die ihm die schönheitstrunkene Seele zusammenhielten, sich zu solchem Götzendienst hergegeben.

Sie war für ihn die Blüte des Sommers oder dessen Frucht. Im Winter war es ihm, als schliefe sie, als wenn man sie nicht wecken dürfte, da hatte sie etwas so tief Sehnsüchtiges — Wartendes, daß sie ihm immer zu Herzen ging. Ihm war's, als stürbe sie jedesmal mit dem Sommer. Sie blieb dann sein Sorgenkind; aber er sah im Herbst Ulrikchen zu einem rotbackigen, köstlichen Herbstapfel werden. Das übrige Jahr stand er mit ihr auf Kriegsfuß.

Uerle kam schwer aus seinem Seelenfrieden und hielt wohl für das wichtigste Gesetz, Frieden zu halten mit sich selbst; so hatte er sich auch mit dem wunderlichen Schicksal, sich in vier Frauen zu verlieben, kunstvoll abgefunden.

Im Grund seiner Seele liebte er aber auch noch die zarte, sanfte Mutter der vier Mädchen. An ihr hing er Frühling,

Sommer, Herbst und Winter und wurde nicht müde, der alten, lieblichen Frau zu dienen, wo und wie er konnte. So hatten die Frauenzimmer auf dem Horn wirklich einen erprobten Freund, auf den sie bauen und dem sie trauen konnten. So verschwiegen Uerle auch seine vierfache Liebe hielt, so lebten die Mädchen doch in der Sonnenwärme dieser Liebe und gediehen in Weltfremdheit und Einsamkeit gar herrlich.

Es war an einem Sommerabend, da kam Freund Uerle und sah feierlich aus. Er trug auch sein Feiertagsgewand und hatte in der Brusttasche einen kleinen literarischen Auswuchs.

„Er hat etwas in der Tasche," sagte Alma, „er bringt etwas Schönes."

„Ja," sagte Uerle bewegt, „die Jungfern werden Augen machen. Wir setzen den Tisch unter die Linden, und den bequemen Stuhl der Frau Mutter tragen wir hinaus. Ich werde beim Bienengesumme etwas lesen, wie wir alle, alle noch nichts gehört haben. — Wollte Gott," setzte er hinzu, „ich dürfte niederknien und dem herrlichen Menschen die Hände küssen.

Und noch eins: ehe ich anfange, wäre es sehr schön, wenn die vier werten Jungfern" — die junge Witwe wurde dabei nicht weiter berücksichtigt — „ein Lied zum besten geben wollten.

Meinen guten Rock hab' ich schon angezogen; aber die Seele muß auch rein werden von allem, was ihr anhängt."

Die Mädchen waren gern bereit und sangen, und er saß unter den Linden. „Herr Gott," sagte er, „was für ein glücklicher Mensch bin ich doch! Wissen Sie noch, Frau Pfarrerin, wie wir einander kennen lernten, — wie ich Ihnen den Kaffee, Zucker, Reis und Mehl selber herauftrug, weil ich mich hier oben gern auskennen wollte — und wie mir's gleich so sehr

gefiel? Sie setzten mir damals ein Schälchen Kaffee für den langen Weg vor, und wir kamen ins Plaudern. — Wie die Zeit dahingeht, Frau Pfarrerin!"

Als der letzte Ton des Liedes verklungen war und die Mädchen heraustraten, holte Uerle den Stuhl für die Frau Mutter, setzte sich an den Tisch, brachte weihevoll und langsam ein Büchlein aus der Tasche und sagte: „Das ist von einem geschrieben, gegen den alle anderen bisher gar nichts sind — aber auch gar nichts!"

„Das hat er schon so oft gesagt!" meinte Ulrikchen und lachte.

„Und hat er nicht recht gehabt, war nicht eins schöner wie's andere?" meinte die kleine Witwe.

„Ja," sagte die Mutter, „zu Dank sind wir dem guten Uerle verpflichtet."

„Werteste Frau Pfarrerin, der Dank ist ganz auf meiner Seite."

Wenn Uerle höflich wurde, stand es bedenklich um ihn, da brannten auch seine Ohren, und wenn die Ohren ihm brannten, stand ihm das Herz in Feuer. Und die Höflichkeit war gewissermaßen das Ventil für seine Leidenschaften. Seine Glieder, seine Stimme, seine Bewegungen, alles lag bei dem armen Menschen in Fesseln und Banden der Steifheit. — O, hätte er die Höflichkeit nicht gehabt, so wäre er gewiß vor Ekstase schon zersprungen.

„Ich bitte," sagte er gemessen, „die liebe Frau Pfarrerin und die verehrten Jungfern, ganz andächtig zuzuhören!"

Er schlug das Buch auf und las: „Des jungen Werthers Leiden."

Die Bäume dröhnten vom Summen der Bienenvölker. Im Himmelsblau jubilierten die Lerchen ihr Abendlied, und das Korn duftete den großen Opferduft der weiten Ebene.

„Des jungen Werthers Leiden" las er noch einmal und machte wieder eine Pause.

„Nun?" fragte Ulrikchen.

„Verzeihen Sie — wenn Sie wüßten. Wissen Sie, daß Tausende von jungen Herzen jetzt in ganz Deutschland hingerissen sind, daß man nicht ein und aus weiß unter der Jugend vor Begeisterung? — Unten in Weimar hörte ich, daß es schon Jünglinge gäbe, die sich ganz so kleideten, wie in diesem Buche der junge Werther es tut. Ja, so etwas geschah noch nicht. Heute nacht hab' ich gelesen und gelesen und gelesen, und wenn es die Schicklichkeit erlaubt hätte, wär' ich da schon herübergelaufen und hätte vor dem Fenster im Mondenschein das Wundervolle Ihnen allen vorgelesen."

„Nun, so beginnen Sie doch", meinte Ulrikchen.

„Ich habe immer gedacht," sagte Alma ruhig und sinnend, „es müßte einmal etwas Wundervolles geschehen. — Ein Tag ist wie der andere, und es muß doch einmal etwas geschehen, daß man vor Wonne sterben könnte."

„Du mein Gott, Kind," sagte die Pfarrerin, „versündige dich nicht! — Danken muß man Gott, verläuft ein Tag wie der andere. Gutes kommt selten, und vor dem Bösen möge der Herr uns behüten."

„Ich meine," sagte Alma, „ein jeder Mensch müßte einmal blühen wie ein Rosenstrauch oder wie unsere Lindenbäume."

Ulrikchen lachte. „Und die Bienen müßten einem dann um den Kopf summen wie hier."

„Nein," erwiderte Alma ernst, „die müßten einem im Herzen summen, in der Seele, es müßte alles klingen und schwirren vor Seligkeit. Ich weiß gewiß," sagte Alma ganz feierlich, „ich war einmal ein Rosenstrauch, ehe ich der Mutter Tochter wurde, der hat ungezählte Rosen getragen, ungezählte — ist ganz zu lauter Rosen geworden — — und ist so selig gewesen. Und der Duft aller Rosen war die große, große Freude seines Herzens."

„Ach, Alma," meinte Ulrikchen, „so red' nicht so dumm und stör' nicht!"

„Jungfer Ulrikchen," sagte Uerle erbleichend, „Sie müssen die Schwester reden lassen! — Ja, um Gottes willen, lassen Sie sie reden! Reden Sie, Jungfer Alma, das wird Ihnen wohltun! Es ist eine heilige Stunde jetzt, und das, was Sie sagen, weiß ich ja, weiß ich ja längst!"

„Nun hört sich aber alles auf!" rief Ulrikchen.

„Ja, was ist Ihnen denn?" fragte die Frühlingsliebe, die blutjunge Witwe.

„Nein — nichts — nichts!" sagte Uerle verwirrt. „Ich erschrak nur, daß sie es auch weiß."

„Aber was weiß?" meinte die Pfarrerin. „Träumt ihr denn?"

„Nein, nein," sagte Uerle, „es ist auch gar nichts — Gott möge die liebe Jungfer Alma behüten."

„Na, der Wunsch wäre am Platze gewesen, damals, als sie gar so ein schöner Rosenstrauch gewesen ist, da hätte man einen Stadtsoldaten davorstellen müssen, denn ich hätte mir auch einen Arm voll gelangt", sagte Ulrikchen.

Uerle kam aber nicht leicht aus seiner Verwirrung, denn Alma hatte ausgesprochen, was er dunkel gefühlt. Sie empfand wie er selbst, daß sie gar eng und geheimnisvoll mit dem Sommer zusammenhing. Es überschauerte ihn. Er fühlte sich ihr nah. —

„Am vierten Mai: Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen!" begann er zu lesen und las weiter.

Und zuviel hatte er nicht gesagt. Sie waren, als er für dieses Mal das Buch schloß, jedes in seiner Art davon benommen. — Sogar Ulrikchen, die einen losen Schnabel der Literatur gegenüber hatte, gab sich drein, es sehr, sehr reizend zu finden.

Alma war ganz still.

„Nun und Sie, Jungfer Alma, was sagen Sie?"

Sie sah ihn bittend an. „Man bringt ihn ins Gered' mit dem Sprechen darüber. Er hat sich das nicht gedacht, als er's schrieb, daß so viel fremde Leute es lesen würden."

Uerle sagte etwas lächelnd: „O nein, Jungfer Alma, er hat ein großer Dichter damit werden wollen."

„Nein, gewiß nicht!" sagte sie hastig.

„Aber nein, so eine Idee! Meinen Sie, die Dichter schreiben und dichten nicht für die Menschen und für den Ruhm?"

„Ja, die anderen; aber das sind ja doch dann wohl auch keine Dichter, das sind Krämer."

„Ich bin müde", sagte sie, stand langsam auf, nickte allen eine Gutenacht zu, küßte die Mutter auf die Stirn und trat ins Haus.

„Sonderbares Frauenzimmer", meinte Ulrikchen und gähnte. Uerle verabschiedete sich auch. Als sie unter sich waren, meinte die junge Witwe: „Der Uerle scheint sich in unsere Alma verliebt zu haben."

„Nee, das hat er nicht," antwortete Ulrikchen, „der Uerle liebt uns alle ein für allemal miteinander und damit basta!"

Uerle war diesen Sommer ganz außer dem Häuschen, wie sie in Weimar sagen. Was er vom Verfasser des jungen Werther erlangen konnte, das brachte er angeschleppt und war in einer wahren Aufregung. „Werthers Leiden" behielt den Platz auf seinem Herzen.

Ulrikchen erkundigte sich oft, ob das eine unheilbare Geschwulst unter seiner Brusttasche wäre. „Wenn man nur dem armen Uerle eine recht unglückliche Liebe verschaffen könnte," neckte sie ihn im Beisein der andern, „damit er sich abkrageln könnte. — Wär' das ein Hochgenuß!"

„Jungfer Ulrikchen," sagte Uerle einmal bekümmert, „ich bin ein ganz armseliger Mensch; zu meiner Schande muß ich gestehen, mir fiele wahrscheinlich in des jungen Werthers Fall irgendeine vernünftige, friedliche Lösung ein. Ach, ich bin ein nichtsnutziger Kerl!"

„Jetzt weiß ich mir aber keinen Rat, Uerle, ist Er denn ganz närrisch geworden?" sagte bei so einer Gelegenheit die gute Frau Pfarrerin bekümmert. „Hab' ich doch mein' Tag solch sündliche Torheit nicht gehört! Wo hat Er denn sein Christentum, Uerle? Mein Gott, der ganze Herr Goethe reicht unserm Uerle das Wasser nicht, was Treue und Bravheit und friedliche Lebensführung ist — und macht ihn uns noch ganz närrisch!

Ich wollte, er hätte das Geschreibe unserm Uerle überlassen, da wäre ein friedliche und moralische Sache dabei herausgekommen!"

„Hochzuverehrende Frau Pfarrerin," antwortete ganz verwirrt und erregt Uerle, „das hätte ich nicht gedacht, daß so eine vernünftige, kluge Frau solch eine Blasphemie zu sagen imstande wäre."

„Was wäre?" fragte die Pfarrerin. Uerle verdeutschte es ihr.

„Da sei Gott vor!" rief die Pfarrerin, „und was hat das mit euch jungen, törichten Leuten zu tun?"

„Mit uns? — Mit uns?" schrie Uerle. „Ja, will uns denn die Frau Pfarrerin vielleicht in einen Topf tun?"

„Ei was," sagte die Pfarrerin, „ich halt' mich an die Menschen, und da gehört ihr doch wohl zueinander. Ein bissel klüger oder weniger klug, das spricht nicht mit."

„Herr Gott im Himmel! — Herr Gott im Himmel! So eine Frau! — Uns zueinander!" Uerle war ganz außer sich.

„Ach was, Genie," sagte die Frau Pfarrerin, „ein guter Mensch soll einer sein."

„Hier handelt sich's aber nicht darum, sondern um eine Liebesgeschichte, um ein herrliches Kunstwerk, Frau Pfarrerin!"

„Ja, ja," sagte die gute Frau, „solch ein herrliches Kunstwerk hat jeder durchgemacht, und alle werden's durchmachen, aber da sei Gott vor, daß sie's auch alle beschreiben und wenn sie's noch so schön täten! Ich kann nun einmal die Dichtersleut' nicht so unmäßig bewundern. Und lieber ist mir allemal einer, der sein Heiligstes ins Herz verschließt, wie Sie, Herr Uerle."

„Liebwerte Frau Pfarrerin, das lassen Sie nur sein, mich hier zu nennen. Nicht wert bin ich, ihm die Füße zu küssen."

„Pfui!" rief die Frau Pfarrerin, „und das sagt ein Mannsbild, weil einer eine Liebesgeschichte artig vorzutragen weiß. Ei, sind Sie denn ganz des Kuckucks! Ist denn so ein Mannsbild als Mensch ein rein Garnichts, und nur, was so einem eingetrichtert ist, oder seine Kunstfertigkeit gilt etwas. Da lob' ich mir die Frauenzimmer, die müssen als Menschen etwas gelten, wenn sie gelten wollen. Die hat ausgespielt, die als Mensch nichts gilt. Mannsbilder sind doch ein ganz unnatürliches Volk!"

Die Frau Pfarrerin war mit ihrem guten Freund Uerle gar nicht mehr so recht zufrieden und gar, als er an einem trüben Novembertag, ohne anzuklopfen, abends ins Zimmer gestürzt kam und gar nicht zu Worte kommen konnte, weil er ganz außer Atem war.

„Nu, aber was?" fragte seine alte Gönnerin etwas ungeduldig.

„Ach, verzeihen Sie, sie haben unten in Weimar den Goethe —"

„Was?"

„Ja — das haben sie! — Sie haben ihn holen lassen. Unser junger Herzog ist genau so vernarrt in ihn wie..." Uerle sprach respektvoll nicht aus.

„Ach, das lassen Sie sich doch nicht weismachen, der ist ja bürgerlich! — Wo werden die! — Die sehen ihn sich einmal an, warum nicht? Langweilen tun sie sich ja so; dann lassen sie ihn aber laufen."

„Nee, nee! Damit wird's nichts!" rief Uerle sehr erregt. „Unser kleiner Herzog soll nicht mehr ohne ihn leben können."

„Ohne einen Bürgerlichen? — Sei'n Sie nich komisch — das sagen Sie wem anders!" rief die Pfarrerin geärgert.

„So vernagelt, wie Sie glauben, Frau Pfarrerin, ist unser junger Herzog nun noch nicht. Goethe ist eben doch unten und bleibt auch, und damit basta, und Feste gibt's auf Feste. Sie sollen alle ganz toll sein. — Na, geklatscht wird jetzt schon, daß es eine Art hat. Gesehen habe ich ihn noch nicht, aber ..."

„Der Uerle wird jetzt irgendwo Posto fassen und lauern, und wir werden das Nachsehen mit dem Uerle haben", meinte Ulrikchen.

„Beileibe nicht," antwortete er — „aber Sie werden sehen, Sie werden sehen —"

Mit Uerle war es den ganzen Winter nicht richtig. Die übrige Literatur ließ er liegen und summte „Wanderers Sturmlied", wo er ging und stand, und deklamierte es den Pfarrersleuten, — und „Götz von Berlichingen" las er abends mit heiliger Inbrunst. In keinem Hause drunten in Weimar mochte des jungen Herzogs Freund so gefeiert werden wie im Häuschen am Horn.

Der heilige Augustinus sagt: „Verlangt dich nach der Erde, wirst du zu Erde. Verlangt dich nach Gott — was sage ich — so bist du Gott."

Verlangt dich nach Goethe, wirst du zwar nicht Goethe; aber du könntest es bis zu dessen Abschreiber bringen. So

erging es Uerle. Ein Februarabend fand ihn über ein goethisches Manuskript gebeugt. Seine Ohren brannten, seine Seele war ungeheuer zusammengefaßt. Der Dichter konnte nicht weltentrückter geschaffen haben, als Uerle abschrieb. Ja, er hatte den Mut gehabt, Herrn Goethe seine Dienste anzutragen, und war für gut befunden worden zu einer Abschrift.

Jetzt hörten fürs erste die Abende bei Pfarrers auf, denn Uerle schrieb nächtelang. Am Morgen aber, ehe er ins Geschäft ging, brachte er Alma das Manuskript, und sie mußte es in seinem Beisein in ihre Lade schließen und versprechen, den ganzen Tag das Haus nicht zu verlassen.

Der Sommer zog wieder herauf.

Die langen Tage, die kurzen Nächte, die heißen Stunden bewegten sein Herz.

Almas Schönheit strahlte, ihre Laune war so warm, so sonnig; was sie tat, tat sie mit großer Freudigkeit. Mit den warmen, großen Tagen erwachte sie zu ihrem Lebensfest.

Unter ihren Sommerblumen im Garten mußte man sie sehen, um ihr Wesen ganz zu fassen. Da lag über der jungen Person eine Seligkeit gebreitet, wie sie eines Menschen Wesen nur im Augenblick höchsten Glückes durchleuchtet, vielleicht einmal im Leben, wenn die schweren, körperlichen Stoffe von Lebenswonne ganz durchdrungen sind.

Wer aber die Erinnerung in sich trägt, als Rosenstrauch einst geblüht zu haben, dem ist die heilige Sommersonne Glücks genug, um ganz in Freude aufgelöst zu werden.

Die Pfarrersmädchen saßen an einem stillen Abend mit der Mutter im Wohnzimmer und sangen, während Alma sie am Spinett begleitete. Die Linden tropften in voller Blütenpracht, und ihr Duft hatte wie jedes Jahr die Bienenvölker angelockt. Die Bäume dröhnten vom Bienensummen

und Brausen wie zwei Orgeln, und das Häuschen schien die süßen, starken Klänge der vier Frauenstimmen in seinen Mauern nicht fassen zu können. Es strömte über. Ein leichter, warmer Regen fiel.

Drei junge Männer, die ein Spaziergang heraufgeführt haben mochte, standen und lauschten. Mitten in wogenden, blühenden Kornfeldern ein singendes Haus und musizierende Linden davor, das war eine gar wunderlich liebliche Sache.

Der Gesang verstummte. Da ging einer von den Dreien dem Hause zu und bedeutete die beiden anderen, sie möchten ein wenig zurückbleiben. Er öffnete die niedere Gartentür in der Taxushecke, trat unter die Linden und fand sich einem dunkeläugigen Mädchen gegenüber, das soeben aus der Haustür trat und erstaunt aufsah.

Der Fremde grüßte artig und sagte: „Wir suchen einen gewissen Uerle, der hier auf dem Horn wohnt; könnte die Jungfer uns Auskunft geben?"

„Du mein Gott," antwortete das Mädchen bewegt, „den Uerle? Ja, der Uerle wohnt hier oben — aber — er ist nicht da." Sie sprach erregt. „O, vielleicht kommen Sie wegen der Abschrift?"

„Ja, deshalb komme ich freilich." Das Mädchen war ganz verwirrt; eine tiefe Glut floß über ihr Gesicht. Sie schaute den Fremden wie hilflos an und schaute in zwei Augensonnen hinein, in denen, wie in den ihren, die große Weltfreude strahlte, die Wonne am Sein, der Sommerfriede. Sie blickten einander an, und in jedem Gesicht war ein Ausdruck von Betroffenheit. Beide vergaßen einen Augenblick, zu fragen und zu antworten.

„Nein, er ist nicht hier, der Uerle. Er ist noch unten im Geschäft. Das Schrifstück aber, das habe ich in meiner Truhe."

„Da ist es ja prächtig aufgehoben!" rief der vornehme, schöne Mensch, froh auflachend.

„Wollen Sie bei uns eintreten?" fragte das Mädchen nach einer Pause bewegt.

„Wenn Sie erlauben, da möcht' ich aber auch für meine Freunde bitten. Der Regen wird stärker." Er winkte den beiden anderen, zu kommen.

Alma führte klopfenden Herzens die Fremden ins Haus. Sie schritt ihnen voraus in das Wohnzimmer, ging auf ihre Mutter zu, die sich erhoben hatte, legte den Arm um deren Schulter, neigte den Kopf an deren Wange, deutete leicht auf die Eintretenden und sagte unbeschreiblich in ihrer Bewegung: „Mutter, der Herr Goethe kommt zu uns!" Es war ein so tiefer Herzenston und die Art, wie sie es sagte, so ungewöhnlich, so rührend schön, daß alle erstaunt aufblickten, Schwestern und Mutter, und die Fremden traten, wie geweiht durch das Gebaren des schönen Geschöpfes, ein und wurden freundlich bewillkommt.

Die Frau Pfarrerin reichte dem jungen, berühmten Mann die Hand und sagte auf ihre einfache, würdige Weise: „Wir haben gar schöne Stunden durch Ihre Werke genossen. Unser Freund Uerle wurde nicht müde, uns vorzulesen und zu erzählen."

Die Begleiter waren zwei junge Stollbergs, die nicht Worte genug fanden, ihr Erstaunen auszudrücken über das liebliche Wunder des Häuschens unter den brausenden, blühenden Bäumen. Der Regen strömte jetzt stärker und hielt die Bienen in ihrem weiten, duftenden Gefängnis. Die Erregung der unendlich vielen kleinen Seelen brauste ganz gewaltig auf. „Ja, wenn es regnet," sagte die Pfarrerin, „sind sie ganz des Kuckucks da draußen."

„Aber hier, Frau Pfarrerin, das läßt man sich nicht träumen," sagte der jüngste Stollberg, „in dieser Einöde solch ein behaglicher Winkel."

Sie betrachteten den Schrank und das Himmelbett der Pfarrerin. Auf elfenbeinweißem Grund hatte ein kühner Maler dunkelgrüne, breite, geschwungene Linien gezogen, die wie Laubwerk den Grund fast verdeckten, dazwischen Dornenkronen, durchstochene rote Herzen und brennende Herzen und als Bekrönung von Schrank und Bett rote Herzen in Strahlenglorien.

„Sieh, Wolfgang, was ich gefunden hab', sieh nur am Fußende des Bettes die beiden Herzen! Siehst du, in jedem Herz ist eine schwarze Drei gemalt. Treu! Verstehst du? Ist das nicht entzückend?" rief wieder der jüngste Stollberg lebhaft. Frau Pfarrerin, wo haben Sie diese Märchenstücke her? Man sollte glauben, in ein verzaubertes Haus geraten zu sein."

Alma trat mit dem Manuskript ein und gab es dem jungen Goethe in die Hand, der hielt es, ohne darauf zu achten, und blickte auf das Mädchen, das in seiner Seelenbewegtheit von größter Schönheit war.

Die Pfarrerin erzählte, daß ein durchreisender katholischer Schreiner und Maler in ihrer Eltern Haus zur Aussteuer für sie diesen Schrank und das Bett gefertigt hätte. Sie sagte: „Ich entsinne mich des noch sehr genau, es gab Streit zwischen meinen Eltern und dem reisenden Meister. — Sie fanden die Sachen zu katholisch für ein protestantisches Pfarrhaus und wollten die Herzen und die Dornenkronen forthaben. Der wunderliche Mann aber sagte: ‚Trägt bei euch unser Heiland keine Dornenkrone, und hat man bei euch keine Herzen, die durchstochen sind, und keine, die brennen, so sollt ihr mir leid tun, und ich male euch was anderes hin.'

Da sagte meine Mutter: ‚Laßt sie nur darauf, Herr Meister, Dornenkronen und zerstochene Herzen gibt's wohl allerorten. Es ist gut, das immer vor Augen zu haben.'"

„Frau Pfarrerin," meinte Stollberg, „Ihre Frau Mutter

war eine echte Protestantin, aber die brennenden Herzen hat sie ganz vergessen."

„Das mag sein," meinte die Pfarrerin, „sie war eine hart geplagte Frau, meine gute Mutter, ihr standen die Dornenkränze wohl am nächsten."

Mächtig strömte der Regen jetzt über die Sommerlandschaft hin, durch die offenen Fenster drang Korn- und Erdgeruch herein.

„Nun müssen die Herren schon noch ein bißchen mit uns fürlieb nehmen", meinte die Pfarrerin.

Der junge Goethe bat, das Lied noch einmal zu singen, das sie im Vorübergehen gehört hatten.

„Ja, tut das, ihr Kinder", sagte die Pfarrerin, und ohne daß sie sich zierten oder bitten ließen, öffneten sie das Spinett, Alma spielte, und sie sangen:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser schönen Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide."

Das fromme, lebenswarme, schöne Lied zog in seiner Schönheit in aller Herzen ein und stimmte sie festlich und feierlich.

Während des Gesanges trat, vom Regen ganz besprengt, Uerle ein, sachte, wie er es zu tun gewohnt war. Er blieb aber

auf der Schwelle, unfähig, sich zu regen, stehen; eine tiefe Glut stieg in seinem Gesicht auf und setzte sich an den Ohren fest, die wie Mohnblumen zu brennen begannen. Ja, er stand und stand und schaute und wagte nicht vor- und nicht rückwärts zu gehen. Der junge Goethe erbarmte sich seiner Not, stand auf, gab ihm die Hand und wies ihm den Platz neben sich auf der Ofenbank an. Da saß nun der gute Uerle mit einem völlig ratlosen Gesicht.

Als die Mädchen geendet hatten, sagte der junge Goethe zur Pfarrerin: „Haben Sie etwas dagegen, verehrte Frau, wenn wir hier im singenden Hause noch ein wenig bleiben, trotzdem der Regen nachgelassen hat? Es ist eine so schöne Stunde."

Die Frau Pfarrerin gab lächelnd ihre Zustimmung und sagte: „Fremdes Brot ist den Kindern Kuchen. Bleiben Sie, wenn es Ihnen gefällt, uns ist es eine Freude."

Das wurde nun ein wunderschöner Abend. Draußen war die Luft angefrischt, das unverhoffte Begebnis, so vornehm liebenswürdige Menschen bei sich zu sehen, die sich zwanglos natürlich betrugen, stimmte alle lebendig und froh. Unter den Linden deckten die junge Witwe und Alma den Tisch. Uerle saß unter den anderen im Zimmer, hatte das Bübchen, gewissermaßen seiner Verlegenheit zum Schutze, auf den Schoß genommen und gab sich still und bescheiden mit ihm ab. Alma trug eine Schüssel voll Erdbeeren, die sie am Morgen im Garten gepflückt hatte, frische Milch, Brot und Butter zum Abendessen auf, und die Pfarrerin lud ihre Gäste freundlich und mit einer angenehmen Würde ein, mit ihnen zu speisen. Sie ließen sich nicht lange bitten, und bald saßen alle harmlos beieinander unter den brausenden Bäumen, und es war, als wäre man längst schon bekannt miteinander gewesen. Die Mädchen und das junge Frauchen tauten aus einer etwas ehrfürchtigen Stimmung auf und genossen das außerordentliche Ereignis. Alma war still und bediente die Gäste.

„Nun sieh," sagte die Pfarrerin, „es ist noch nicht gar so lang' her, da sagtest du: Nichts Absonderliches geschieht, ein Tag geht wie der andere — und nun ist doch etwas geschehen. Ist dir's nun so recht?"

Sie antwortete nicht und blickte ihre Mutter still an.

Die beiden Stollbergs waren vergnügt und ausgelassen. „So ein mondstrahlenzartes Frauchen mit seinem Bübchen auf dem Schoß", sagte der jüngste Stollberg, „ist doch ein wundersüßes Bild — schade, daß wir keine Maler sind. Ich wüßte gar nicht, wo wir hier beginnen sollten. Ich glaube, wir sind in ein Märchen geraten, und das Haus ist wie ein Pilz aus der Erde mit all seinen Bewohnern aufgeschossen."

Als man sich vom Tisch wieder erhob, bat der junge Goethe Alma: „Nun zeigen Sie mir auch noch Ihren Garten, in dem die guten Beeren gewachsen sind."

Sie führte ihn durch das Haus, hinter welchem der Garten lag, und die anderen kamen nach. So wandelten sie zwischen den regenfrischen Beeten hin und her, an den Gemüsen und Blumen vorüber.

Das kleine Anwesen der Pfarrerin bekam Wert und Bedeutung. Der Blick vom Garten auf das Ilmtal und das alte Städtchen konnte nicht genug gerühmt werden.

„Man sollte meinen, daß wir einen ganz raren Schatz besäßen," sagte die Pfarrerin, „wenn die Städter von unten einmal heraufkommen. Der Garten will aber bestellt sein, wenn er etwas tragen soll, und wir Frauenzimmer haben oft unsere liebe Not damit."

Alma sagte zu ihrem Begleiter: „Das ist der Mutter nicht ernst. Nicht um die Welt würde sie tauschen. Die Arbeit ist auch so gut eingeteilt; für das Gröbste kommt ein Bauer aus Süßenborn, und mit dem übrigen werden wir gut fertig."

„Die Menschen sind sich ihres Glückes nicht bewußt, Jungfer Alma, und es ist ihnen nicht zu verdenken."

„So groß wird Ihnen das Glück hier oben nicht erscheinen", meinte Alma ruhig.

„Doch, wenn ich diese wundervollen Sommerblumen hier sehe und denke, wie die Linden vor dem Hause blühen und von Bienenschwärmen brausen, so ist das ein Stück Paradies, um das ein König Sie beneiden könnte, denn ich weiß wohl, solche Blumenbüsche und solche Zentifolien wollen in Muße gedeihen, die kann keine plötzliche Laune sich herstellen, die brauchen viele Winter und Sommer und viele Mühe und Sorge."

„Ja," sagte Alma, „es sind alte Stöcke. Wenn man hinter diesen Rittersporn tritt, ist man verborgen in den blauen Ähren."

Sie blickte ihn eine Weile stumm an. „Darf ich Ihnen von den Blumen geben?"

„Gewiß, liebe Jungfer."

„Aber," sagte sie, „sie sind alle gar so voll und mächtig; wollen Sie mit solchem Blütenbusch nach Hause gehen?"

„Ja, glauben Sie, ich wäre nicht imstande, Sommerfreude zu tragen?" Er lachte frisch auf.

Sie nahm ein kleines Messer aus der Tasche, klappte es auf und schnitt vom Rittersporn eine Ähre. Die Tropfen standen wie Diamanten darauf. Sie hielt die Blüte vor sich hin und meinte: „Ist das nicht ein königliches Geschenk? Wenn wir die Blume nicht so gewöhnt wären und es die einzige ihrer Art wäre, dann könnte man sie einem großen Dichter ohne Scheu geben."

„So ist es", rief er bewegt. „Ein Dichter sieht die Dinge ungewohnt, immer neu, immer zum erstenmal. Das ist die große Wonne und die tiefe Pein."

Eben kam Ulrikchen vorüber in Begleitung des älteren Stollberg, blieb stehen und sagte auf ihre schnippische, mutwillige Art: „Da ist sie wieder zwischen ihren Blumen! Wissen Sie, Herr Goethe, daß meine Schwester Alma, ehe

sie Pfarrers Alma wurde, ein blühender Rosenstrauch gewesen ist? Das glaubt sie nämlich."

Alma erglühte tief, und des jungen Mannes Blicke umfingen sie wie betroffen. Sie war nicht verlegen über den Scherz ihrer Schwester. Sanft nachdenklich stand sie, als zöge mancherlei an ihrer Seele vorüber. „Das versteht meine Schwester nicht," sagte sie, „weil sie die Blumen, die Sonne, und den warmen Wind nicht so lieb hat wie ich. — Ich liebe das alles!" Sie blickte mit Innigkeit über ihr kleines Reich. „Wer so vom Frühjahr an das Knospen und dann endlich das Blühen sieht und viele, viele Stunden dabei verbringt — —"

„O, ich verstehe," sagte er, „der wird eins mit diesen lieben Dingen — der gehört zu ihnen."

„Ja," sagte sie auf ihre lebendige Art, „der gehört zu ihnen."

Sie schnitt von den Rosen lange, schlanke Zweige mit der süßen, nickenden, schweren Blume am zarten Ende.

„Wir auf dem einsamen Horn kennen Ihre tiefsten Gedanken, Ihr Leiden und Ihr ganzes Herz — — Ist das ein Glück oder etwas Schreckliches, daß jeder Mensch, wer es auch sei, Sie so kennen darf? Uns hier konnten Sie Ihr Geheimnis ruhig geben. Wir halten es heilig."

Erstaunt schaute er auf sie. — „Da habe ich auf dem einsamen Horn, im kleinen Haus eine Heimat, ohne es zu ahnen. — Und die Menschen im kleinen Haus hüten mein Geheimnis so still und so verschwiegen. — Wie ist das wundervoll einzig!"

In ihren Augen standen Tränen. „Ich verstehe es nicht, wie es geschehen konnte, daß Sie hier zu uns kommen!"

„Das mußte so sein", antwortete er bewegt. „Wie konnte ich denn an meiner stillen Heimat vorübergehen? Welcher Mensch könnte das? Wir leben ja nicht nur in unserem kleinen Bewußtsein. Wir leben über uns selbst hinaus."

Sie schnitt einen ganzen Arm voll Zentifolienrosen, die

keine Rose auf Erden an Schönheit, Zartheit und Farbe erreicht. Und sie tat es mit einer Hingabe, einer Versunkenheit, daß er nicht wagte, sie zu stören. In ihrer Haltung, in ihrem Blick stand deutlich, daß sie ein seliges Opfer brachte.

„Wenn es zuviel ist, tragen Sie die Rosen, bis Sie unten an der Ilm vorüberkommen. Da können Sie davon hineinwerfen oder alle — aber nicht früher! Nehmen Sie sie so in den Arm. — Sehen Sie — so, dann macht es nicht müde."

„Und so am Herzen", meinte er, „solch einen Busch Zentifolien heimtragen, ist auch ein größeres Glück, als es uns stumpfen Menschen erscheint." Seine Blicke hielten ihre Gestalt, zärtlich hingenommen, umfangen.

Als die drei unverhofften Gäste gegangen waren, ließen sie die stillen Bewohner des einsamen Hauses am Horn in großer Bewegung zurück.

Uerle sagte: „So ist's, wenn ein Göttlicher bei armen Sterblichen eingekehrt ist! — Aber sein Manuskript hat er doch richtig vergessen."

„Na, natürlich, wenn ihn die Alma so beladen hat, wie sollte er denn noch etwas schleppen?" meinte Ulrikchen.

Die junge Witwe lobte über alles den jüngsten Stollberg.

Ulrikchen aber sagte ärgerlich: „Macht ihr ein Aufhebens, weil sie ‚von' sind und weil der eine Gott weiß was ist! Ich sag' ein für allemal: der junge Bauch, den ich neulich in Süßenborn kennen lernte, und wenn er zehnmal Bauch heißt und zehnmal Metzger ist, gefällt mir besser als alle drei miteinander. — Und ich sage: die reichen ihm das Wasser nicht, so verständig und brav wie er ist."

Die Pfarrerin mußte lächeln. — Sie kannte Ulrikens Vorliebe und hatte sich schon halbwegs damit ausgesöhnt, ihr tüchtiges Töchterchen einmal als Wirtsfrau zu sehen. Der junge Bauch ging mit dem Gedanken um, sich ein Wirts-

anwesen zu kaufen, und eine arme Witwe muß froh sein, ihr Kind an ein so nahrhaftes Gewerbe zu verlieren.

Alma war die einzige, die sich ganz still verhielt. Ihre Augen leuchteten aber aus dem zarten Gesicht heraus, daß Uerle den Blick nicht von ihr wenden konnte.

Die Pfarrerin machte schließlich allem Geplauder ein Ende. Sie wollte sich niederlegen und unter den Dornenkronen und den brennenden und durchstochenen Herzen schlafen. Die Läden wurden geschlossen, Uerle verabschiedete sich, die Mädchen suchten ihre Kammern auf, Alma aber ging, als alles in Ruhe lag, hinaus unter die Linden. Es hielt sie im Hause nicht, die sanfte Mondnacht lockte, das Herz war ihr so bewegt. Sie brauchte wohl die Stille der ganzen nächtlichen Welt, um ihr Gemüt zu beruhigen und zu heilen.

So saß sie lange, die Hände gefaltet, und schaute in die Ferne. Auf den blühenden Feldern schimmerte der Mond. Der Kornblütenduft lag wie ein schwerer, warmer Atem in der Luft. Himmel und Erde schimmerten ineinander. — Ein leichter Schritt tauchte aus dem Unbestimmbaren auf. Sie erschauerte. — Es war so spät — so spät. — Sie duckte sich zusammen, als sollte etwas über sie hereinbrechen. Da sah sie eine Gestalt, die ihr wie mit Feuer in die Seele geprägt war, das kleine Gittertürchen öffnen. — Sie wurde nicht bemerkt, sah ihn stehen und schauen. Er blickte in die weite, monddurchschimmerte Ferne, so wie sie vordem. — Ihr Herz schlug zum Zerspringen. Sie preßte die Hände darauf.

Welche Stille war hier oben! — In dieser Stille ein junges, menschliches Herz, das aus seiner sanften Sommersehnsucht, aus seinem Zustand des Knospens und zarten Blühens von einer brennenden Flamme ergriffen worden war, die aus dem Leben herausschlug und vom Leben zehrte. Sie fühlte das Flammen ihrer armen Seele mit einer Bangigkeit sondergleichen.

Und als er sie bemerkte und auf sie zukam, war sie wie von tödlichem Schreck hingenommen. Schreck oder Wonne, es war nicht auseinanderzukennen.

„Und ich habe Sie erschreckt", sagte er bewegt. „Mich hielt es da unten nicht mehr, ich mußte in der hellen Nacht das liebliche Haus und die große Weite darumher sehen. Und an Sie, liebes Geschöpf, wollt' ich denken."

Sie fand kein Wort zu erwidern, sank an den Stamm der Linde zurück und blickte ihn mit großen Augen an.

Bewegt von ihrer Hilflosigkeit, strich er ihr zart über die Stirne. „Daß so einer so ein stilles, stilles Heimatshaus hat und weiß nichts davon", sagte er wie für sich hin. — „Ach, mir ist wohl! — Die Rosen stehen vor meinem Bette in einem Krug mit Wasser und duften. — Der Mond schien herein. — Es war heut' alles so schön und sommerlich. Eure jungen Stimmen hier im Haus, das Lied, der Gartenfrieden und die tiefen Lebensaugen!"

Sie erschauderte, erhob sich — preßte in einer Bewegung von Ratlosigkeit die Hand aufs Herz.

„Bedrängt Sie meine Nähe?" fragte er.

„Bedrängen? — Ist es Freude — — oder Pein, ich weiß nicht — ich weiß nicht!" Sie verstummte. „So viele Menschen lieben Sie — Fürsten und schöne Frauen — und alle bewundern Sie — und Sie können denken und sagen, was kein anderer Mensch denken und sagen kann. Das alles legt sich mir wie eine schwere Last auf."

„Nein! — Sie sollen sich freuen, wie ich mich freue!" rief er, „daß der Regen mich heut in Ihr Haus führte. Alles andere ist gleichgültig."

„Ja," flüsterte sie hastig, „ich danke Gott dafür."

„Nun also, so ist alles gut!" In großer Bewegung gab er ihr die Hand.

„Welch eine Nacht! Schlafe wohl und auf Wiedersehen!"

Sie sah seine schlanke Gestalt wieder durchs niedere Pförtchen gehen, und eilige Schritte verklangen. Und diese Schritte waren wie ein Rhythmus zu seinem ganzen Wesen. Es lag eine große Kraft in diesem Schritteklang, leicht und unbezwinglich, fest und freudig.

Der Regen hatte ihr ein großes Schicksal ins Haus gebracht.

Das weltfremde Haus unter den brausenden Bäumen nahm am folgenden Abend seine Gäste wieder auf. Sie kamen spät nach der Nachtessenszeit, um der Pfarrerin keine Ungelegenheit zu machen. Man saß miteinander unter den Linden.

Die Pfarrerin sah besorgt auf ihr Kind, das war wie in Sonne getaucht, da war kein Verbergen möglich. Es blühte und strahlte.

Die Mutter dachte in Herzenseinfalt, was sie wohl tun könnte, und wie zu helfen wäre, und das machte sie gar still und schweigsam. Auch Uerle war es schwer zumute, und er sah seine geliebte Sommerseele von sich hinwegblühen, einer großen, verbrennenden Sonne zu. Der arme Uerle war ganz verwirrt und gedachte eines Ausspruches aus seinem geliebtesten Werke: ‚Mußte denn das so sein, daß das, was der Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle ihres Elends würde?‘

Er schaute gar Eigenes an diesem Abend — der eine liebte sommerlich seine, Uerles, Sommerliebe, und der andere war der Frühlingsliebe gar gewogen, und sie ihm. Den jüngsten Stollberg sah er mit der kleinen Witwe unter der Linde sitzen, und ihr Bübchen küßte gar liebreizend bald ihre, bald des schönen Jünglings Lippen und trug lebendige Schauer von einem zum andern. — Frühlingsschauer! O, Uerle kennt seine Frühlingsliebe, die verbrannte sich und andere nicht, diese sanfte Seele! Aber auch sie genoß Seligkeit und trank sie von ihres Bübchens Lippen.

Sie hatten aber einen großen Dichter unter sich — der hieß Uerle. Keiner weiß von ihm, seine Bilder und Eingebungen, die ihm die schönheitsvollen Dinge dieser Welt erweckten, sind mit ihm in den tiefen Todesschlaf schlafen gegangen. Sie waren nur für ihn da, und er war vornehm genug, daß ihn dies nicht bedrückte.

Der stille, lange, schweigsame Mensch, wer dem an diesem Abend ins Herz hätte sehen können!

Es kam auf, daß die Pfarrerin eine gar gute Märchenerzählerin wäre. Die beiden Stollbergs bestürmten sie, zu erzählen, und wollten ein Märchen im Zimmer mit den Froschkönigmöbeln hören, so nannten sie der Pfarrerin seltsame Aussteuerstücke.

Sie war bedrückten Herzens, die Frau Pfarrerin, und es war ihr nicht darum zu tun, zu erzählen, denn sie sann hin und her, wie sie ihrem guten Kinde helfen und es bewahren könnte. Sie fürchtete nicht, daß ihr Kind sich verlieren würde, aber sie fürchtete den Kummer, den großen Liebeskummer, der hier folgen mußte. Schließlich aber mußte sie dem Drängen folgen, nahm Platz in ihrem Lehnstuhl und erzählte vom Machandelboom — und kam an die Stelle: „Da begrub ihr Mann sie unter dem Machandelboom, und er fing an sehr zu weinen eine Zeitlang, dann wurde das was sachter, und als er noch eine Weile geweint hatte, da hörte er auf — und noch eine Zeit, da nahm er sich wieder eine Frau."

Darauf erzählte sie, wie der Frau das Bübchen der Verstorbenen allerwegen im Wege stand, wie sie die eigene Tochter so sehr liebte, daß der Anblick des Bübchens ihr immer wie ein Schwert durchs Herz ging. Und die Pfarrerin erzählte, wie die Mutter das Bübchen so gar schauerlich tötete und es kochte, und wohl zubereitet als ein fremdes Gericht es dem Vater vorsetzte — und wie der Vater es aß und es ihm so gar wohlschmeckte.

„Er aß und wurde sterbenstraurig davon, gönnte niemand einen Bissen."

In solchen Worten lag eine Zärtlichkeit, Inbrunst und Todestraurigkeit, als wäre alle Traurigkeit und Zärtlichkeit der Welt in sie zusammengedrückt. — „Und das Schwesterlein Marleneken sammelt die Knöchlein, die der Vater unter den Tisch warf, in ein seidenes Tüchlein und trägt sie unter den Machandelboom und begräbt sie dort — und der Machandelboom bewegt sich und tut die Zweige so recht auseinander und wieder zu Hauf, und ein Nebel steigt vom Baum auf, der wie Feuer brennt, und aus dem Nebel fliegt ein schöner Vogel heraus, der singt so herrlich und fliegt hoch in die Luft, und das Tuch mit den Knochen ist weg. Marleneken aber ist es so recht leicht und vergnügt, als wenn der Bruder noch lebe.

Der Vogel awerst fliegt weg und setzt sich dem Goldschmied aufs Haus und fängt an zu singen:

,Meine Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, das Marlenichen,
Sucht alle meine Benichen,
Bind't sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelboom,
Kywitt — kywitt, wat for'n schön
Vogel bün ick."

Das alte wundervolle Märchen, in dem alle Traurigkeit, Sünde, Zärtlichkeit, Wonne, Angst und Grauen der Welt liegen, schritt vorwärts.

Der Vogel fordert seine Geschenke zum Lohn für seinen herrlichen Gesang, die goldne Kette, die Schuhe und den Mühlstein.

Und welche Steigerung, welches Grauen! Jedes Wort haftet, nichts vergißt sich. Der Vogel ist der geliebte, heißersehnte Sohn der verstorbenen, vergessenen Frau, die ihn im

Grab noch liebt. Er ist der Gemordete, vom Vater Verzehrte, von Marleneken Geliebte. Alles ist in den einfachen Worten gegenwärtig. Und wie der Vater, Stiefmutter und Marleneken beim Mittagsmahle sitzen und der Vogel draußen auf dem Machandelboome zu singen beginnt und Marleneken in ihr Tüchlein weint und dem Vater so licht und froh wird, als sollte er einen alten Bekannten wiedersehen, und er sagt: „Die Sonne scheint so warm, und es riecht nach lauter Zimmet und Zinnemamen."

Das ist eine Freude! Die hat das Volk sich gewürzt und mit Düften gedacht, und von der Sonne warm beschienen und nach Zinnemamen duftend.

Daneben das Grauen der Mutter: die Ohren, die Augen hält sie sich zu, als sie draußen den Vogel hört. Aber es braust ihr in den Ohren wie der allerstärkste Strom, und die Augen brennen ihr und zucken wie Blitze, und die Mütze fällt ihr vom Kopf, und die Haare stehen ihr zu Berg als Feuerflammen, und ihr ist, als bebte das Haus, als sollte die Welt untergehen. Sie will auch hinunter, daß ihr leichter werden soll.

Die Pfarrerin erzählte das alte Märchen, wie es eben erzählt werden muß, wie von Vorzeiten her eine Mutter oder Ahne es ihren Kindern oder Enkeln erzählte an langen Winterabenden, wie es von Mund zu Mund gegangen ist, so wundervoll tief und stark.

Alle waren von dem Eindruck benommen, die beiden Stollbergs ganz hingerissen. Die Töchter schauten mit einer gewissen Ehrfurcht auf ihre Mutter und fühlten durch den Erfolg, den sie hatte, so recht deutlich, was sie ihnen war.

Die Stollbergs meinten, sie begriffen nicht, daß noch kein großer Tonkünstler diese wundervollen Kräfte und Mächte in Musik gesetzt hätte. Diese Freude, die nach Zimmet und Zinnemamen duftet, und von der hellen, warmen Sonne beschienen ist, — und dazu die einsame Sündenqual der Mutter.

„Es ist ein Großes um diese alten Geschichten," sagte der junge Goethe, „ihr geheimnisvolles Entstehen macht sie unendlich reizvoll, und das von Mund zu Mund ist ein lebendiger Gruß von längst vergessenen Menschen."

„Nie hat die Mutter auch nur ein Wort verändern dürfen an ihren Geschichten, und sie hat's mit ihrer Mutter genau so gemacht wie wir."

„So ist durch das eigensinnige Festhalten der Kinder", meinte der verehrte Gast, „der alte kostbare Schatz auf uns gekommen und wird über uns hinweg von Mund zu Mund, von Generation zu Generation weiter wandern."

Alma sagte: „Das sind die Werke der Frauen, damit sie doch auch etwas getan haben und nicht ganz leer ausgehen."

„Als wenn sie leer ausgingen!" rief er. „Sie sind da! — und alles ist voller Innigkeit und Poesie und sanfter Kraft. Wenn man um sich schaut, alles, was heimisch und lieb und vertraut ist, was das Leben wert macht, ist durch sie. — Wir sind an all das so gewöhnt, daß wir es kaum gewahr werden. — Wenn es fehlte, welche Öde, welche Kargheit! — In jeder Stadt müßte ein Denkmal „der Mutter" stehen, und kein Jahr dürfte vergehen, das nicht den Tag brächte, an dem das Bild festlich bekränzt würde, an dem nicht ein heiteres, inniges Fest vor diesem Bild gefeiert würde, ein Dank- und Freudenfest, an dem jeder seiner eigenen Mutter gedächte. — Solch ein Fest wäre notwendiger gewesen als das Fronleichnamsfest der frommen Nonne Roswitha."

Die Pfarrerin schaute auf und sagte: „Das ist ein gar wunderlicher Gedanke, und wenn dem so wäre, wie Sie sagen, würde gar manche arme Mutter, die es sich ungelohnt und unerkannt, Tag und Nacht bitterlich sauer werden ließ, getröstet und aufgerichtet werden."

„Ja," sagte der lebhafte Gast der Pfarrerin in großer Wärme und Liebenswürdigkeit, „es ist eine rohe, barbarische

Welt, in der ein jeder sich von seiner Mutter hat opferfreudig lieben, behüten, mit Güte überschütten lassen, und es ist nie zu einer großen Dankesäußerung der Menschheit gekommen.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt dem Menschen nichts notwendiger ist als die Liebe.

Herr Gott, wenn ich an meine eigene Mutter denke! Was mir blühte, blühte durch sie. — Sie feiern alles Erdenkliche, aber das Beste! Einzige! das lassen sie unbedankt — und diese Danklosigkeit, dies Totgeschwiegenwerden liegt auf den Frauen. Die Katholiken haben ihre Feier und ihren Dank der Gottesmutter gebracht. — Ach, hätten sie's ein wenig deutlicher gemacht! Und wir altklugen Protestanten haben auch dies schöne Symbol als unverständig beiseite getan."

Die Pfarrerin sagte: „Sie sind ein guter Mensch. Ich meine, etwas Besseres kann ich Ihnen nicht sagen, auch wenn Sie anderes zu hören gewöhnt sind. Ich wollte wünschen, es käme die Zeit, in der man Ihr schönes Mutterfest feiern würde." Der Pfarrerin wurde es leichter und weniger bang ums Herz. Am liebsten aber wäre sie zu ihm hingetreten und hätte gesagt: So lieb und wert Sie uns sind, ich bitte, vergessen Sie unser Häuschen und mein armes Kind, eilen Sie, gehen Sie! — Sehen Sie nicht, wie des Kindes Augen an Ihnen hängen, als wären Sie allein auf Erden?

Ja, wenn nur des Mädchens Augen an ihm gehangen hätten; aber auch er umfaßte sie mit seinen Blicken, hielt sie fest, sog sie mit seinen Augen an sich. — Sie schienen beide in der Kraft ihrer Blicke zu leben.

Alle gingen sie jetzt wieder in dem langen Gartengrundstück auf und nieder. Niemand dachte an ein Aufbrechen.

Der Abend war so schön, die schlafende Sommerherrlichkeit lag wie ein unfaßbares und doch vertrautes Wunder um sie her. Geheimnisvoll dufteten die Blumen, geheimnis-

voll schien der Mond, und die vollaubigen Bäume rauschten hin und wieder einen schwermütigen Akkord dazu.

Uerle hielt sich zu der Pfarrerin. Er ging neben ihr her wie ein guter Sohn, der seiner Mutter Kummer tragen hilft.

„Guter, lieber Uerle, was sollen wir machen?" fragte die Pfarrerin nach langem Schweigen. „Da gehen sie miteinander ganz weltvergessen, was mögen sie wohl reden?"

Uerle schwieg.

„Lieber Uerle," sagte die Pfarrerin wieder, „so gar manches Mal schien mir es, als stände meine Alma Ihnen nahe, als wäre sie Ihnen teuer. — Helfen Sie doch!"

„Helfen?" — sagte Uerle wie gedankenlos. „Frau Pfarrerin, das ist nun jetzt ein Schicksal. Ich glaube, da können wir alle nichts machen; was wir auch täten, würde grob und töricht sein. Das sind zwei Sommermenschen."

„Ach, Uerle — was soll das heißen?" Die Pfarrerin schüttelte traurig den Kopf.

„Haben Sie darauf gemerkt," sagte Uerle wieder bedächtig, „wie in des jungen Werthers Leiden zu allem, was geschieht, die Bäume rauschen, wie der Sommer in alles hineinprangt? Man atmet Sommer. Man sieht eine Gegend mit großen Laubmassen und Laubduft und alles in Sonne getaucht. Es ist solch eine Sommerseligkeit und solch Sommerleid in allem, was geschieht, so aus der tiefsten Seele heraus. Er ist ein Sommerkind. Sehen Sie doch die Menschen an, wie wenig Sonne haben alle in den Augen, kühle Frühlingsaugen, trübe Winteraugen; aber die beiden haben Sommersonnenaugen, da können wir andern alle nicht mitmachen."

„Sie wird sich und mir kein Leid tun", meinte die Pfarrerin.

„Sie ist vom größten Dichter der Welt geliebt", sagte Uerle.

„Was Dichter!“ sagte die Pfarrerin, „er soll ein guter Mensch sein!“

„Liebe Frau, dem einen brennt sein Haus nieder, dem andern stirbt sein Vieh. Sein Geld verliert einer, seine Ruh' der andere — jeder hat zu leiden und bringt Leiden. Quälen Sie sich nicht. Da liegt das Geheimnis der Welt.“

Als es gar spät war und ans Abschiednehmen ging, da küßte sich das wundervolle junge Paar vor den Augen der Mutter und den Augen der Schwestern und Freunde im traulichen Zimmer beim Scheine der kleinen Öllampe.

„Du teures, einziges Geschöpf!“ sagte der junge Mann hingerissen.

„Daß der Regen dich brachte!“ sagte sie still, „mir dich brachte!“

Sie stand leuchtend vor Wonne, und alle, die es wußten, dachten an den blühenden Rosenstrauch, der mit tausend Rosen blühte, und der Duft der Rosen waren die glückseligen Gedanken.

Der junge Mann stürzte auf die Pfarrerin zu, küßte ihr die Hand. „Liebe, liebe Frau,“ sagte er, „Gott behüte uns alle!“ Dann ergriff er beide Hände des schönen Mädchens noch einmal.

„Kommt!“ sagte er zu seinen Begleitern, „kommt!“ Dann ging er, ohne fast irgend jemand anzublicken.

„Alma — Kind!“ rief die Pfarrerin, als die Türe hinter den Gästen geschlossen war.

Alma achtete nicht auf sie. Wie angstvoll lauschte sie auf die verhallenden Schritte.

„Mein Kind —“, sagte die Pfarrerin noch einmal.

Da sank das Mädchen vor ihr in die Knie. „Ich danke dir,“ schluchzte sie auf, „daß ich lebe! Ich danke dir! — Ich danke dir!“ Und sie küßte die Hände der Mutter. Ihr Haar war

aufgegangen, und sie wischte die eigenen Tränen damit von den Händen der Pfarrerin.

„Will er dich denn heiraten?“ frug Ulrikchen kühl.

Uerle aber trat vor Ulrikchen hin und sagte: „Lassen Sie sie doch, Judas Ischarioth!“

„Nun ist er ganz verrückt!“ meinte Ulrikchen. „Die andern glauben doch, Sie sähen meine Schwester nicht ungern. Wie leiden Sie denn das?“

„Wahrlich,“ sagte Uerle, „ich habe sie geliebt und liebe sie — ja — ja — ja! ich lieb sie!“ Seine Steifheit brach im übermächtigen Gefühl zusammen — und er war frei! frei! — Zum erstenmal im Leben Herr seiner Stimme, seiner Glieder, zum erstenmal schmolzen ihm die Gedanken wie im Feuer. „Ja, ich liebte sie! ich liebte sie! — aber was will das sagen gegen ihre Liebe!“

„Ach, Uerle, unser guter Freund“, sagte die Pfarrerin seufzend und hielt ihr Kind, das vor ihr am Lehnsessel kniete und den Kopf an ihrer Brust barg, umschlungen. „Ach, Uerle, ich wollte, Sie wären bei all Ihrem Edelmute nicht gar so bescheiden. Bei Ihnen wäre sie behütet.“

„Ich bin ein gar elender Mensch,“ sagte Uerle ruhig, „ich finde mich mit allen Dingen gut und bürgerlich ab. Wenn meine Mutter mich strafte, fand ich in jeder Strafe einen süßen Kern; sogar, wenn sie mich prügelte, freute ich mich auf die wunderliebe Versöhnung danach, denn die Prügel kamen ihr selbst hart an, und sie griff mit Freuden nach dem ersten Zeichen meiner Reue.“

„Ach, Uerle,“ meinte Ulrikchen, „Sie spielen mit den Gedanken, als ob Sie uns Geschichten erzählen wollten; das ist immer wie aus dem Buch, wenn man Ihnen zuhört.“

„Ja, das ist's ja eben“, sagte Uerle traurig. „Und nun schlafen Sie alle wohl, und Gott behüte Sie miteinander.“

„Schlafen Sie wohl, Uerle", die Pfarrerin gab ihm die Hand. Alma erhob sich, und als sie ihm die Hand reichte, sah er in ein Gesicht, in dem die Erdenwonne wie ein Wunder strahlte, so rein und groß und festlich.

„O, Erde, wie bist du schön!" sagte Uerle und sah das Mädchen an. „Berge von Freude! — und Täler voll Leid! Und Sie, Alma, stehen jetzt auf einem hohen Berg der Freude und sehen die Erde unter sich."

Sie aber neigte sich, faßte seine Hand, küßte sie und sagte: „Uerle, ich danke Ihnen für alle Güte, für alle schönen Stunden. — Ich verstehe Sie ganz, Uerle."

Dunkelrot ward Uerles Gesicht — Tränen traten in seine Augen, er wendete sich ab und ging zur Tür hinaus.

Die Pfarrerin setzte sich ans Spinett und spielte ein Schlummerlied, das sie früher mit ihren Kindern vorm Einschlafen gesungen hatte — und alle Töchter fielen in die alten, trauten Worte ein.

Was die Pfarrerin dazu getrieben, das alte Kinderlied zu spielen, war ihrem ratlos bangen Herzen wohl kaum klar geworden.

Als sie eine Weile schon geendet hatte, hörten sie Uerles rhythmisches Klopfen am Fensterladen, was so viel bedeutete als: Es ist nur der Uerle, macht getrost auf. Und das taten sie, sie öffneten den Laden, da stand Uerle und schaute herein. Die Pfarrerin hatte schon ihre Haube abgesetzt und stülpte sie jetzt eilig wieder auf, und Ulrikchen nestelte ihr Kleid wieder zu und lugte durch die Türe, die in ihr und der jungen Witwe Schlafzimmer führte, begierig heraus.

„Mir ist da etwas eingefallen, liebe Frau Pfarrerin, was ich sagen muß — heut abend noch — verzeihen Sie." Er war tief erregt, seine Stimme bebte: „Die Gesetze der Menschen sind nicht Gottes Gesetze. Böse ist oft gut, und gut ist böse." Er sprach sehr hastig und laut. Es war, als wenn sein

Gefühl ihm mit der Stimme durchginge. „Gott aber ist überall und sieht, wie die Menschen sich ihre Gesetze machen, oft gegen seinen Willen, und er sieht zu und lächelt über ihr Tun. — Und dann — — — dann wollt' ich noch sagen, wenn Menschen auch nur einen wahrhaft guten, ganz ergebenen treuen Freund haben, sind sie nicht verlassen, und wären sie von der ganzen Welt verlassen. — Frau Pfarrerin, ich möchte Ihnen das alles sagen, wie im Namen Gottes! — Quälen Sie sich gar nicht. — Legen Sie sich alle ruhig schlafen. — Die Menschen machen einander die größte Qual auf Erden. Wenn ihr denkt, ihr wollt nur helfen — heilen und gut miteinander sein, so ist alles übrige gar gleichgültig. Verzeihen Sie, Frau Pfarrerin. Gute Nacht." Damit war er auf und davon.

Ulrikchen sagte: „Ich weiß nicht — mit dem sollte einmal der junge Metzger Bauch reden!"

„Laß das, Ulrikchen," sagte die Pfarrerin, „davon verstehst du nichts. — Was der Uerle auch sagt, herzlich gut ist's gemeint, und das ist die Hauptsache."

Nachts träumte die Pfarrerin, ein weicher, lautlos fliegender Vogel flöge an ihr vorüber und streifte sie mit den Flügeln — und streifte sie immer wieder und wieder. Sie dachte im Traum: das ist nur eine Schleiereule, und war begierig, sie zu sehen. Der Vogel war aber so schnell im Flug, daß sie nie einen Eindruck von ihm haben konnte — dann war es ihr, als sagte die Schleiereule „Mutter" zu ihr — „Mutter!" — ganz leise, wie aus der Ferne, und sie erwachte und sah ihre Tochter Alma angekleidet vor sich stehen. Die sagte wie geistesabwesend in einer wie von Weh durchtränkten Betonung: „Mutter — Mutter?"

„Ja, was machst du denn da, Kind?" fragte die Pfarrerin schlaftrunken.

Alma antwortete nicht gleich. Sie hatte das kleine, offen brennende Öllämpchen in der Hand, „Mutter," sagte sie, „es wird jetzt schon hell."

„Ach, es ist noch tiefe Nacht. — Du hast ja Licht gemacht."

„Nein," sagte Alma, „es brennt noch vom Abend her."

Jetzt war die Pfarrerin ganz munter und setzte sich im Bette auf. „Hast du noch gar nicht geschlafen?"

Das Mädchen stand gerade aufgerichtet mit dem Lämpchen in der Hand. — „Mutter," sagte sie, „ist es denn möglich, einen Menschen so zu lieben, daß man ohne ihn gar nichts mehr ist?"

„Kind," antwortete die Pfarrerin ernst, „ich habe euren Vater sehr lieb gehabt und bin nun doch eure gute Mutter geblieben." — Alma schien nicht auf sie zu achten.

„Es heißt," sagte die Pfarrerin, „du sollst nicht andere Götter haben neben mir. — Wir sollen Gott über alles lieben."

„Gott — Gott — ach — ja Gott!" sagte das Mädchen langsam vor sich hin.

„Alma, du träumst ja, du bist ja gar nicht recht wach, — Kind, was ist dir denn?"

„So bang'", sagte sie. — „Ach, Mutter, steh' doch auf und geh' mit mir hinaus vors Haus, ins Feld, da wird mir's besser werden."

„Alma, wie kommst du mir denn vor? — Jetzt bei Nacht!"

„Es wird schon hell — komm' mit!" bat das Mädchen dringlich.

„Nun, weshalb denn nicht?"

Die Pfarrerin erhob sich. Während sie ihre Strümpfe anzog, schaute sie besorgt auf die Tochter, die immer noch mit dem Lämpchen stand. „Setz' doch die Lampe nieder, Alma, und mach' die Läden auf!"

Alma tat es, wie in Gedanken verloren, und die erste Morgendämmerung drang ins Zimmer.

Die Pfarrerin wusch sich das Gesicht ab, um völlig wach zu werden. „So, nun können wir gehen!“ meinte sie.

Alma nahm der Mutter Hand, als sie aus dem Pförtchen getreten waren.

„Merkst du,“ sagte die Pfarrerin, „jetzt ist's in den Linden still, jetzt schlafen die Bienen.“

Kein Lüftchen regte sich noch. Das matte Licht war gleichmäßig weißgrau. Die Ährenfelder lagen wie schlafend. Es war die große, tiefe Stille der ersten Morgendämmerung. Kein Bewußtsein wachte rings umher. Das gibt dieser stillen, stillen Stunde das Urweltliche — das Herzbeklemmende. — Das Wort erstirbt im Munde.

So gingen Mutter und Tochter auch schweigend im großen Schweigen.

Die erste Lerche schmetterte aus grauem Licht ihr Lied. Wie gewaltig das klang, als erfüllte ihr Gesang den ganzen Himmelsraum.

„Mutter,“ — sagte das Mädchen, „vor kurzem noch kannte ich ihn nicht. Kannst du dir das vorstellen?“

„Ach, Kind, red' doch nicht so!“

„Sag' mir, muß solch eine Liebe auch wieder vergehen? Ist das möglich?“

„Gewiß, Kind — sie muß zu Ende gehen, denk' doch selbst!“

Die Pfarrerin spürte, wie die brennende Hand ihres Mädchens in der ihren aufzuckte.

Mein Gott, dachte die Frau, wie sie leidet! Sie ist zu klug, um nicht alles zu sehen.

„Sag' mir,“ bat Alma, „wie war mein allererster Tag auf Erden! — Schien die Sonne?“

„Ja,“ sagte die Pfarrerin, „du warst ja mein einziges Sommerkind, kaum warst du geboren und in die Wiege gelegt, da wurde die Wiege ans offene Fenster gestellt. Es

war mittags zwölf Uhr und zur Rosenzeit; aber das weißt du ja. Die Kletterrosen nickten zum Fenster herein.

Draußen war es wundervoll sonnig. Die Bauern waren alle zur Heuernte hinaus. Das Dorf war ganz still, und ich lag in meinem Bett und war voller Dank und Freude über dich.

Der Vater hatte sich zu seinen drei Mädchen gar sehr einen Buben gewünscht. Als er dich aber so friedlich in deinen Kissen liegen sah, war auch er voller Freude über sein viertes Töchterchen und legte dir eine frische Rose auf deine Wiege."

„Und man wird geboren, um zu sterben. — Mir ist so angst —", sagte Alma leise; „ich bin nicht mehr mein eigen — wohin er geht, zieht er mich nach. — Ich möchte wieder mir selbst gehören, es war doch alles so schön und ruhig."

„Ja, mein Kind, das muß alles wieder so werden, wie es war."

„Wo er auch hingeht, kann er mich nicht gebrauchen. Ich seh' ihn da und dort. Ach, Mutter, so werd' ich ihm bald lästig werden!"

Sie setzte sich auf einen Grasrain am Wege wie erschöpft nieder und lehnte den Kopf an ihrer Mutter Schulter.

„Als du den Vater liebtest, war es da auch, als hättest du im Herzen eine Wunde und dein Leben flösse da heraus; auch wenn du die Hände darauf preßtest — es nützte nichts?"

Das Mädchen preßte die Hände aufs Herz, als wenn sie eine Wunde schließen wollte.

„Nein," sagte die Mutter, „Alma, mir war, als strömte das Leben mir von allen Seiten zu, als würde ich täglich besser und glücklicher."

„Ich liebe ihn zu sehr — zu sehr!" schluchzte das Mädchen auf und sank ihrer Mutter an die Brust.

„Deine Stirn glüht so und deine Hände", sagte die Pfarrerin.

„Mein Kopf schmerzt so sehr."

Der Pfarrerin ward es ganz angst, wie sie in der lebenverlassenen, ersten Morgenfrühe in der großen Stille mit ihrem armen Mädchen mitten zwischen den Kornfeldern saß.

Ihr Kind hielt sich jetzt so still bei ihr, als wäre es hingelehnt bei ihr eingeschlafen.

„Alma", sagte die Pfarrerin leise, aber sie bekam keine Antwort. Sie faßte die Hand, die matt herabhing; die brannte wie Feuer, das Gesicht glühte, und das Herz schlug so schnell und heftig, daß sie es spürte.

Krank ist sie, dachte die Pfarrerin bang. Krank war sie, als sie mich weckte. Unbegreiflich war es der Pfarrerin erschienen, daß ihr gutes, rücksichtsvolles Kind sie geweckt hatte — und jetzt verstand sie es voller Schrecken.

„Alma, hör doch —"

„Laß mich, laß mich, Mutterchen!" kam leise, wie schlaftrunken die Antwort. „Ich will noch ein bißchen im Bett bleiben."

Sie lag ganz regungslos, die Pfarrerin, über sie gebeugt, spürte ihren heißen Atem.

Windwellen fuhren über die Felder hin. Es wogte ringsumher. Die Wolken strahlten rosig, die Sonne ging auf. Von all der Herrlichkeit sah die Pfarrerin nichts. —

„Komm', Alma, komm', Kind!"

Keine Antwort. Sie war ganz in sich versunken, lag mit halbgeschlossenen Augen und atmete sehr schnell. Zeit auf Zeit verstrich. Das Mädchen lag teilnahmlos mit dem Kopf auf der Mutter Schoß.

Endlich wußte die Pfarrerin sich nicht mehr zu helfen und versuchte, sich und Alma aufzurichten.

„Ja, ja, Mutterchen, ja — ja", sagte das Mädchen dabei in einem rührend zustimmenden Ton.

Sie waren nicht gar weit vom Hause. Die Pfarrerin hob

ihr armes Mädchen mühselig in die Höhe, stützte sie, so daß sie sie fast trug, und schleppte sich mit ihr dem Hause zu.

Dort legte die Pfarrerin sie in das Bett mit den Dornenkronen und mit den brennenden, durchstochenen Herzen nieder und setzte sich an den Tisch und vergrub den Kopf in den Händen.

Die junge Witwe kam, um der Mutter wie jeden Morgen die Fensterläden zu öffnen.

„Ja, was ist dir, Mutter?"

„Alma ist krank, ruft Uerle, daß er uns den Doktor schickt, wenn er zur Stadt geht!"

Alma lag ganz teilnahmlos mit ihren Kleidern auf der Mutter Bett.

„Bist du schon die ganze Nacht auf, Mutterchen? Ja, was ist denn? Was ist denn?" Die junge Witwe trat ans Bett ihrer Schwester und fühlte die starke Hitze, die von ihr ausging.

„Fieber!" meinte sie ganz ratlos.

„Hilf mir sie auskleiden", sagte die Pfarrerin.

Als die Kleider, in denen sie gestern so schön und glückselig war, von ihr abgestreift waren, schlugen ihr die Zähne vor Frost aufeinander. Die Frauen hüllten sie warm ein, aber der böse Frost ließ nicht von ihr ab, warf ihren Körper hin und her. Man sah, wie die Schauer ihr über die brennende Haut fuhren. —

„Ach, was macht ihr denn mit mir? — Was macht ihr denn mit mir?"

Die beiden anderen Schwestern kamen; eine lief zu Uerle, der war auch gar bald zur Stelle.

„Sie ist nicht bei sich, Uerle", sagte die Pfarrerin in großer Bangigkeit, als er eintrat.

Da war es aber, als wenn sie Uerles Nähe spürte. „Uerle", sagte sie leise, von Frost geschüttelt. „Er soll nicht zu mir heraufkommen. — Er soll mich nicht so krank sehen. — —

Wenn ich es nicht weiß, könnte er hereinkommen. — Niemand darf ihn hereinlassen!" sagte sie angstvoll. — „Versprechen, Uerle, versprechen! — Ich kann nicht wach bleiben."

„Gewiß nicht, Alma, bis Sie gesund sind!"

Sie nickte. Die Augenlider lagen schwer über den Augen.

Schwere Tage zogen über das kleine Haus hin. Die beiden jungen Stollbergs gingen ein und aus, als wären sie die Brüder der Pfarrerskinder. „Wir müssen ihm Nachricht bringen. Er verzehrt sich dort unten vor Sorge."

„Und kommt nicht ein einziges Mal", meinte die Pfarrerin.

„Er kann nicht", sagte der jüngere Stollberg. „Rechnen Sie ihm das nicht an. Und Alma will es nicht. — Beide sind sich gar wunderlich gleich. — Rühren wir nicht daran!"

„Ja", sagte die Pfarrerin; „Gott möge ihm helfen, daß er so lieben und leben kann, wie er lieben und leben muß. Wir anderen werden nicht gefragt, was wir wollen und können."

„Seien Sie nicht bitter, liebste Frau. Er ist wie aus einer anderen Welt, er steht unter anderen Gesetzen, und Alma, Ihr Kind auch. Wir werden lebensstark durch unsere Liebe, und Ihr Kind liegt davon niedergeschmettert."

„Ich rühre ja an nichts", sagte die Pfarrerin trübe. — „Wir lebten so still und glücklich, und nun spüren wir mit einem Male die Hand Gottes, die uns einen schweren, nie gesehenen Weg auftut."

Ja, die Pfarrerin ging einen schweren Weg. Ihr Kind blieb nicht in der tiefen, lautlosen Fieberdumpfheit liegen wie in den ersten Tagen. Die lebensselige Sommernatur glühte in der Fieberglut der schweren Krankheit zu einem leidenschaftlichen Leben auf. Ohne Bewußtsein sang sie mit unendlich klarer, reiner Stimme Strophen aus dem alten heiligen Sommerlied:

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Und sie sang dieselben Worte wieder und wieder. Oft auch fand sie keine Worte, nur jubelnde Töne, hell, bebend vor Seligkeit, daß sich allen, die es hörten, das Herz vor Weh zusammenzog.

Die Stimme war so überströmend von Erdenwonne, daß sie erschauern machte.

Die Fenster mußten immer geöffnet sein, denn sie ertrug den geschlossenen Raum keinen Augenblick, und so drang die unaufhaltsame, kristallklare, schöne, selige Stimme hinaus über die Felder bei Tag und bei Nacht.

„Anbetungswürdig ist diese Seele," sagte Uerle zur Pfarrerin, „daß sie solch große Seligkeit in sich trägt. — So singt eine Lerche im Himmelsraum, wie unsere heilige Sommerseele. Hören Sie doch ihren Gesang, sündlos und rein — und daß ein Geschöpf solche Wonne im Herzen trägt!"

„Ja," sagte die Pfarrerin trostlos, „dazu muß es von Sinnen sein."

„Wer sagt Ihnen das?" fragte Uerle. „Sie sieht uns nur nicht. — Sie weiß von nichts um sich her. Sie sieht nur in sich selbst hinein, und in ihr ist es so weiß und hell und wonnevoll, wie ihre Stimme ist. — In ihr ist eine große Herrlichkeit. — Geboren — gelebt, wie ein seliges Kind aufgefahren gen Himmel — sitzend zur rechten Hand Gottes!" Uerles Stimme bebte von verhaltenen Tränen. Er verbarg hastig sein Gesicht am Fensterkreuz, vor dem sie standen.

„Uerle, was reden Sie?" fragte die Pfarrerin erschrocken. —

Uerle aber wollte die Pfarrerin mit solch wunderlich wehen Worten trösten. Kein Arzt brauchte ihm zu sagen, daß seine Sommerseele im Entschweben war.

Nachdem das Fieber alle Kräfte verbrannt hatte, sank die Lebenswärme zu einer schauerlichen Kühle.

Die Schwestern sagten: „Das Fieber ist vorüber.“ Uerle aber und die Pfarrerin wußten es anders.

Ganz leise flüsterte das Mädchen, zu Uerle gewendet, der an ihrem Bette saß, und so, als läge zwischen ihrem letzten und wieder ersten bewußten Wort keine lange, bange Zeit: „Wo ist er?“

„Er ist voll Bangigkeit um Sie, Alma.“

„Was mich hinderte, ihn zu lieben, ist nun fortgeglüht. — Nun liebe ich ihn bis in alle Ewigkeit. Sag' ihm, nun werd' ich ihm nah' sein.“

Uerle hatte ihre letzten Worte gehört — ihr letztes Bewußtsein empfunden. Von nun an sank sie in eine kühle, bleierne Ruhe, die dem Tode voranging.

Im Hause regte sich stundenlang kein Laut. Die beiden Stollbergs standen draußen an einem der niederen Fenster, durch die der warme Sommerwind ins Zimmer drang, und schauten auf das stille Verlöschen und auf den schweigenden Schmerz derer, die zurückblieben.

Die Pfarrerin hielt die erkaltende Hand ihres Kindes in der ihren, mit der Ruhe, welche das Leben jenen Schmerzgeprüften gibt, die den größten Teil des Weges schon gegangen sind. Die sind so schmerzbekannt, so schmerzverwandt, daß sie sich mit einer Würde betragen, die den Jungen, Ungeprüften wie ein Wunder erscheint.

Die drei Töchter hingen mit ihren Blicken an ihrer Mut-

ter, als käme von ihr in dieser fremden, bangen Stunde Rat und Hilfe.

Als die Pfarrerin sich über ihr Kind beugte und ihm die Hände ineinander faltete, da wußten sie alle, daß es geschehen war. Die Pfarrerin blieb stumm über ihr Kind gebeugt, — Uerle stand am Fußende des Bettes, und die drei Schwestern knieten, wo sie gestanden hatten, die eine verbarg ihr Gesicht in den Händen, die beiden anderen suchten Schutz in enger Umschlingung.

Lautlos kamen die beiden Stollbergs herein, und der jüngere sagte hingerissen: „Sie hat sich ihm selbst entrückt durch ihre große Liebe und ihr tiefes Verstehen. Das wurde ihr tödlich, daß sie alles erkannte. — Ihn wollte sie nicht binden und euch nicht kränken.

Wir gehen zu ihm!"

Die schöne Hülle der Sommerseele lag schlafend im weißen Sarg, unter Blumen, einen weißen Rosenkranz auf dem bleichen Haupt.

Mutter und Schwestern, Uerle und die Stollbergs hegten und schmückten das stille Geschöpf.

Nachts vor dem Begräbnis wurde sie im offenen Sarg von Uerle und einem braven Menschen, den er kannte, sowie den beiden Stollbergs nach Süßenborn getragen. Die zwei Söhne des Lehrers von dort trugen Fackeln und wechselten mit den Trägern.

Das alles hatte Uerle so gewollt.

Ulrikchen blieb bei der Mutter und beim Bübchen. Die beiden anderen Schwestern folgten dem Sarge.

Es war eine schöne, milde Sommernacht.

Die Pfarrerin sah, wie sie ihr gutes Kind den schmalen Weg durch die wogenden Felder trugen. Der Himmel war sternfunkelnd. Die sanfte Nachtluft strich über das geliebte, tote Gesicht.

Und aus der Ferne hörte die Mutter zwei verschleierte Mädchenstimmen eine Strophe aus ihres Kindes Lieblingslied singen:

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein,
Wie muß es da wohl klingen?
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdross'nem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah singen.

Das mochte der Pfarrerin ein gar schmerzvolles Lied sein.

Das stille Mädchen lag ihre letzte Nacht auf Erden an dem Süßenborner Kirchlein zwischen sechs brennenden Kerzen.

Ihre alte Kinderfrau, die noch im Süßenborner Pfarrhaus bei den neuen Pfarrersleuten ihres Amtes waltete, hatte es sich nicht nehmen lassen, bei ihrem guten Kinde zu wachen.

Uerle und die beiden Mädchen gingen langsam und schweigend dem Häuschen auf dem Horn wieder zu.

Die beiden Stollbergs aber eilten. „Wir müssen zu ihm! Wir sahen sie in ihrer Schönheit bis zu dieser Stunde. Es war ein so ruhiges Verlöschen, so begreiflich, als wenn die Sonne untergeht. — Er kämpft mit Unbegreiflichem. Uns zeigte die Natur im Bilde, wie weit sie begriffen sein will. Er geht ins Ungemessene. Er leidet tiefer als wir alle."

Aus Goethes Gartenhaus an der Ilm schimmerte spät in der Nacht ein einsames Licht aus offenem Fenster heraus auf die nebligen Wiesen. Die hohen Wipfel der Bäume im Garten und in der ganzen Weite, am Horn und an den Ufern der Ilm wurden von keinem Windhauch berührt. Die Nebel lagen wie schimmernde Schleier.

Aus dem Garten begannen zarte Geigentöne sanft hinaus in die Nacht zu klingen.

Zwei Freundgestalten standen unter dichten Bäumen nicht allzufern vom erleuchteten Fenster und spielten eine ernste Weise. Sie wollten eine große, beraubte Seele beruhigen, eine, der alles Lebensleid zu Musik werden sollte.

Auf ihren Geigen spielend gingen sie lautlos im Grase auf und nieder, so daß die Töne dem, der im erleuchteten Stübchen war, bald nah, bald fern klingen mochten. Ein kaum vernehmbares Aufschluchzen vom Hause her ließ die Geigentöne verstummen.

Der Morgen graute.

Über die Wiesen sah man die beiden Gestalten durch die Nebelschleier gehen, immer geigend, der schlafenden Stadt zu.

Jugend

In dunkler Sommernacht fuhr die alte, gelbe Postkutsche auf der Erfurter Chaussee ihrem Ziele, dem Städtchen Weimar zu.

Eine laubduftende, schwere, warme Nacht, der Mond schon untergegangen, die knorrigen Obstbäume am Straßenrand wie dunkle, kaum angedeutete Silhouetten, die weitausgedehnten Kornfelder strömen des vergangenen Tages Wärme und Wohlgerüche aus.

In der Postkutsche sind beide schmale Fenster niedergelassen, und ein einziger Passagier, ein junger Mann, atmet den Ledergeruch des alten Rumpelkastens, diesen Reisegeruch jener Tage, der sich zu solcher Stunde mit der weichen, geheimnisvollen, nach Korn duftenden Finsternis mischt.

Aus dem Chausseegeldeinnehmerhaus blinkt ein trübes Öllämpchen wie ein schläfriges Auge. Der einzige helle Punkt weit und breit. Der Postillon klatscht mit der Peitsche — klatscht wieder und wieder, spuckt aus.

„Die Luder schlafen, — wie gewehniglich." Er hat sich vom Bock geschwungen und macht sich am Halfter der Pferde zu schaffen.

So ein feuchter, dumpfer, zärtlicher Klatsch durch die Dunkelheit. Er hat dem Handpferd das weiche Maul geklopft. Die zarten, mächtigen Lippen schlappen feucht gegen die Trense. Durch das ganze Tier geht ein freudiger Ruck der Genugtuung.

Darauf eine Erschütterung der alten Kutsche. Der Postillion ist wieder aufgesprungen, flucht noch einmal über die verschlafenen Luder — und fort geht's, hart und rasselnd; und ein junger Schwärmer wird so der alten, wunderlichen Stadt zugeführt.

Der Postillion denkt bei sich: ‚Gewiß och wieder eener von denen, die nich alle werden. Du meine Gite! Was hat denn der dervon, wenn er och en bar Mal an Herrn von Gethes Haus vorbeimarschieren dhut, oder auch, wenn's Glicke gut ist und wenn'r 'reinkimmt! Jesses ne!

Wenn ich Herr von Gethe wär', ich dächte mir: Blost mir in' Ärmel! Hab' ich 'n mehr als zwee Beene, daß 'r so ahngenärrscht kommt?

Nä, mir werd's ibel, wenn ich denke, mich wullten's alle zu sehen krieche, die Narrn. Der drinn tät och besser, sei Gerschtel firs Studium ahnzuwenden statt von Gettungen rein zu machen, oder woher er kimmt. Na, wenn's en freit, mir gann's wurscht sein."

Damit gab er seinen beiden Braunen eine kleine Aufmunterung und vorüber rasselte es am Galgenberg, der dazumal sein Warnungszeichen noch trug.

Drin in der düsteren Kutsche schlug ein frisches, kühnes Herz, ein Herz voller Schwärmerei, wie jetzt keine mehr schlagen. Jetzt brennen die jungen Herzen, die wirklich brennen, Anthrazitkohle, ein konzentriertes, bestausgenutztes Brennen, in spitzer, scharfer, blauer Flamme.

Damals aber brannten die jungen Herzen Holzfeuerung, da knisterten Kienäste, da prasselte viel unnütz feuchter Saft in Feuergarben, und dunkler, schwermütiger Rauch schwelte.

Es war ein lustiges, träumerisches, verschwenderisches Brennen.

Ja, ein kleiner Überrest von solchen flammenden Holzstößen hat sich in unserer Zeit noch in Backfischherzen hinübergerettet.

Da knistern noch hin und wieder rührende Flämmchen für irgendein Idol.

Aber was ist das armselige Knistern gegen die Feuersbrunst in jener Postkalesche.

Vorgebeugt, die Hand in die Haare vergraben, saß jetzt der junge Mensch.

Seine Nasenflügel weiteten sich, es war, als witterte er Goethe, je näher er Weimar kam.

Er wallfahrte wie zu einem Gott.

Und wenn er sich hätte durchbetteln müssen, einmal in seinem Leben mußte er in Goethes Nähe sein. Da er verstand, den Augenblick zu nützen, hatte das erste Geld, das als rundes, freies Sümmchen seine Hand berührte, ihn reisefertig gemacht.

Und nun war er da!

Vor dem Erfurter Tor, am Chausseehäuschen, wurden seine Papiere beim Schein einer Laterne, in der zwei jungfräuliche Talgkerzen brannten, begutachtet. Seinen Namen trug er in ein Fremdenbuch ein und wurde dann unbeanstandet mitsamt der alten Rumpelpost eingelassen.

Der Postillion blies liebevoll und falsch: „Muß i denn — muß i denn zum Städtli hinaus — Städtli hinaus". Was geht das einen alten Postillion an, ob er hinaus- oder hineinfährt. Völlig „wurscht" ist ihm das.

Er fuhr seinen jungen Passagier bis vor den Russischen Hof, weil der doch einmal am Wege zur Post lag.

Und somit stand der Schwärmer also bald auf heiligem Boden.

„Da missen Se schellen, wenn Se 'nein wollen! — aber dichtig — hären Se, die hären och nich!" rief der Postillion. „Und auf Ihren Kuffert geben Se Dwachtchen! Seit mir gar so viel bedeitende Leite ins Nest kriechen, wäre mir Weltstadt."

Damit rumpelte er weiter und nahm sein Stücklein wieder auf, denn er mußte blasend in den Posthof einfahren.

Der junge Mann aber stand in schweigender Nacht mitten in Goethes Stadt.

Ihm war zumute, als wäre er in einen geheimnisvollen

Tempel geraten, in dem ein Gott leibhaftig seinen Wohnsitz genommen hatte.

Endlich läutete er, und ein verschlafener Hausbursche nahm sich seiner verschlafen und „sachtchen" an.

Es war ein echter und rechter Hausbursche mit Zipfelmütze und Laterne, kräftigen Stallgeruch um sich verbreitend.

„Da sin Se mit der letzten Post rein? — Ja — is'n schone nach zwelfe?" fragte er bedächtig. „Da wollen Se wohl à Zimmerchen?"

Und er bekam ein Zimmerchen, ein Riesenzimmer, in dem drei weißüberzogene Betten wie Nippsachen verschwanden.

„Se brauchen doch nischt weiter", fragte der Hausknecht — und zwar ohne Fragezeichen; zündete eine Talgkerze, die in einem Messingleuchter stand, bedächtig an seiner Laterne an. Die Lichtputzschere fiel dabei polternd zur Erde.

„Daß dich der Deiwel!" gähnte er und suchte schlaftrunken ihrer wieder habhaft zu werden.

„Da sin Se wohl zum Feste rein?"

„Zu welchem Fest?"

„In Diefurth unten."

„Nein." Da wußte der Fremde nichts davon. „Was ist da los? Kann man dahin?"

„Fremde von Distinktion schon."

„Wieso?"

„Was jetzt so hier durchkommt un sich hier aufhält, wenn's nicht Handlungsreisende sin, sind's allemal welche von Distinktion. Was soll denn eens hier duhn?"

Dieser Rede dunkler Sinn wurde dem Fremden nicht sofort klar, wie er es wohl auch dem Hausknecht nicht war, denn was der sich unter „Fremde von Distinktion" dachte, Gott weiß es. Seiner Erfahrung nach vielleicht Genies, und was von durchreisenden Genies zu halten war, das wußte er eben seiner Erfahrung nach: Unbezahlte Rechnungen, keine Trink-

gelder, Scherereien aller Art, zweifelhafte Leibröcke, nicht salonfähiges Schuhwerk.

Ja, man erzählte sich im Russischen Hof, daß „Geheimderat" Bertuch jährlich eine gewisse Summe, vom Hof aus, zu verausgaben habe, einzig dazu bestimmt, die Toilettendefekte der durchreisenden Genies zu kachieren. Da gab's Geschichten, es brauchte nur einer im Russischen Hof und im Elefanten nachzufragen.

Prüfend schaute der Hausknecht, bei der jetzt glänzenden Beleuchtung der Laterne und der Talgkerze, noch einmal auf die Toilettenverhältnisse des Fremden und kam zu der Überzeugung, daß dieser kein Genie sei.

„Befehlen der Herr noch was zum Nachtessen?" geruhte er aus diesem Grunde zu fragen.

Der Fremde bestellte sich eine Flasche Wein, was auf den Hausknecht wieder einen günstigen Eindruck machte.

Ein Genie hätte sich einen Grog bestellt.

„Sag' Er mal, mein Lieber," fragte der junge Mann und hielt die schlürfende Bedienung im Hinausgehen auf, „wie ist das mit dem Feste?"

„Na, da kommen Se schone hin, wenn Se wollen — worum nich? Da geht morgen alles, was Beine hat und nur irgend was is."

„Und Herr von Goethe?"

„Der allemal. Wo wäre der nich derbei? Uffiihren dhun se à Sticke von ihm. Was wees ichn, was immer lus is. Fragen Se nur beim Wirt, der verschafft Ihnen à Bullet so sicher wie's Amen in der Kerche. Gegen Zugereiste sin mer in Weimar immer artig."

Der junge Fremde, als der Hausknecht ihm den Wein gebracht und Gute Nacht gewünscht hatte, öffnete weit ein Fenster, goß sein Glas bis an den Rand voll und trank es dem zu, dessen Nähe er hier spürte.

Dann schaute er angestrengt in die Dunkelheit hinaus. Alte Linden, die einen Weg oder einen Wassergraben beschatteten, ein kurzer, breiter Turm, allerlei Unbestimmtes, das aufdämmerte, trügerische Formen und tiefe Stille.

Ein Uhr schlug es jetzt mit traulichem Schlag. Der Nachtwächter machte die Runde und sang sein Lied.

Ob derselbe auch vor Goethes Haus singt?

Der junge Fremde hörte andächtig zu.

Rührung, als wäre er in seiner eigenen Heimat nach langem Umherirren angelangt, überkam ihn. Es wurde ihm so sonderbar zumute, als er dachte, daß der große Mann keine Ahnung hatte, was für ein treuer Freund ihm hier angekommen war, und daß er wohl nie etwas davon erfahren würde.

Das schmerzvoll einsame Gefühl einer unglücklichen Liebe stieg in ihm auf.

Er war gekommen, einen Gott anzubeten, einen Begriff — und fühlte hier die Nähe des Menschen auf sich wirken, des Menschen, von dem er ein Echo für seine Begeisterung wollte.

Mit einemmal kam er sich so unnütz in dem dunkeln, alten Städtchen vor; seine Reise erschien ihm lächerlich, was ihm zwingend gewesen war, zerfiel zu nichts. Ja, er mußte ihn sehen und sprechen — das war's! — das mußte sein! Und aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab.

Doch höchst eigentümlich, daß er gerade zu diesem Feste kommen mußte!

Seine Phantasie machte die tollsten Sprünge — und er ging schlafen als Goethes ganz unentbehrlicher Freund, als der, den der große Mann längst gesucht und endlich gefunden. Er tat dem Verehrten die wichtigsten Dienste, siedelte ganz nach Weimar über und war der glücklichste Mensch.

Ein wunderbar sonniger Sommertag brach an. Der Student war mit dem Frühesten munter, und es währte nicht lange, da durchwanderte er die engen, winkligen Sträßchen Weimars.

An dem großen, gußeisernen Brunnen stand er und starrte auf die lange Reihe schlichter Fenster, hinter denen der Große lebte.

Zufällig erfuhr er, daß Herr von Goethe sein Gartenhaus unten am Stern schon bezogen habe. Er ging sofort dahin und sah sich die Augen halb aus.

Sonnenfrieden über den hohen Baumwipfeln, dem weißen Häuschen mit seiner hohen, grauen Schindelmütze, weite Wiesen, Vogelgezwitscher.

Die Wiesenblumen stehn in voller Pracht.

Es ist nichts Lieblicheres zu denken als dieser grüne, weiche Friede. Nirgends ein Haus. Kein Geräusch — keine Menschenseele.

Hier verbringt also dieser Glücklichste seine Sommertage! Eine Einsamkeit, die er in wenigen Augenblicken mit der reizvollsten Geselligkeit vertauschen kann.

Ihn lieben die Götter! Das steht fest, und zwar alle ganz einmütig.

Und so weise, diese stillen Erdenwinkel zu finden — zu halten und zu genießen!

Von hier aus strahlte also das Begeisternde über ganz Deutschland, von hier ging es aus, das frische, starke Leben, das sich in Tausende steifer und schlafender Alltagsherzen ergoß und sie lebendig schlagen ließ.

Ja, wahrhaftig, so ein Student vergibt sich nichts, wenn er hier auf- und niederrennt in mächtiger Begeisterung.

Als er wieder in seinen Russischen Hof sonnedurchwärmt zurückkehrte, hatte der Wirt ihm bereits ein Billett vom Hofamt zur Aufführung in Tieffurth holen lassen.

Mit welcher Weihe, Vorsicht und Eleganz kleidete er sich am Nachmittag an, wie ein Bräutigam.

Und stattlich und schön sah er aus, das mußte er selbst zugestehen. Er war mit sich zufrieden, — ein Fremder von Distinktion.

So machte er sich gegen Abend auf, nach Tieffurth zu wandern. Der Wirt wollte ihn bereden, ein Fuhrwerk zu nehmen, der Gast aber wollte gehen, den heiligen Boden berühren und auf Schritt und Tritt hoffen, daß ihm etwas Intimes, Entscheidendes begegne.

„Fehlen können Sie nicht; wo alles hinrennt, laufen Sie mit", sagte der Wirt, als er seinen Gast bis vor die Haustür begleitete.

„Sehen Sie dort, mein Herr, dort die geputzten Frauenzimmer, denen gehen Sie nur getrost nach, dann sind Sie sicher nicht irregegangen."

Ein ganzer Schwarm junges Volk! Das lachte und schwatzte, flatterte in hellsten, lustigsten Farben wie ein wandelndes Blumenbeet, Eifer, Lebenslust, Ausgelassenheit.

Ah, denen war's wohl!

Solche lustigen Vögel wohnten auch in dem engen, grauen Nest.

An solches Nebenvolk hatte unser guter Junge noch gar nicht gedacht.

Für ihn thronte hier Goethe, der Gottmensch, daß sich irgend etwas anderes hier noch breit machen konnte! —

Und wie es sich breit machte, nahm die ganze Straße ein, eine an die andere gedrängt, eine ganze Kette lustig flatternder Fähnchen, blumengeschmückter Häupter und nickender Hüte — und Lachen und Kichern ohne Ende.

Das waren im Grunde ganz annehmbare Führer.

Er beeilte sich, sie nicht aus dem Auge zu verlieren.

Welch schöne, schattige Allee, in die sie jetzt einbogen.

O, sie wußten ihren Weg.

Hinter ihnen, vor ihnen wanderte buntes Volk, aber zwischen ihnen und dem Studenten war ein freier Raum.

Er hielt sich tapfer ihnen nah, wenn auch in gemessener Entfernung.

Da war eine unter den jungen Frauenzimmern, die lachte, wie er noch nie lachen gehört hatte.

Das war ein Lachen!

Und wenn sie damit anhub, flog ein ganzer Chor von Lachstimmen mit der ihren auf, wie ein Schwarm weißer, sonnenbeschienener Tauben.

So lustig waren sie hier in diesem Nest, da mußte eine gute, leichte Luft sein.

Hier mußte sich's leben lassen.

Es war nicht nur das Lachen, das ihm das fremde, kleiderumflatterte Ding merkwürdig machte, nein sie war eben ganz Lachen — da war kein Blutstropfen, der nicht mitkicherte.

Bald hing sie der einen am Hals, bald der andern. Da hatte sie etwas zu tuscheln, da gab sie einen Schubbs als Antwort. Jetzt nahm sie den Hut ab, da flogen die lebendigsten, blonden Locken im Sommerwind, — so volle, runde, leichte Locken.

Sie war gegen die anderen Frauenzimmer wie nicht bekleidet. Ihre Körperformen drangen mutwillig durch alle Falten hindurch, ließen sich gar nicht verbergen. Es war so etwas Lustiges, Bewegliches in ihnen.

Sie war es auch, die den Fremden zuerst bemerkte.

Er verstand, wie sie sagte: „Da steigt uns einer nach!" und darauf das köstliche Lachen, als wollte sie sich in Lachen auflösen.

Sie schien eine lose Bemerkung geflüstert zu haben.

Den ganzen Schwarm brachte sie in Aufregung.

Und nicht lange währte es, da schaute sie sich um und wieder um.

Die Mädchen verlangsamten ihr Tempo, als sollte er an ihnen vorübergehen. Und er ging auf diesen Vorschlag ein, benutzte aber sein Recht als Fremder, zog den Hut und fragte die geputzten Frauenzimmer nach dem Tieffurther Weg.

Das bewegliche Mädchen erwiderte ihm: „Da sind Sie ja ganz recht. O, — als ob Sie den Weg nicht wüßten. Wir haben Sie längst gesehn, mein Herr."

Er versicherte aber, daß er völlig fremd hier sei.

„Ihr müßt's wissen," wandte sie sich an ihre Begleiterinnen, „ob der Herr hierher gehört oder nicht. Ich bin selbst fremd hier."

„Nein, sie hatten ihn noch nie gesehen", kam es schüchtern bestätigend von manchen Lippen.

„Na also, wenn's so ist, wie Sie sagen, da gehen Sie nur, wo wir gehen. Wir kommen schon an."

So war er also mitgenommen.

Unterwegs hielt er sich zu dem schönen Geschöpf. Die andern waren mehr oder weniger von jetzt an wie auf den Mund geschlagen, sehr ehrbar und steif.

Ein adrett gekleidetes Demoisellchen sagte: „Ich bin nur begierig, wo wir auf Frau Rätin Tiburtius und die andern ältern Damen treffen."

Die junge Schönheit, die das gehört hatte, wendete sich zu dem Studenten. „Nicht wahr, Sie fressen uns nicht, auch wenn wir ohne alte Schachteln sind?"

„Aber Lorchen!"

„Jawohl, ihr kommt nie aus dem Steckkissen raus. Sind wir nit Manns genug? Alte Weiber kann i nit leiden, wenn's einen immer auf der Nasen sitzen."

Der Student stellte sich auf das wohlerzogenste vor.

„Hoffentlich tanzen Sie?" fragte das schöne, lebhafte Mädchen.

„Zur Not, Demoiselle."

„Ach was, wenn man tanzt, tanzt man nit zur Not!“

Sie war Fränkin, das verriet sich gleich.

„Aus Koburg?“ fragte er.

„Ja, nit wahr? Und wie alt sinds? Sinds verehelicht oder ledig? — Wie auf dem Paßbureau? Ich weiß nit, daß die Leut hier gar so schwerblütig sind.“

„Lorchen!“ sagte wieder eine Kameradin flüsternd ermahnend.

„Ja, steifleinen sind hier die Leut! Wissens, gestern ist mir der Herr von Goeth nachgestiegen — der Oberbonz — der merkte auch, da läuft was nicht Weimarsches.“

„Goethe! — Nein!“ rief der Student außer sich.

„Na, als ob nit? Freilich und wie! Gestiegen ist er wie noch mal 'n Kavalier. Zu kurze Beine hat er gehabt, — das hatt' ich gleich weg!“

Im Eifer des Gesprächs hatte sich Lorchen in die Arme des Studenten eingehenkt und hatte es so kindlich, reizend und lebhaft getan, als müßte es so sein. Eine ihrer Kameradinnen sagte zur andern: „Kokette Trine, die!“ —

Die Erwähnung der kurzen Beine gab dem Studenten einen Stich ins Herz. So einem Frauenzimmer ist nichts heilig.

„Aber Demoiselle“, sagte er verweisend.

„Der, wenn nit zu kurze Beine hat und nit zu eingebildet ist, will ich Matz heißen. Kurzbeiniges Mannsvolk ist mir nu ma zuwider. Und wenn eins schreiben kann wie zwanzig Schulmeister zusammengenommen.“

„Na, und wenn ich denke, wie der abgeschleckt werden würd, wenn alles schlecken dürft, was wollt! Nein, der könnt schon um ein Busserl vor mir auf der Erde rutschen — nit um die Welt! So'n Aff!“

Der Student hatte einen solchen Ärger über die dumme Gans, daß er sie am liebsten abgeschüttelt hätte; — aber wie er so auf sie niedersah, stieg es ihm glutheiß zu Herzen.

Da wogte und fibrierte alles in und um das herrliche Persönchen. Das Leben jagte sich nur so in ihr. Die Augen hatten einen Glanz, als wären sie an ganz andere Sonne gewöhnt. Ihre Schritte tanzten, der feuchte Mund glänzte und lächelte, und die junge Brust hob und senkte sich so lustig, so in süßer Harmonie. Um dies ganze Geschöpf war ein fremdes, sonniges, warmes Klima für sich, das sie von allen andern absonderte. Sie mochte tun, was sie wollte, sie tat es wie in einer eignen Atmosphäre.

Nein, so etwas war dem braven Studenten aus gutem Haus wahrlich noch nicht über den Weg gelaufen.

Unwillkürlich hielt er den warmen, lebendurchströmten Arm fester an sich gepreßt.

„Drückens nit so!" sagte sie schelmisch.

Die meisten der jungen Frauenzimmer schauten schon mißbilligend auf sie.

Das mochte heute abend gut werden. Die würde alles an sich reißen.

„Unverschämte Person."

Die aber kümmerte sich um keine Billigung und keine Mißbilligung, plauderte mit ihrem Studenten und war drolliger Einfälle voll.

Nicht lange währte es, da hatte sie weg, daß er ein Goetheschwärmer war! Das amüsierte sie köstlich.

„Nein, ein Mannsbild fürs andre! Daß i nit lach! Sie verrückter Tropf!"

Und sie lachte und guckte ihm so schelmisch von unten herauf mitten in die Augen, als wollte sie sagen: „Da könntest du wohl was Besseres tun."

Als sie in Tieffurth angelangt waren, strömte es von erwartungsvollen Menschen das Ilmufer entlang.

Es dunkelte schon. Und bei völliger Dunkelheit sollte die Aufführung beginnen.

Man sprach von einem wirklichen Kahn auf der Ilm und

von einer kleinen Freitreppe, die zum Wasser hinunterführt.

Heutigentags sind diese paar Stufen noch zu sehen. Von einem chinesischen Tempel mit kleinen Glöckchen, der Tempel mit Wachstuch überzogen, von da aus sollten die Herrschaften das Schauspiel betrachten.

Der Tieffurther Park mit seinen hohen, herrlichen Bäumen, der plaudernden Ilm, den weiten Wiesen, den bunten, heiteren Menschen machte auf unsern Studenten einen entzückenden Eindruck.

Vom Schlosse her sanfte Musik.

Und so in Goethes Nähe mit dem schönen Mädchen am Arm! Mit dem Mädchen, das sich gestern in Goethes Augen widergespiegelt hatte, das, wenn sie wirklich wahr gesprochen hatte, vom Goethe bemerkt war, das ihn entzückt hatte.

Ja, eigentlich weshalb denn nicht, war sie denn nicht entzückend?

Und sie hatte ihn — Goethen vorgezogen? Toller, unsinniger Gedanke! Und dieser Gedanke packt ihn, benebelt ihn. Welch ein sonderbares Schicksal!

Er ging mit seiner heiteren Schönen die Ilm entlang, aus dem Bereich der Masse. Und ging, ohne zu denken, daß er ging. Er fühlte sie; — ihr wunderbares, lebendiges Klima erwärmte, verschönte, belebte auch ihn.

Das einzige, was er empfand, war, — sie bald — bald zu küssen! Er wollte sie nur ganz von lästigen Spähern abtrennen, und so gingen sie und gingen ins Unbewußte hinein.

Sie an ihn fest angedrängt.

Ja, er durfte wagen, sie zu küssen! — und er küßte sie so ganz einfach, ohne ein Wort zu sagen, als kennten sie sich schon lange.

Sie trank seine Küsse — ja, sie trank sie durstig.

„Ich weiß nit," sagte sie, „du bist so ganz mein Gusto — so ganz was ich will; gleich gefielst du mir.

Und morgen reis' ich, du gehörst Gott weiß wohin — — und ich, Gott weiß wohin. Frag nit nach mir. Küß mich halt. Ich möchte so gern grundselig heut sein!"

Ja — und er küßte sie. Die weichen, lebendigen Locken schlangen sich ihm um die Hände.

Der Mond schien, die Ilm rauschte. Sie waren weit, weit vom Festplatz entfernt. Zarter Gesang, eine wundervoll singende Frauenstimme, gedämpfte Musik, fernes Aufleuchten und Flimmern.

„Jetzt spielen sie", sagte sie lustig und dennoch wie hinsterbend vor Wonne.

Die Ilm glitzerte ihnen zu Füßen.

„Die, mit ihrem dummen Kahn," begann das schöne, liebestrunkene Geschöpf wieder — „solche Kindereien — Nicht, du? und einen Tempel aus Wachstuch! Weißt du, so am Wasser, wie hier, bin ich aufgewachsen; auf unserm Gut. An der Schulstub, in der wir beim Hauslehrer lernen mußten, floß solch ein Wässerlein vorbei.

Die ganzen Sommertage lebten wir darin. Naß kamen wir durchs Fenster in die Stub, wenn der Lehrer zum zwanzigstenmal gerufen hatte, ein ganzes Rudel Mädels und Buben.

Triefend standen wir um den Tisch.

Die ganze Stube schwamm.

Er schlug nach uns. Wir lachten.

Ach, weißt du, das war schön!"

Sie dehnte sich in seinen Armen bei dieser Erinnerung. Ja, das hatte ihr gefallen, das war so ganz ihr Gusto gewesen, wie es schien.

„Dann kamen böse Zeiten", sagte sie träumerisch.

Mit einemmale aber war ein ganz übersprudelndes Leben in sie geraten, als wären irgendwie Lebensschleusen geöffnet worden.

Sie hing an seinem Hals mit einer süßen, wallenden Leidenschaft und sagte flüsternd, mit spitzbübischer Freude an einem tollen Streich: „Gehen wir ins Wasser — weißt? — Laß die Dummen dort mit ihrem eingebildeten Zeug! Das wirkliche Leben ist so schön — — so schön! Und hier das bissel Musik, was herüberklingt, ist besser als die ganze Geschichte."

Sie zog ihn mit sich fort. „Hier", flüsterte sie im Laufen, „findet uns keine Menschenseele. Wer käm' auf die weite Wiese gegangen? Jetzt glotzen sie alle —"

Und wie im Nu waren die flatternden, leichten Kleider abgestreift, nach alter Gewohnheit, kinderhaft leicht. — Und vor ihm stand im nebelhaften, flimmernden Mondlicht, unter dichtem Zweiggewirr — ein leuchtender, süßer, lockenumwallter Körper.

Ihm benahm der plötzliche Anblick den Atem.

Das war wie Zauberei geschehen, und so behende wie eine Eidechs huschte sie das Ufer hinab — und jetzt leuchtete es auf in den Wellen — lockend — silbern — und das süße, unwiderstehliche Lachen erklang.

„Komm, dummer Bub, eil dich."

Ja, und auch er legte seine Kleider ab, wie im Rausch, wie im Fieber, mit klopfendem Herzen.

Und sie empfing ihn mit einem tollen Sprühregen, schlug mit den leuchtenden Armen in die Wellen und warf ihm das Wasser händevoll ins Gesicht. Dabei immer das köstliche, halbunterdrückte Lachen.

Dazwischen die ferne, singende Frauenstimme, dann Chorgesang und Musik.

„Das tun sie für uns!" lachte sie. „Wenn die das wüßten!"

Sie peitschte ihn mit ihrem Haar, als er sie packte, in die Höhe riß und auf seinen Armen trug.

„Läßt du mich! ekliger Bub!" rief sie und schlug und biß um sich wie eine wilde Katze.

So tobten und rangen sie miteinander in süßer Wut — und wieder ausgelassen wie zwei Schulbuben, und trieben es endlos.

„Nun noch einen nassen Kuß", flüsterte sie, legte ihr feuchtes Gesicht an das seine und küßte ihn so zierlich wie ein kleines Kind. Dann in ein paar Sätzen war sie beim Ufer hinauf zum Platz geeilt, wo ihre Kleider lagen. Wie ein verkörperter Lichtstrahl im Mondenschein leuchtend, schüttelte sie sich, schüttelte ihre Locken und im Nu war sie in ihren Gewändern; dann stand sie und wartete auf ihn, erbat sich sein Taschentuch, um ihr feuchtes Haar zu trocknen, trocknete und rieb, steckte die lustigen Locken zierlich auf; und stand bald wieder da in ihrem fraulichen Reiz, das festlich gekleidete, junge Mädchen.

Für ihn war es beschwerlicher, wieder in sein Kleidergehäuse zu kommen. Das dichte Buschwerk machte es ihm nicht leichter. Zu guter Letzt wollte die hohe kunstvolle Krawatte nicht sitzen, und er kam nicht so recht vollendet in der Erscheinung zur zierlichen wartenden Nixe zurück.

Sie hing sich in den Arm ihres hingerissenen, betäubten Begleiters ein, nestelte an ihrem Öhrchen und drückte ihm etwas in die Hand.

„Das behalte zu meinem Gedenken." Das sprach sie würdig wie der Priester beim Abendmahl, schlang noch einmal den Arm um ihn und küßte ihn mit hinsterbender Leidenschaft.

„Du hast mir gleich so gut gefallen", wiederholte sie noch einmal und sagte das so einfach.

„Wann sehen wir uns wieder, Lorchen?" fragte er außer sich.

„Nie. — Nein gewiß, nie. Ich reise noch heut in der Früh." Da lachte sie über den Reim — und weinte dazwischen und lachte wieder.

„Laß dir ein Ringerl davon machen.“ Sie tippte ihn auf die verschlossene Hand, in der er das Angedenken hielt.

Als sie an den Festplatz kamen, waren alle Lichter gelöscht, — das Schauspiel aus, die Herrschaften zur Tafel gegangen.

Er hatte Goethe zu sehen versäumt!

Und wie er sich dessen inne ward, ganz verblüfft stand, war ihm das feuchte Nixlein schon von der Seite gekommen, entwischt wie ein Zauber — unter einer Gruppe von Leuten verschwunden.

Er lief ihr nach, — er suchte sie — suchte sie bis spät in die Nacht, wie ein Unsinniger. Einmal war es ihm, als sähe er sie auf dem Tanzplatz unter der großen Linde im Gutshof, im Arm eines vornehmen Herrn mit dahinrasen, als er aber näher hinzukam, war sie wieder im Gedräng verschwunden.

Abgemattet kam er gegen Morgen in Weimar an, mit wirrem Kopf; trostlos, etwas Köstliches verloren zu haben und Goethe nicht gesehen zu haben.

Und er hatte kein Glück, während seines Aufenthalts in Weimar bekam er ihn auch nicht zu sehen.

Das hatte er verscherzt.

Das Andenken, das ihm Lorchen hinterlassen hatte, war ein rotes, ovales Muschelstück mit einer Gemme darauf, ein Apollokopf mit Sonnenstrahlenkrone, und er ließ noch in Weimar dieses kleine Pfand zum Ringlein umbilden und trug es sein Lebtag.

Der dichtverwachsene Garten

Als Weimar noch, von aller Welt verlassen, von niemandem gekannt und besucht, in der großen, stillen Einöde lag, mit seinem Häuflein Weimaranern, die in dem grauen Steinnest seit Jahrhunderten kamen und gingen, wie es der Lauf der Welt ist, da gab es Einsamkeit rings um das Städtchen her — Einöde — von der wir in unserer Zeit, in der die Lokomotive jede Ecke ausschnüffelt, jede Verborgenheit wie ein Maulwurf auswühlt, uns keine Vorstellung mehr machen können.

Solche Verschneitheit und solches In-Grün-vergraben-sein gibt's nicht mehr, — gewiß nicht.

Und wer meine kleine Geschichte verstehen will, vergesse alles, was in unserer Zeit Menschen mit Menschen verbindet, und gehe mit mir an einem alten Städtchen vorüber, das mit Mauern sich gegen die Stille ringsumher wehrt — und wandere auf holperigen Wegen weiter, immer weiter, wie ins Grenzenlose hinein, an armseligen Weilern und Dörfern vorüber, in denen seit Jahrhunderten die Bauerngeschlechter wie die Unken im Sumpfe leben, oder wie die Wilden im dunkelsten Erdteil, hinsterbend wie Wasserblasen im Ozean.

In solcher Weltabgeschiedenheit ein Garten.

Um den Garten wogt von drei Seiten junger Winterroggen, wie ein Meer, und wenn der Wind über das Meer dahinfährt, bläst er breite graue Spiegel auf die lebensgrüne Fläche und weht Erdgeruch auf und den Geruch einer Unendlichkeit von grünem Leben.

Das Roggenmeer dehnt sich, soweit das Auge reicht. Kein Baum — kein Strauch — nur grünes, silbergraues Gewoge und der schwere Roggenduft, der darüber liegt.

Der Garten ragt wie eine kleine Insel in das Meer hinein.

Mit seinen festen Laubmassen, die rund und ungegliedert mächtig aus dem Getreidegewoge herauswachsen, wirkt er wie aus Bronze gegossen.

Das Getreidemeer brandet sanft an ihn an.

O du duftende Einsamkeit! Wer am Ende des Gartens vor dem festen Laubwall steht und hinausschaut auf Grün und Silbergrau, das sich in weichen, grauen Tönen wechselnd und vibrierend bis in den Horizont hineinzieht — dem ist die Welt versunken.

Das Haus, hinter dem sich der Garten in das Feld hineindehnt, gehört wahrlich auch nicht zur Welt, — ein stilles Landpfarrhaus mit hohem Dach und niederen Fenstern, weinumsponnen.

Verträumt steht es so seit ein paar Menschenaltern, öffnet seine Tür, um einen Mann Gottes nach dem anderen einziehen und wieder ausziehen zu lassen.

Wohl beherbergt hat es sie alle. Jeder von ihnen kam würdig erfreut, denn es schien noch keinem ein übler Platz.

Still wurde dann einer nach dem anderen, nach sanftem, weltabgeschiedenem Leben hinausgetragen.

Damals wohnte ein Ehrenmann im Haus, mit Weib und Sohn und Tochter. Ihm waren die Kinder hier geboren und auch herangewachsen.

Ja, zu seinem Erstaunen waren sie auch herangewachsen — denn hier stand die Zeit still!

Das große Zifferblatt, die weiten Felder mit ihrem weiten Horizont zeigten wohl die braune Stunde, die grüne, die goldene, die weiße Stunde an, aber so unmerklich ging eine dieser Stunden in die andere über, daß es dem Bewußtsein nicht weh tat. Und wie oft war die goldene Stunde gekommen? Wie oft wohl?

O, das war alles so verschwommen, das hatte sich dem Hirn nicht eingeprägt. Es war alles hier eine zeitlose Gewohnheit — aber die Kinder waren dennoch herangewachsen.

Und die grüne Stunde war wieder einmal sanft hereingebrochen. Um den Garten brandete das grüne Halmenmeer, und der mächtige Laubwall quoll zusehends. Die Wege wurden enge und immer enger vom dichten Laub, das sich dehnte und streckte. Der Flieder blühte und der Goldregen und der Rotdorn.

Der Garten lag im Paradiesesschmuck. Ein kurzes Weilchen sollte er schön sein, ein kurzes Weilchen sollte er auch dieses Jahr wieder jung sein.

Das Gras stand saftig und hoch, und hin und wieder schimmerten die roten, schweren Köpfe der Pfingstrosen aus hellem Grün. Ein Duft stieg auf wie von einem Opfer.

„Heuer schaut man nicht einmal mit einem Blick hinaus, so dicht ist's Laub. Man riecht's nur, daß der Roggen blüht." Das sagte eine kleine, sanfte Stimme, in der ein großes Weh klang.

Es war nicht mehr die volle Tageshelle. Die weiche Sommerdämmerung floß durch das dichte Grün.

Die verschleierte, sanfte Stimme gehört zu einer schlanken, jungen Mädchengestalt. Ein einfaches, geduldiges Gesichtchen neigt sich wie eine vom Regen schwere Blüte der Erde zu.

Die schmale Mädchenhand ruht ratlos in der Hand eines jungen Mannes, der auch wie in tiefer Bewegung geht. Aber etwas Unantastbares liegt in seiner Persönlichkeit, seiner Kleidung, seinem Gang. Es ist Rückgrat in der Haltung, Rückgrat, das von Generation auf Generation vererbt ist.

Das war so eine formvolle Bewegtheit, die er dulden durfte, weil sie am Platze schien. In seinem ritterlichen Hinneigen zu seiner Gefährtin liegt eine gewisse Achtung vor ihrem Schmerz, etwas Tröstendes, — etwas ... Ja, sie tragen nicht an einem Schmerz — nicht an einem gleich großen Schmerz, der seine wiegt leichter.

Er hat seine Gestalt nicht durchdrungen, seine Beweglichkeit und vornehme Eleganz nicht beeinträchtigt. Er ist nicht um einen Zoll gebeugter durch diesen Schmerz geworden — und doch, es ist auch ihm nicht leicht ums Herz.

Hier in diesem stillen Erdenwinkel ist er und seine Schwester auf dem Gut einer nahen Verwandten der verstorbenen Mutter erzogen worden. Mit den beiden Pfarrerskindern hatten sie alles geteilt, Unterricht, Kinderwonne — alles — alles.

Und nun sollte es hinaus ins Leben gehen, — die Schwester zum Vater und er — — für ihn lag die Welt offen. Er steht auf der Höhe des Lebens.

Er ist sicher, wo er sich auch zeigen wird, wohl empfangen zu werden als ein schon Gekannter, als einer, von dem sich nur das Beste erwarten läßt.

Seine Ahnen hatten für ihn vorgesorgt. Ihm konnte es kaum fehlen. Das Leben lag vor ihm wie eine sichere Ernte. Nun galt es, sich von der stillen ersten Jugendzeit loszureißen.

Vor noch nicht vier Wochen hatten sie am Sterbebett ihrer treuen zweiten Mutter gestanden; da war es fast ähnlich gewesen wie heute. Banger Abschied und dazwischen wie Sonnenblitze das künftige lockende Leben.

„Was tust du denn nun, wenn wir gehen, und wenn auch der Bruder fort ist?“ fragte er seine stille Gefährtin.

Da war kein Haltens mehr, da stürzten die Tränen aus den armen Augen.

„Ach, ich —“, sagte sie leise.

So sah und verstand er ihre große Armut, so offenbarte sich ihm ihre Armut für einen Augenblick, und er schloß das Mädchen in seine Arme und küßte sie und empfand die ganze süße Bedeutung, die seine Gefährtin für ihn hatte.

Ja, die hatte sie für ihn, denn sie war seine erste Liebe,

seine Jugendliebe, an die er als alter, vornehmer Herr noch wehmütig lächelnd sich erinnern wollte.

Das Mädchen aber schlang voll banger, verzweifelter Leidenschaft die Arme um ihn und flüsterte heiß: „Bleib', was wird aus mir!"

Das tat seiner jungen Kraft wohl, dies Geliebtsein, dies An-ihm-hängen, dies Hinsterben ohne ihn. Und er zog sie empor zu sich heran, und sie hingen aneinander in heißen Küssen, als wollten sie eins werden.

Ihm war so wohl, so weh; aber keinen Augenblick verlor er den Sinn der Stunde.

Es war ein Abschiedsschmerz fürs Leben. — Du hier — ich dort!

Beileibe nichts, was Bindekraft haben könnte, nichts Hinderndes, nichts Lastendes.

Da hörten sie Schritte.

Seine jüngere Schwester und der Pfarrerssohn kommen ihnen auf dicht verwachsenen Wegen entgegen.

„Anne Marie!" sagte die junge Komtesse zärtlich, „Anne Marie!"

Was lag in diesem Aussprechen des Namens. Hatte sie verstanden oder gesehen?

Mochte sie gesehen haben! Mochte sie verstanden haben!

Sie war eine zarte, süße, kleine Weltdame trotz der Abgeschiedenheit, in der sie bisher gelebt. Alle Weltdamen ihres uralten Geschlechts hatten sie mit ihrem Vermächtnis bedacht.

Alles war ihr nur so zugeflogen. Auch ihre Gefühle, sie kamen und gingen wie Launen.

Aber auch sie war bewegt, auch sie war den Pfarrerskindern eine gute Gefährtin gewesen, eine reizvolle, schnellblütige; — auch sie hatte, wie soeben ihr Bruder die Pfarrerstochter — den Pfarrerssohn geküßt und mit süßem Bewußtsein ihrer ersten vergänglichen Liebe, dieser reizenden Tollheit, die ihr nun in allerlei Gestalt lebendig werden sollte.

Ach, und was war er für ein guter, lieber Junge, dieser „erste"! — und wie liebte er sie! Ganz unsinnig!

Reizend zum Verrücktwerden, eine Gottheit zu sein, die ein Mensch anbetet, der ein Mensch sich hinopfern möchte, die ein Mensch wirklich und wahrhaftig anbetet, der ein Mensch sagt, daß sie das Höchste sei, zum Totlachen schön!

Und sie hörte es im voraus draußen in der Welt in süßer Anbetung von vielen, vielen Lippen nachbeten, was der eine, erste, hier gestammelt hatte, und ihre kleine Gottesseele war hungrig nach Gebet und Opfer.

Am anderen Abend zur selben Stunde gingen die beiden Pfarrerskinder Hand in Hand die dicht verwachsenen Wege auf und nieder. Beide stumm. Sie waren beide vereinsamt, und beide waren hilflos in ihrer Vereinsamung — und scheu. Keins sah dem anderen in die Augen. Sie trugen jedes für sich ihr großes, wehes Geheimnis.

Drinnen im Haus schrieb der Vater an seiner Predigt, und die Mutter buk zu Pfingsten Festkuchen.

Niemand dachte an die beiden großen, hilflosen Kinder im dunklen Garten, in dem die Laubmassen leise rauschten, die Juniopferdüfte aufstiegen und der schwüle Kornblütengeruch durch den festen Laubwall strömte.

Der Pfarrer und sein Weib wußten nicht, daß aus ihren kleinen, sorglosen Kindern Menschen geworden waren, mit Glückshunger und Menschenweh.

Es wurde gedankenlos Predigt geschrieben und Kuchen gebacken. Derweilen sanken die beiden endlich eng verschlungen auf eine alte Gartenbank, an der sie als Kinder gespielt — und hingen aneinander wie zwei Verzweifelte, die in einem tiefen See sich eins dem anderen retten wollen. Es war ein so großer, bitterer, junger Schmerz, der schwerste Schmerz der Jugend, der noch keine Scharte, keine Stumpfheit an seiner Schneide hat.

Es war der Schmerz „derer ohne Ahnen", die ihr Wesen nicht von Generation zu Generation in vornehmen Formen aufgelöst haben, es war der echte, alte Volksschmerz, der schon den Vorfahren die schutzlosen Herzen gemartert hatte.

Aber sie wurden in dieser Stunde eins miteinander, weil sie sich in ihrer großen Einfachheit durchschauten.

Treuer Bruder — treue Schwester fürs Leben, und sie besiegelten den Bund mit einem Kuß, der so mild und sanft war gegen die Feuerküsse, die ihnen das Blut in Brand gesetzt hatten.

„Anne Marie," sagte er. — „Was wirst du tun, wenn ich nun auch fort bin?"

„Ach, ich!" antwortete sie und schritt dabei wie über sich selbst hinweg.

Sie sagte es unter Tränen und wußte nichts anderes.

Und so sah und verstand auch er ihre Armut, und er zog die Schwester an sich, als wollte er sie schützen, als wollte er ihr etwas geben.

Aber da war nichts, was er ihr geben konnte. Er wußte nichts.

Und die Zeit kam bald, wo er sie verlassen mußte, seine Schmerzensgefährtin.

Er ging hinaus ins Leben, das hinter dem Roggenmeer lag.

Sie aber, Anne Marie, wurde von keiner Stimme gerufen. Sie blieb ganz allein, sie hatte keinen Grund, ins Leben zu gehen. Sie blieb da, wo die Zeit stillsteht.

Und noch immer wußten die Pfarrersleute nicht, daß die Zeit aus ihrem kleinen Kinde ein lebenshungriges, sehnsüchtiges, armes Weib gemacht hatte.

Sie freuten sich ihres guten Mädchens, freuten sich, wie es so wohlbewahrt im stillen Garten und im stillen Haus lebte,

und glaubten, daß alles Leid der Welt ihrem Kinde fern lag.

Kein Vater- und kein Mutterauge folgten ihr, wenn sie an dem Laubwall stand und hinaus über das Halmenmeer schaute, oder wenn sie durch den verschneiten Garten stapfte, um in die weiße Leere um sie her zu starren.

Da war es ihr, als söge die große Leere um sie her ihr das lebendige Herz aus, als söge die große Leere und Einsamkeit ihr auch gierig die Seele aus.

Wie vor einem Riesenungeheuer fürchtete sie sich vor dieser toten Einsamkeit, die sich von ihrem jungen Leben nährte, verbarg sich vor ihr und gab sich ihr wieder hin in Sinnlosigkeit.

Den, der eilig ihrer zu gedenken vergessen, liebte sie mit der ganzen Glut ihres Wesens, das umsonst in Lebensfeuer brannte.

Ihre heilige Pflicht, ihr Gelübde wurde es, Treue und Angedenken zu halten.

Daran hielt sie sich, klammerte sie sich: Treue und Angedenken! Das wurde ihr ganzer Lebensinhalt.

Mitten unter Rosen und Güte und Liebe wurde sie zur Märtyrerin.

Niemand aber verstand die große Marter.

Die vierfarbigen Stunden aber kamen und gingen im Wechsel. Der Bruder kehrte nach langen Jahren heim, ein tüchtiger Mann, kraftstrotzend.

Ein Mensch, den der Vater segnete, zu dem die Mutter, die ihm das Leben gegeben, staunend aufblickte.

Und als er am Abend mit der Schwester wie sonst wohl im Garten auf und nieder ging, sagte er wohlgemut: „Entsinnst du dich der Dummheiten noch — damals, als die beiden Schlingel gingen?"

Da sah sie ihn mit großen, irren Augen an und schwieg.

Er aber fing ihren leeren, toten Blick auf und suchte ihn sich zu deuten.

Und als hätte er ein armseliges, kaltes Sumpftier berührt, eine im Sumpf eingeschlossene Kröte, so war es ihm, als seine Finger der Schwester kraftlose Hände faßten. „Ist das möglich? So etwas!“ murmelte er.

„Was denn?“ fragte sie, wie eine arme Seele. „Was sagst du?“

„Nichts, Anne Marie. Möge ein jeder mit dem Leben fertig werden, wie er kann und mag.“

„Da ist nichts zu machen“, dachte er bei sich, und ein Ekel faßte ihn. „Sie ist ein Weib. Gott erbarme sich ihrer.“

Er mußte wohlgefällig lächeln, wenn er sein Leben mit dem ihren verglich. Aber weil er ihr Bruder war und einst ihr Kamerad, tat sie ihm leid.

„Sie sind alle so!“ dachte er bei sich — „so — oder anders, — aber immer dasselbe! Liebe, die ein kräftiger Trunk sein soll, ist ihnen Nahrung, die sie verzehrt. Immer das eine — immer trinken. Nichts anderes hat Platz in ihrem Kopf — bis der eine Gedanke alles verschluckt hat — dann der leere Blödsinn.“

Zornig war er und schlug mit einem Stecken im Vorübergehen auf die dichten Büsche.

„Das ist etwas, worüber man mit ihr nicht reden kann“, dachte er. „Mag sie's haben!“

„Weshalb sagst du nicht, was du sagen wolltest?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Sie wollte reden. Sie wollte sich an ihn hängen und sagen: ‚Du bist mein Bruder, hilf mir.‘

Aber sie fand kein Wort. Eine drückende Scham, eine unbewußte Schmach machte es ihr nicht möglich.

Sie blieb stumm.

Und als er wieder gegangen war, da küßte sie Gras und

Kraut in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit, da sang sie so wild, lebenshungrig in die Öde hinaus, von keinem Menschenohr gehört. —

Die beiden Pfarrersleute lebten wohlgemut und seelenruhig. Es ging ihnen gut. Das Alter ließ sich freundlich an. Sie waren beide rund und rotbäckig und in ihrem Gott vergnügt. Das Essen schmeckte ihnen.

Allabendlich bekam der Pfarrer seine Pfeife vom lieben Kind gestopft, und es wurde ihm vorgelesen: von jungen, herben Lippen behagliche Dinge, die ihm paßten.

Das gutartige, freundliche Alter, das alles vergessen hat, machte sich im stillen Hause breit und erstickte und überwucherte mit seinem fetten Kraut einen kräftigen Lebenstrieb, der zur Sonne wollte.

Du einsamer Vogel, der du im Käfig gefangen sitz'st unter dem Menschenvolk und mit deiner Stimme Menschenvolk erfreust, bist nicht einsamer als einsame Jugend zwischen Alter.

„Heiraten sollte unser Kindchen," sagte die Pfarrerin zum öfteren — „ja — ja."

„Laß sie, Weib, kommt Zeit, kommt Rat; so gut wie daheim bekommt sie's nirgends wieder", meinte der Pfarrer.

So verstrich eine weise Stunde um die andere — und die Alten merkten nichts.

Die Einsamkeit und die Öde sogen das junge Leben in sich ein, ohne davon Gewinn zu haben.

Das junge Weib aber konnte all dem nutzlosen Zehren und Saugen nicht widerstehen, sie wurde welk und matt.

Ihr heißes Jugendfeuer war wie ein von keinem Gott empfangenes Opfer, das ungesehen im dichtverwachsenen Garten verbrennt und auch keinen lieben Menschen gewärmt hatte.

Ihre kluge Seele war erwacht, ohne jemand erfreut zu

haben, ihre süße Stimme hatte niemand getröstet und beglückt, ihr Verstand war eingeschlafen, ohne wach geworden zu sein.

Und einst kam der Bruder wieder mit seinem Weib und mit Kindern, und das alte Pfarrhaus zitterte durch junges Lachen und zärtliche Töne und tollen Jubel.

Und bei Tisch waren die Alten ganz außer dem Häuschen über all das junge Volk, das von ihnen ausgegangen war. Stolz wurden sie, und wichtig kamen sie sich vor, und über die Maßen zufrieden waren sie.

Der Pfarrherr hielt eine vor Rührung überlaufende kleine Familienrede und lobte sein Leben und den alten Gott und sein Weib und den starken, tüchtigen Sohn und dessen Weib und segnete die Enkel, und zu allerletzt pries er es als eine Gnade Gottes und besondere Fürsorge, daß er die Tochter dem stillen Haus erhalten, die Pflegerin der Alten.

„Hoch lebe unser altes Jüngferchen, die Anne Marie!"

„Gott segne die ersten Fältchen im lieben Angesicht unseres Kindes!" sagte die Pfarrerin. „Ja — ja, mein Herzel", nickte sie weltfremd schelmisch.

Ein komisches Zucken ging über ein armes Gesicht.

„Verschluckt?" fragte der Pfarrer besorgt.

Und Anne Marie stand auf und stürzte zur Türe und stürzte hinaus in den dichtverwachsenen Garten, der sie ihr Lebtag vor der Welt verborgen hatte.

Das weite, öde Halmenfeld brandete sanft am mächtigen Laubwall an, der wie aus Bronze gegossen starrte.

Und ins hohe Gras warf sie sich auf ihr Angesicht und weinte nicht und klagte nicht. Sie küßte längst nicht mehr Baum und Kraut in ihrer Verlassenheit. Sie legte sich hin wie eine Tote, die nach nichts mehr faßt, die sich an nichts mehr hält, die mit Mutter Erde nichts mehr gemein hat.

Goldvogel

„O Gott, nein," sagte sie, „nie" — und lachte.

Er hatte sie gefragt, ob sie hier das ganze Jahr über nicht Langeweile spürte. Er ist der Hausgast und Jugendfreund ihres Vaters.

Sommerfrieden liegt über dem weiten Gutsgarten ausgebreitet. Hochwipflige Bäume und fruchttragende, schwerbeladene, die dem Erdreich mit ihren Kronen näher bleiben als die vornehmen Laubbäume; weiche Rasenflächen, auf denen durchsichtige, kühle Schatten lagern; Beerensträucher mit leuchtenden, rotbehangenen Zweigen.

Der lange gerade Weg, der zum Hause von der Landstraße führt, ist dicht mit Sommerblumen eingefaßt, nach Altväter Weise, mit bunten, duftenden Blumen aller Art, die ihre Häupter im lustigen Durcheinander neigen oder sie in die blaue Sommerluft hineinheben und den geraden Weg in eine Atmosphäre von sonnedurchwärmten Düften hüllen. Bienen und tausendfältiges Geschwirr und Gesumm. Hoch oben im Himmelsraum die pfeilschnellen Sommerverkünder, die ihre spitzen Töne wie goldne Saiten über den Himmel sponnen.

Sie stehen beide abseits vom Weg, mitten im Obstgarten.

Sie beugt sich über den kleinen Quell, der kristallklar durch den Rasen fließt, und nimmt eine purpurrote Apfelschale, die auf dem Grunde des Wässerleins lag, heraus.

Tropfend und rotleuchtend glänzt sie in des Mädchens fester Hand.

„Das tat die Marianne", sagte sie beiläufig.

„Die muß besser eingespannt werden — die. Die zieht nicht an."

„Wenn ich einmal heirate, hat sie alles zu übernehmen, was ich jetzt tue."

„Maria, seit wann ist denn von einer Heirat die Rede?

Das ist das erste Wort, das ich davon höre", fragte der ernste, distinguiert aussehende Mann, der Typus des feinen Gelehrten aus gutem Hause; ein zartgliederiger, tadellos gekleideter Mensch, an dem vielleicht nur die Art zu blicken verrät, daß er zu der Menschenklasse gehört, die ein zu einseitiges, geistiges Leben führt.

Er hat etwas in der Art zu schauen, als hätte er die Kunst des Umherblickens nicht gelernt, etwas Weltfremdes, trotz seines weltmännischen Äußern.

Und dieses Weltfremde ließ ihn jünger erscheinen, als er wirklich war.

„Nein", sagte das große, blonde Mädchen ruhig. „Es ist auch jetzt niemand da, den ich heiraten möchte; aber was nicht ist, kann werden. Ich bin vierundzwanzig."

Sie warf die Apfelschale wie eine rotleuchtende Schlange weit von sich auf einen Komposthaufen, der neben einer Reihe von Gemüsebeeten aufgeschichtet war, und schaute ihr nach.

„Du bist Erde und sollst zur Erde werden", sagte sie behaglich vor sich hin.

Der Gelehrte blickte sinnend vor sich hin.

„Ich muß jetzt sehen, daß ordentlich gedeckt wird. In einer halben Stunde ist Essenszeit."

„Sie verwöhnen Marianne."

„Vor der Hand muß sie erzogen werden. Nein, nein, verwöhnen tue ich nicht. Bei uns muß jedes an seine Pflicht glauben, sonst ging's vollends drunter und drüber." Er begleitete sie.

„Sagen Sie, Maria, — es steht nicht gut mit Ihrem Vater?"

„Nein."

„Ei — ei — ei —, daß ..."

„Da ist gar nichts zu wollen, das ist eine alte Geschichte, die Immenbachs kommen auf keinen grünen Zweig, und der arme Vater ist nicht der Mann, der Glück hat. Hier hätte eine harte Hand was ausgerichtet. — Und dann haben die letzten Krankheitsjahre der Mutter ihn stark mitgenommen."

Das Mädchen sprach ruhig und einfach, wie Städtekinder nicht zu sprechen pflegen.

Kurz und gut, die Immenbachs kommen auf keinen grünen Zweig. Das war eine ganz einfache Tatsache, mit der sie sich abgefunden hatte. Es klang nicht traurig, nicht bedrückt, nicht klagend.

Sie sagte das so kernig kräftig wie jenes: Du bist Erde und sollst zu Erde werden.

Sie hat eine sonnedurchschienene Stimme, so warm, man denkt an Erd- und Laubgeruch, an Bäume mit Obst beladen, an wogende, gelbe Kornfelder, wenn sie spricht.

Oder erschien das dem Professor nur so, weil er seit Tagen diese Stimme unter beladenen Bäumen, im duftenden Garten, auf schmalen Wegen zwischen unermeßlich weitem, goldenem Korngewoge gehört hatte.

Ihm schien's, als wäre er in diesen Tagen an dieser Stimme gesundet.

So hirnmüde, so abgearbeitet und gehetzt ist er gewesen, als er sich entschlossen hatte, bei seinem alten Jugendfreund einzukehren und einmal in dieser Stille auszuruhen.

Hier, in diesem alten, einfachen Gutshause hatte er den Laub- und Wiesen- und Waldfrieden gefunden, — den sommerlichen Gartenfrieden. Er war hier in etwas ganz Sonderbares hineingeraten, ins Träumen mit wachen Augen, in ein junges, längst vergessenes Träumen. Das war ihm über

die Glieder geflossen wie ein laues Bad. Ja, aber er hatte auch noch nie den wahren und vollen Landfrieden genossen, nie in seinem ganzen Leben wie jetzt.

Sommerfrischen aller Art, mit so und so viel abgehetzten Städtemenschen, die sich in irgendeinem Hotel zusammengefunden, das hatte er alljährlich immer wieder kennen gelernt; das fieberhaft eilige Naturgenießen von einem möglichst lärmreichen, unruhigen Hotelzentrum aus.

Aber hier! da war man außer der Welt, wie im Korngewoge begraben, wie eins mit dem Laub- und Erdgeruch — da gehörte man mit dazu, da wurde man eingesogen. Da ging man ein und aus und war daheim unter der großen Himmelsglocke.

Ach — das war so einfach — so einfach, so wehmütig zu Herzen gehend.

Immer und immer wieder war es ihm zumute, als hätte er Unsägliches verloren. Oft überkam ihn eine große Traurigkeit. Sein Leben erschien ihm so unsinnig, so ungemütlich, so unheimisch auf Erden. Er, der hochangesehene Mann, kam sich arm und elend vor.

Ja, weshalb eigentlich? Hätte er mit seinem Freunde tauschen mögen? — oder mit irgendeinem Feldarbeiter? Nicht um die Welt — nein. Und doch diese wie im Raum schwebende Traurigkeit, die ihn manchmal überkam, die Traurigkeit des Kulturmenschen, den ein uraltes Heimweh zur Mutter Erde packt.

Und die Stimme des kräftigen, blonden Mädchens weckte diese Gefühle, wie Musik das Weh nach ewig Verlorenem, nie Gekanntem weckt. Für ihn lag in dieser Stimme ein Geheimnis. Er erwartete etwas von dieser Stimme. Und dies unbestimmte Erwarten durchwebte das junge Träumen eines gealterten, müden Menschen.

In dem einfachen Eßzimmer saßen sie miteinander beim Mittagsmahl.

Es war ein großer, viereckiger, ebenerdiger Raum mit niederer Decke und niederen Fenstern.

Vor den Ostfenstern floß ein Bach vorüber. Man hörte, wenn es still im Zimmer war, ein feines Plätschern und Glucksen. Die Südfenster vom Weinlaube dicht umsponnen. Eine Rebe war zwischen Fensterrahmen und Mauer hindurchgewachsen und grünte in das Zimmer hinein, ja, war der Hauptschmuck des Raumes.

Ein altmodischer Sekretär, auf dem Säckchen mit Samen und allerhand Krimskrams stand, hielt sich bescheiden und unauffällig in einer Ecke und machte den Eindruck eines mißachteten und mißhandelten Möbels.

Um den Tisch saß ein kräftiges Geschlecht. Alles blonde, große Gestalten, rosige Menschen, die das Maß gewöhnlicher Sterblichen um ein Beträchtliches überschritten. Die jüngeren Kinder trugen Mähnen von blondem, lockigem Haar. Den älteren Mädchen war dies feste Haar in einen Knoten gedreht. Die beiden großen Buben waren jetzt auch daheim in den Ferien und trugen in die Höh' starrende blonde Schöpfe über den großzügigen Gesichtern, die nicht gerade nach allzuviel Festigkeit aussahen, etwas Träumerisches, ein ganz klein wenig Verbummeltes lag ihnen im Ausdruck, als wären sie hauptsächlich Phantasiemenschen.

Ihr Großvater war ein Dichter gewesen, weitberühmt über Deutschland hinaus. Und diese blonden Enkel sahen insgesamt so aus, als hätte der dichterische Genius des Großvaters sie sich ausgedacht.

Schöne Menschen, überaus schöne Menschen. Auch der Vater dieser blonden Rangen war eine prächtige Persönlichkeit. Hochgradig Phantasiemensch. Seine großen Glieder hatten eine gewisse Weichheit, die man fortgewünscht hätte.

All diese sonnigen Leute, an diesem mächtigen Tisch, in

dem bäuerlichen Raum, ließen den Ausdruck von Dürftigkeit nicht aufkommen.

Es waren ihrer so viele, und jeder von ihnen strahlte so viel Wärme, Heiterkeit und Blondheit aus, daß man den Eindruck von etwas Goldigem, Überschwenglichem nicht los wurde. Sie brauchten keine Möbel, keine Vorhänge. Jeder hatte seinen Platz, auf dem er sitzen konnte, den Tisch, an dem er essen konnte, und die weite Sommernatur draußen.

Es gab da auch etwas wie einen Salon, einen dumpfen, unbelebten Raum, in dem nie jemand zu finden war.

Sie steckten immer zusammen, wenn sie nicht draußen sich umhertrieben, und immer in dem großen niedern Zimmer. Da machten die Kinder die Schularbeiten, da wurde geflickt und genäht, da zahlte der Vater die Leute aus, da hielten sie ihre Mahlzeiten, kernige Mahlzeiten, an die der Professor sich erst gewöhnen mußte.

Heute war, so schien es ihm, ein halbes Schaf auf den Tisch gekommen. In einer Riesenschüssel schwammen Riesenstücke in einer braunen Sauce, und Klöße gab es dazu, groß wie Kanonenkugeln; aber von allem, was auf dem Tisch stand, stieg ein Duft auf wie ein Opfergeruch aus fernen Zeiten.

Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Der Professor dachte an seine Mahlzeiten daheim mit seinen beiden Töchtern und seinem Sohne. Da war ihm nicht aufgefallen, daß die Speisen dufteten. Jeder aß gleichgültig etwas Gleichgültiges.

Sie waren alle übermüdet und hatten alle den Kopf voll.

Das war nicht anders gewesen, als die Frau noch lebte. Sie waren daheim alle geistige Naturen, alle Intelligenzen. Die Frau hatte bald nach diesem, bald nach jenem Regime kochen lassen, Speisen, die das Hirn am besten nährten, den Organen die denkbar geringste Arbeit verursachten.

Nie hatte er aber gesehen, daß die Kinder mit Appetit gegessen hatten, ja, daß sie mit Appetit gelebt hätten.

Von früh an waren sie auf alle Ziele losgegangen, bewußt, brav und pflichttreu, voller nervöser Eigenheiten, die von der Mutter respektiert wurden; — unbehagliche Menschen, Hirnmenschen ohne Wärme! Niemand hatte Freude gehabt an den häuslichen Dingen, am Nestbau, an den Dingen, die von uralt tierischer Wärme durchdrungen sind, die den Tiermenschen so nahe angehen, die den geistigen Menschen aufrecht erhalten.

Ja, sie hatten immer wie ohne festen Unterbau gelebt, nicht erdensicher.

Und diese hier lebten erdensicher. Mit ihren großen Füßen standen sie alle so fest und liefen so dröhnend und lebenslustig durchs Haus, dem es am Oberbau fehlte.

Ja, denn ihr Dasein streckte sich nicht in die Höhe, ging in die Breite, dem Erdboden nach.

Im Salon, im ersten Stock, waren sie schon nicht erdensicher und erdenheimisch.

Aus der Zimmertür hinaus ins Freie, mit ein paar Schritten, das mußte so sein. Sie wären sich sonst gefangen vorgekommen.

Wie dem Professor hier alles zu Herzen sprach.

Ja, und das gefiel ihm, die solide, einfache Ordnung im Haus. Was man berührte: verbraucht, wie abgeschliffen, aber blank und rein.

Da war eine tüchtige Hand zu spüren. Marias Hand.

Die verstorbene Frau mußte eine brave Hauswirtin gewesen sein, denn es waren alte, ausgefahrene Gleise, in denen die Räder der Wirtschaft liefen.

Von der Mutter trugen auch die meisten der Kinder feste und schöne Linien in der Mundbildung, die den weichen Gesichtern sehr zugute kamen.

Und diese Gesundheit im Hause!

Unwillkürlich hielt sich der Gast hier aufrechter als gewöhnlich. Er kam sich kräftiger vor.

Der Hauch dieser blonden, herrlichen Geschöpfe belebte seine Nerven. Ja, in diesem großen Raum, an diesem breiten Tisch, da stieg die Lebenskraft wie nach einem Frühlingsregen die Erdkraft aus der Erde auf.

Die feine, ausgearbeitete Intelligenz des Gastes wurde hier von Bildern berührt, die die Feinheit dieser Intelligenz dem Manne wie eine langwierige, schmerzhafte Krankheit erscheinen ließen.

Wenn er abends, als der letzte zur Ruhe ging, standen auf dem Treppenabsatz die Schuhe der Familie, um am andern Morgen von der Hausmagd gereinigt zu werden.

Und es verging kein Abend, an dem er nicht diese unabsehbare Reihe dräuender Stiefel, mit dicken Sohlen und urweltlichen Gesichtern, betrachtete.

Sie standen immer der Größe nach geordnet. Zuerst des Vaters Riesenkähne, darauf die Schuhe der vier großen Töchter und darauf drei Paar kräftige, unausgewachsene. Und alle standen sie so unschuldsvoll da, so treuherzig, schämten sich nicht ihrer Mängel und Flicken. Es war, als wenn sie sagten: Da sind wir! — Da! So wie wir sind, sind wir. Wir sind zufrieden. Uns war's den ganzen Tag über wohl an unsern lebendigen, warmen Füßen.

Ihren Schmutz und Staub trugen sie stolz wie Ehrenzeichen. Sie hatten weiß Gott nicht gefaulenzt.

Es war so ein gesunder, lustiger Schmutz an ihnen, der von tollen, übermütigen Streichen erzählte und von einem intimen Verkehr mit allerhand Viehvolk.

Da waren Marias Schuhe, die steckte in ihren freien Stunden am liebsten bei den Fohlen. Heute war er ihr draußen

auf der Wiese begegnet. Die fünf braunen Fohlen hatten sie umgeben. Mit ihren weichen Nüstern hatten sie an ihr geschnuppert.

Sie lief, und die Fohlen trotteten mit ihr in großen, steifen Sprüngen.

Dieses braune, flockige Volk mit den stumpfschwarzen Mähnen und Schwanzhaar! Wie köstlich war das große, blonde Mädchen da gewesen, wie unvergeßlich.

Ja, die Schuhe der jungen Geschöpfe taten es jeden Abend dem zartnervigen, sensiblen Manne an.

Das waren die Schuhe urwüchsiger, lustiger, weltfremder Göttinnen.

Er dachte dann an die schmalen, winzigen Fußbekleidungen seiner verstorbenen Frau, an die noch zierlicheren seiner Töchter. Er sah die blutarmen, bleichen, klugen Füßchen, die nicht wußten, was Laufen ist, die mit kurzen Schritten Zielen zustrebten, die angestrengt, geistiger Art waren. Da liefen diese klugen Füßchen in die Staatsbibliothek, zu Versammlungen, zu Vorlesungen; in Ateliers, jetzt in die Hörsäle — ach, zu Gott weiß was, und mußten immer still unter den dunkeln Kleidern stehen, ohne Luft und Licht, bis sie wieder einen kurzen Weg auf hartem Straßenpflaster machen durften.

Ja, der Professor war hier in dieser Luft zu dem Hang gekommen, seinen Phantasien nachzugehen. Dies Haus und dieser Garten beeinflußten ihn.

Und seine Phantasie beschäftigte sich zumeist mit Maria.

Wenn er auf den holprigen Feldwegen, mitten zwischen den goldnen Kornfluten ging, begleitete ihn ihr Bild, gleichgültig, ob sie leibhaftig neben ihm schritt oder nicht, ob er die blonde, sonnige Stimme hörte oder nicht.

Sie war seinem Wohlbefinden notwendig geworden.

Ihre wundervolle Gesundheit erquickte ihn und auch die

Liebe, mit der sie jedes wachsende Leben umschloß, jedes Tier, jede Pflanze.

Er empfand, als hätte sie ihn selbst mit mütterlicher, heiterer Fürsorge berührt, wenn sie es irgend einem Geschöpf tat. Wie sie einem Halm, dessen schweres Haupt ihn auf den Weg niedergezogen hatte, aufhalf, ihn mit einer weichen, zärtlichen Handbewegung dem Meere seiner Brüder wieder zugesellt, erschien ihm wie eine rührende, heilige Handlung.

Nie im Leben war ihm das mütterliche Weib begegnet.

Selten begegnet es einem.

Ja, und es ist kein Wunder, dachte er, als er wieder einmal neben ihr herging: — das Mütterliche hat man in euch verkümmern lassen, alles hat man verkümmern lassen — und auch dies, — dies Innigste. Ein falsches, häßliches Schamgefühl ist darüber gebreitet. Ihr solltet euch eurer Mütterlichkeit nicht bewußt werden. Eure geistige Mütterlichkeit wächst nicht wie eine schöne Blume unschuldig in der Sonne; sie verkümmert in Dumpfheit, als wäre sie etwas Schmachvolles; und wenn ihr Mütter werdet, werdet ihr's ohne die geistige, süße, warme Vorbereitung dazu.

Maria ging oft schweigsam mit ihm.

Er frug sie einmal: „Nicht wahr, Sie sagen es offen, wenn Sie lieber einmal mich nicht begleiteten?"

„Gewiß," antwortete sie; „aber ich gehe gern mit Ihnen, wenn Sie mich wollen."

„Wir haben noch nie solch einen Gast gehabt. Wir leben, wie die Bauern, nicht viel anders, und wir sind alle immer glücklich dabei gewesen. Aber wir alle, die Marianne auch, werden Sie sehr vermissen. Es ist durch Sie etwas gekommen, was niemand kannte, so etwas Rastloses."

Er frug sie, was sie damit meinte. Sie wußte sich nicht recht auszudrücken, wie es schien, und sagte nach einer Weile:

„Sie denken immer; es erweckt in Ihnen alles Gedanken. Wir alle fühlen nur. Das ist ein großer Unterschied. Sie müssen doch nicht viel jünger wie der Vater sein und sind doch so viel jünger. Das macht, weil Ihr Geist lebendig ist. Hier auf dem Lande altert der Mensch, wenn der Körper altert. Sehen Sie den Vater. Aber man ist viel ruhiger, wie Sie es sind. Es hat alles sein Gutes." Sie sagte das vornehm und setzte sich und die Ihrigen damit nicht herab. Es klang nur heraus: Wir sind anders wie du.

Er mußte ihr von seinen Töchtern und seinem Sohn erzählen, von der verstorbenen Frau und von seinem Leben.

Er klagte ihr, daß es bei ihm daheim nicht behaglich sei.

„Das glaub' ich," sagte sie, „bei euch hat ja niemand die Dinge und das Haus lieb. Es will alles geliebt sein, und ihr seid viel zu gescheit dazu."

Er lächelte.

Aber von dieser Stunde an wurden seine Träume und Phantasien faßlicher — beängstigender.

Stundenlang wandelte er im Garten auf und nieder, unausgesetzt mit dem Wunsche beschäftigt, dies sonnige, starke Weib in sein eigenes Haus zu verpflanzen.

Es schwebte ihm dabei etwas ganz Wunderliches, Gestaltungsloses vor, etwas, was seinen Ursprung in alten, fast vergessenen, vielleicht biblischen Eindrücken haben mochte. Eine herrliche, sorgsame Hausmagd — ein Kleinod, etwas, was es nicht gibt und nicht gab, etwas Alttestamentarisches, etwas Wundervolles.

Sein ganzes Haus schien ihm warm und sonnig zu werden, wenn er sich vorstellte, daß sie darin waltete. Die freudlosen Töchter verblühten, das entsetzliche Dienstbotenvolk zerstob wie unreines Gesindel.

Ja, er war in dieser Abgeschiedenheit in das weltfremde Träumen tief hineingekommen — so tief, daß er seine Träume

leidenschaftlich zu lieben begann, wie ein junger Mann die Qualitäten des Lebens.

Wenn er sich vorstellte, daß er sie zur Frau Professor machen könnte, so erschien ihm das beunruhigend, unmöglich; — nicht seiner Kinder wegen — das nicht. Er war ein wohlhabender Mann, und seinen Töchtern, deren Eigenart sie zur Ehelosigkeit zu führen schien, würde er durch diese Frau einen Lebenshalt geben.

Auf Kinder aus zweiter Ehe rechnete er nicht mehr, — wünschte sie nicht.

Es würde im Grunde eine ruhige, friedliche Angelegenheit werden, diese Sonne in sein Haus zu bringen.

Aber da war etwas, weshalb er Maria nicht als Frau, sondern als biblische, urweltliche Hausmagd wollte, so ein sonderbarer Gedanke es auch war.

Es lag für ihn in der Idee einer zweiten Ehe der Welt gegenüber so viel Peinliches. Er mit seinen siebenundfünfzig Jahren, Vater von längst erwachsenen Töchtern. Jede Auffälligkeit war ihm unsäglich zuwider.

Liebe konnte er auch das Gefühl, das ihn zu dem Mädchen hinzog, kaum nennen. Nein, es war weit mehr ein ästhetisches Bedürfnis, sie in seiner Nähe zu haben; eine Sehnsucht nach Wärme und Behagen.

Aber dies Bedürfnis war stark, fast leidenschaftlich und peinigte ihn.

So vergingen sechs Wochen. Für ihn sechs aufregende, merkwürdige Wochen, in denen er empfand, daß sein Wesen durchaus nicht so in sich abgeschlossen war, wie er wähnte.

Der Landaufenthalt bei dem Jugendfreund schloß damit, daß sich der Professor mit der ältesten Tochter des Hauses feierlich verlobte.

Maria hatte sich vordem kurze Bedenkzeit ausgebeten. Und in diesen Tagen war sie mit ihrem Vater jeden Nachmittag weit über Land gegangen.

Da schritten die beiden großen Gestalten meist schweigend nebeneinander her, und hin und wieder fielen Worte wie: „Ja, wie soll ich dir da zureden. — — — Ich wollt', er hätte seine zwanzig Jahr weniger auf dem Buckel — aber — aber —"

Dann wieder Schweigen. „Er ist brav, reich, angesehen. — Wie soll ich denn meine Kinder an den Mann bringen? — Und eine solche Verwandtschaft! — Maria, widerlich ist er dir doch nicht? — was man so widerlich nennt?" „Vater! nein, — gewiß nicht. — So ein edler, guter Mensch."

„Aber die großen Kinder, Maria!" Ja, das war auch ihr das ärgste. „Und alle noch im Haus."

Dann sprachen sie von den drückenden Familienverhältnissen — über die Unmöglichkeit, die Töchter daheim zu behalten: über das „Unter fremde Leute gehen" — das Brotverdienen, über die großen Ausgaben, die die Söhne verursachen würden.

Sie breiteten voreinander die Lasten aus, die auf der starken, lebenskräftigen Familie lagen und sie langsam zu ersticken drohten.

„So ein Halt in der Welt, Maria, ist für Leute, wie wir sind, von großem Wert."

Dann wieder: „Aber ganz nach deinem Gutdünken, denke nicht an uns; denke an dich!"

Sie redeten miteinander, wie die Menschen es tun, die etwas wollen und zu gleicher Zeit nicht wollen, die den Mut nicht haben, etwas aus den Händen gleiten zu lassen, und die Kraft nicht haben, es zu halten.

Aber schließlich hatte Maria die Kraft gefunden, zu halten, was das Schicksal ihr bestimmen wollte. Ja, und mit einer

ehrlichen Freudigkeit hielt sie es. Sie wollte ihre Pflicht tun, wie sie ihre Pflicht bis jetzt immer getan hatte. Sie wollte dem guten, klugen Menschen sein Heim behaglich machen. Nein — es war ihrer Natur kein Opfer, das sie brachte, so schien es ihr.

Die Verlobung wurde also gefeiert, und die Hochzeit auf sechs Wochen später angesetzt.

Sie sollte den Kindern des Professors erst als junge Frau entgegentreten.

Die Kinder schrieben kühle, formgewandte, höfliche Briefe an die Braut ihres Vaters, wie sie dieselben kaum anders hätten schreiben können.

Kein Mißklang störte das Verhältnis zwischen ihr und dem Professor.

Sie schrieb, als er wieder nach München zurückgekehrt war, ihre einfachen, natürlichen Briefchen an ihn, und er vertrauensvolle, sie ehrende Briefe an sie.

Eine wahre Liebe hatte Maria ihr Lebtag noch nicht kennen gelernt. Gefeiert hatte man sie natürlich, wo sie sich zeigte, und wenn sie und Marianne im Winter einigemal in die Stadt zu Bällen gefahren waren, hatten die Immenbachschen Töchter an Anbetern keinen Mangel gehabt; aber die Immenbachschen Vermögensverhältnisse waren hinreichend bekannt. Da gab's nichts zu holen.

So war Marias Herz kühl und stolz geblieben. Über ihre Schwester Marianne ärgerte sie sich oftmals, weil die es nicht lassen konnte, einen oder den anderen am Bändel zu halten, bis es mit Tränen endete.

Die Hochzeit sollte ganz still im Gutshaus gefeiert werden ohne allen Aufwand.

Maria hatte jetzt schon seit Wochen alle Hände voll zu tun, um mit den geringsten Mitteln eine kleine Wäscheaussteuer

zu richten — und dann die Hochzeitsvorbereitungen. Der Vater sollte keine Last davon haben.

Maria buk und wirtschaftete, damit am Hochzeitstage alle, die zum Hause gehörten, befriedigt werden konnten, die Knechte, die Mägde und die Leute im Dorf. Das war die Hauptsache.

Maria war seit Wochen gar nicht zu sich selbst gekommen. Am Vorabend ihrer Hochzeit, bevor der Professor kam, ging sie leicht ermattet von aller Arbeit und allem Schaffen einen stillen, einsamen Weg, einen Hügel hinan, durch liebes, heimisches Gehölz.

Die Blutwellen waren ihr noch nicht beruhigt nach dem großen Arbeitssturm.

Mild, wie lauwarm war es heut; aber die modernde Laubdecke unter den Bäumen duftete schon herbstlich scharf.

Und wie sie so wandelte, legte sich ihr etwas schwer über die Glieder, über ihr ganzes Wesen, etwas wie eine große Hoffnungslosigkeit.

Neben einer schlanken Buche setzte sie sich auf den Waldgrund nieder und legte den Kopf an den Stamm, und schwer, weich, erstickend sank etwas Unbekanntes auf sie nieder, etwas Trostloses, etwas, das sie nicht benennen konnte, etwas ganz Freudloses.

Und sonderbar, sie fühlte zum erstenmal im Leben, daß sie Maria Immenbach war.

Sie preßte ihren Kopf fest an die glatte Buche und weinte herzbrechend wie ein armes, großes Kind, dann sank sie mit dem Angesicht auf die Erde und küßte diese liebe Erde wie ihre Mutter.

Heiß und leidenschaftlich küßte sie, daß es schwarz und feucht ihr zwischen die Lippen kam. „Ich liebe dich!" schluchzte sie, „du bist gut!"

Als sie ihr rosiges Gesicht verwundert von seinem Tränenstrom getrocknet und mit dem Taschentuch sich angefächelt

hatte, ging sie langsam zum Gutshof zurück, feierlich durch alle Ställe.

Die Hündin hatte am Tage vorher Junge geworfen und lag mit ihren Kleinen schwerfällig und geduldig im Pferdestall auf einer Schütte Stroh. Ihrer sechs tranken an ihr und rissen an den starken Brüsten des Tieres und marterten es. Die Hündin hatte einen geduldigen, leidenden Blick, in dem eine große, stumme Klage lag, ein großes, stummes Weh und eine stumme Freude.

So lag sie zu Marias Füßen und klopfte leise, wie müde mit dem buschigen Schwanz auf das Stroh.

Maria kniete zu ihr nieder und neigte ihr Gesicht zum Kopf der Hündin, nahm ihn zärtlich zwischen ihre beiden Hände und sagte wieder schluchzend und erregt: „Ein Kind! — dann ist alles — alles gut."

Dann neigte sie sich noch tiefer und drückte ihr Gesicht an das Gesicht der Hündin stumm und zärtlich und leidenschaftlich.

Der Professor reiste mit dem jungen, weltfremden Weib und zeigte ihr ein neues Stück der guten Erde.

Sie gingen miteinander durch Italiens Galerien und Kirchen und Museen, wie sie miteinander auf den schmalen, holperigen Wegen zwischen dem goldigen Korngewoge gegangen waren.

Er, liebenswürdig und klug, ihr allerhand von seiner aufgespeicherten Weisheit mitteilend, und sie freundlich, folgsam und aufmerkend, nicht scheu, nicht bedrückt, eine in sich geschlossene Persönlichkeit, die sich in ihrem ruhigen Menschentum wohl und sicher fühlt.

Ihr ist davon nichts aufgegangen, daß ihre stolze, frohe Weibseele etwas Geringeres ist als die mit Wissen und Weisheit ausgefüllte ihres Gatten.

Für sie ist Gelehrsamkeit ein Geschäft, etwa wie ein Krämergeschäft, und hat mit dem eigentlichen Menschentum nichts gemein.

Ein Krämer muß seine Ware haben und ist sonst ein Mensch wie andere, und ein Professor muß seine Ware haben und ist sonst ein Mensch wie andere.

Davon aber war sie überzeugt, daß ihr Gatte die feinste und beste Ware führte, daß er durchaus reell war, und daß man ihm jedes Wort, was er sagte, unbesorgt glauben konnte.

Sie fand es höchst natürlich, daß er alles wußte, daß ihnen nichts begegnete, was er nicht erklären konnte, und fand es sehr hübsch, so vielerlei zu erfahren. Ja, sie lebte in einer ganz neuen Welt.

Gewohnt, die Dinge zu nehmen, wie sie kamen, war ihr Leben so ein gleichmäßiges, arbeitsreiches gewesen, ein so völlig traumloses, wie auch ein guter, gesunder Schlaf traumlos sein muß. Sie hatte ganz ohne Liebesduselei gelebt, ganz ohne Sehnsucht.

So schön war es bei ihnen daheim gewesen, so lebendig, — so viel Jugend, daß niemand an schwindende Jahre dachte und an Liebesernte. Sie lebten alle ins Blaue hinein; von einem Tag zum andern. So war Marias Seele in ihrem vierundzwanzigsten Jahre noch so ruhig und unerregt, wie die Seele eines Kindes, und sie nahm des Professors weise geregelte Ehemannsgewohnheiten für den Inbegriff von Liebe und Leidenschaft. Ja, nun kannte sie die Liebe, nun kannte sie das große Geheimnis, und die Welt war deshalb nicht schöner und anders geworden.

Auf dieser Reise hatte sie unmenschlich viel Bilder gesehen.

Ihr wäre viel lieber gewesen, an dem schönen blauen Meer

länger zu bleiben, als so von Galerie zu Galerie getrieben zu werden. Für jedes fremde Kraut fühlte sie wärmeres Interesse, als für das berühmteste Kunstwerk.

Für die liebe Wirklichkeit zeigte ihr Professor aber wenig Neigung und Achtung. Draußen im Freien mußte er immer eilen, um zu einem Ziel zu kommen, und ein Ziel war immer ein Kunstgenuß. Maria kam es vor, als hätten die Dinge erst Wert für ihn, wenn sie im Goldrahmen steckten und von einem Menschen nachgebildet worden waren. Komisch — sehr — sehr komisch.

Sie strengte sich auch namenlos an, der Geschmacksrichtung ihres Professors zu folgen. Lieber wie ein Ackerknecht durch die Furchen stapfen, als auf dem harten Estrich der Galerien stundenlang von Bild zu Bild gehen.

Und er teilte die Bilder in Schulen und wollte, daß sie diese Einteilung behalten sollte. Sie bemühte sich, dies zu tun; aber es langweilte sie unsäglich und war ihr völlig gleichgültig.

Ihr Professor aber schien in den Galerien übermenschliche Kräfte zu erhalten; wenn ihr schwindelte und übel und weh war, hörte er noch längst nicht auf, zu dozieren und sein Opfer zu examinieren.

Nein, sie konnte gar nicht mehr und kam, von der Not gedrängt, auf eine List.

„Nichts von alledem ist mir doch so lieb wie die Kaiserin Agrippina auf ihrem schönen Sessel. Laß mich ein bissel da —“, sie hätte fast gesagt „verschnaufen“, besann sich aber beizeiten.

„O,“ meinte der Professor, „du hast keinen üblen Geschmack, das freut mich, Maria. Du weißt aber, daß die Kaiserin ein schändliches Weib war“, sagte er scherzend.

„Das macht nichts.“

Er ließ sie also bei der Kaiserin Agrippina.

Maria aber hatte schon längst einen Rohrstuhl bemerkt, der hinter der Kaiserin stand.

Das war der „schöne Sessel".

Von diesem Sessel aus sah man nichts als die Rückseiten der Statuen und die lange Fensterreihe der Galerie.

Als der Professor zurückkam, fand er Maria eingeschlafen.

„Maria!" rief er lachend und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie starrte ihn an. Wie kam der hierher? Was wollte er? So tief hatte sie geschlafen und von daheim geträumt.

Ja, als der Professor sie endlich in seinem eigenen Hause hatte, da empfand er, daß es so besser war. Sie hätten nicht so lang' unterwegs bleiben sollen. Maria brauchte Arbeit. Das verstand sie nicht, die Kunst wie einen Lebensinhalt für sich zu genießen. Nein, sie war kein Genußmensch, auch im besten Sinne nicht, und sie gehörte nicht zu den Weibern, die als Herrinnen, Kritikerinnen und Gönnerinnen, von allem, was Männerhand schuf, sich fühlen. O nein, diese Vermessenheit im Kunstgenuß lag ihr fern.

Ihm war das eine ganz neue Erfahrung — eine sehr wohltuende Erfahrung. Die Weiber seines Kreises hatten diese demütig-vornehme Zurückhaltung nicht. Erst jetzt empfand er dies Überall-mit-hineinreden, diese unbegründete Souveränität in allen Dingen als etwas Qualvolles und freute sich seiner ruhigen, ehrlichen, jungen Frau.

„Mir scheint," sagte sie, „daß dies oder jenes schön oder nicht schön ist." „Das ist schön oder nicht schön", wäre nie über ihre Lippen gekommen.

Daß seine beiden Töchter ihr sehr kühl entgegenkamen,

schmerzte ihn. Er achtete in dieser Kühle die Treue gegen die Tote — und wagte nicht, sich darüber zu äußern.

Maria nahm ihre Pflichten als Hausfrau mit Gewissenhaftigkeit und Ruhe auf sich.

Sie fand einen verwahrlosten, mit reichen Mitteln geführten Hausstand vor, ein liebloses Durcheinander von Verschwendung und Unachtsamkeit.

„Nicht wahr, ich habe das Recht, hier so zu handeln, als wäre es mein Eigentum, ich darf alles so ordnen und einrichten, wie es mir gut scheint. Ich kränke damit nicht?" frug sie ihren Gatten.

„Natürlich, mein Kind, mache es uns behaglich."

Sie richtete dieselbe Frage auch an ihre beiden Stieftöchter, nur in einer etwas anderen Form.

„Bitte, ganz wie es dir beliebt, du bist die Hausfrau."

Im Ton aber lag die große Kühle, das Unnahbare.

Maria aber hatte sich so ihr Recht gesichert, um ihre Pflicht tun zu können.

Sie griff mit an bei der Arbeit wie eine treue Magd, die in ihres Herrn Besitz redlich Ordnung schaffen will. Die toten Dinge des täglichen Lebens begannen unter ihren Händen Seele zu bekommen. Ja, es war, als hätte alles im Schatten gestanden und wäre jetzt in die Sonne gerückt, begann zu grünen und zu blühen.

Die beiden Töchter widmeten sich nun ganz ungestört ihren eigenen Bestrebungen. Der Sohn studierte Jura. Sie waren alle vollauf beschäftigt und ernste, strebsame Menschen.

Während der Mahlzeiten war es, als wollten sie dem Eindringling beweisen, wie sie alle zum Vater gehörten, so viel feiner, enger, als das magdhafte Weib, das er ihnen aufgedrungen hatte.

Besonders die Mädchen waren unerschöpflich, seinen Rat

in Anspruch zu nehmen, mit ihm über die schwierigsten Dinge zu streiten, die dem großen, jungen Weibe völlig fern lagen. Sie hatten immer Anliegen, und so vergingen die Mahlzeiten in anregenden, anstrengenden Gesprächen.

Dem Bruder wurde dieses Sich-geistig-montieren bei Tisch zu viel.

„Na, na," sagte er, als die eine sich über Idealität der Zeit und des Raumes ereiferte. „Dabei soll einem nun das Essen bekommen! Diese Weiber!"

Für Maria ward diese gesunde Anmerkung wohltuend und brachte sie ihrem großen Stiefsohn etwas näher.

Die beiden Mädchen aber erreichten, was sie im dumpfen Ärger wollten, — sie erreichten noch weit mehr, denn ihr wehe zu tun, war nicht ihre Absicht gewesen. Sie hatten ihr nur zeigen wollen, daß sie über ihr ständen; — aber sie trieben das junge Weib in die Einsamkeit. Sie verschloß sich ganz in sich selbst, wie es die Art starker Naturen ist. Ihr Gatte verstand es nicht, sie zu schützen, ja, er kam kaum auf diesen Gedanken, denn er wurde seinen Kindern gegenüber ein Gefühl der Schuld nicht los und gab ihnen sein junges Weib, aus einem Bedürfnis gerecht zu sein, preis.

Wer aber konnte dies „preisgeben" nennen? Gewiß keine Menschenseele, ja, wer konnte hier überhaupt etwas Greifbares finden, um es zu benennen?

Und doch — und doch. — So ein hilfloses Herz fühlt Streiche, die niemand fallen sieht, wird verwundet, ohne daß jemand einen Angreifer gewahr wird. Maria begann unter einem großen Druck zu leben, fühlte sich von nun an unsicherer und fremder im fremden Haus.

Nur in den Pflichten, die sie übernommen, blieb sie heimisch und war rastlos bis in die Nacht.

Die Rastlosigkeit und angestrengte Aufmerksamkeit gab ihr das Magdhafte — Demütige, Stille. Die klugen, gelehrten

Leute hatten ein armes, großes Kind in ihrer Mitte, ein Kind, das nach Wärme und Liebe verlangte.

Sie sahen aber etwas anderes: Eine blonde Hausfrau, so eine von der echten Sorte, so eine von den ganz Engen, von denen, deren Horizont nicht über die vier Wände hinausgeht.

Und die Kinder begriffen den Vater nicht, wie er nach dem Verlust einer geistig bedeutenden Frau so etwas ins Haus hatte bringen können.

Sie waren alle zu wohlerzogen, um ihre Stiefmutter direkt etwas von ihren Empfindungen fühlen zu lassen; aber, ohne daß sie es beabsichtigten, sickerte ihre Gesinnung durch die guten Formen hindurch und wirkte vergiftend.

Maria, die nur die allerreinste Luft daheim geatmet, nie etwas Verstecktes empfunden hatte, war wie in eine Welt ohne sicheren Boden geraten.

Sie empfand, als sollte sie an der Höflichkeit ihrer großen Stiefkinder verschmachten.

Und wunderlich, Vater und Kinder schlossen sich eng und enger aneinander — enger als je zuvor.

„Maria," sagte ihr Gatte manchmal zu ihr, wenn er sie so ganz in ihren Hausfrauensorgen aufgehen sah, „du solltest dich uns mehr widmen, mein Herz."

Er gedachte seiner sonderbar träumerischen Idee, die er während jener goldenen Sommertage gehegt hatte, daß er Maria am liebsten als alttestamentarische Hausmagd in sein Haus führen wollte, als urweltliche, treue, aufopfernde Magd, als etwas, was es nirgends gab und wohl auch nie gegeben hatte.

Aber sonderbar, die Wirklichkeit war seinem Traume nahe gekommen, und er hätte lügen müssen, wenn es sich in diesem Traume nicht recht wohl leben ließ.

Diese ruhige, geduldige Seele im Hause war allen, ohne daß sie es sich selbst zugaben, eine Wohltat.

Sie hatten so viel mit ihren eigenen Persönlichkeiten zu tun, und sie gehörten zu den modernen Menschen, die ihre Individualität wie ein Kunstwerk ausarbeiten, und die jene mit Recht oder Unrecht mißachten, die sich selbst auflösen, die aus der eigenen Persönlichkeit Freude, Nahrung, Lebensstärkung für andere bereiten.

Je hilfreicher und treuer Maria wurde, je mehr gab sie sich preis und sank im Wert, denn sie war nicht hilfreich und treu aus innerer Freudigkeit heraus, sondern weil sie sich nicht behaupten konnte, weil sie sich betäuben wollte.

So vergingen die Jahre.

Die Familie lebte ihre stillen Tage, so ein gut bürgerliches Leben. Drei-, viermal gab es im Winter Einladungen, wo sich des Professors Haus im vollen Glanze zeigte. An solchen Tagen pries man ihn glücklich seiner schönen, tüchtigen Frau wegen, bewunderte der einen Tochter Virtuosentum, das vorzügliche Souper, die guten Weine.

An solchen Abenden hörte Maria freundlich lächelnd ihrer Stieftochter Klavierspiel zu, diesem Klavierspiel, dem sie, wo sie konnte, auswich; denn es riß ihr am Herzen. Es tat ihr weh. Sie verlor die Fassung. Ungestüme Lebenssehnsucht ergriff sie. Sie hatte in dem vornehmen behaglichen Salon, in dem der Flügel stand, oft aufschreien mögen in heißem Glücksverlangen. Ihre beiden Stieftöchter aber meinten: „Ein schlimmes Zeichen."

Zwischen den beiden Mädchen und des Vaters junger Frau war auch nicht das leiseste Verständnis füreinander aufgegangen.

„Gottlob," sagten die beiden manchmal zueinander, „daß sie uns wenigstens mit Stiefgeschwisterchen verschont, das kann man ihr nicht hoch genug anrechnen."

Niemand im Hause war sich der Brutalität bewußt, mit

der man gegen sie empfand, und niemand ahnte die Einsamkeit, in der sie lebte, und sie waren alle feine, hochentwickelte, vortreffliche Menschen.

Von Pflichttreue, Aufopferung überdeckt, brannte in dem jungen Weib ein sie quälendes, verzehrendes Feuer. Ihr starkes, natürliches Wesen wollte unbewußt sein vollgerüttelt Maß Lebensfreude und Befriedigung. Sie lebte vornehm und besser, als sie es sich je geträumt hatte. In allen Dingen war sie wohlversorgt und hungerte doch nach dem starken Lebensbrot. Diese aus Hunger und Überfluß zusammengebraute Daseinsform war schmerzlich und erregend zu tragen. Der Überfluß tat weh, wie die Sehnsucht.

Diese prächtigen, schönen Glieder des jungen Weibes, diese rosige Haut, die in der großen, vollen Sonne aufgeblüht war, das getreidefarbene, starke Haar, alles schrie nach Glück und Sonne.

Nichts an ihr war geschaffen, um in frommer Unnatur dahinzuleben.

Sie war an die Stelle der ersten, längst gealterten Frau des Professors getreten. Dieser Platz, der der kleinen, verblühten Dame völlig genügt hatte, beengte die junge Riesin, ließ ihr keine freie Bewegung, nicht Luft genug für die tiefen, sehnsuchtsvollen Atemzüge. Was ihr eigentlich fehlte, wußte sie selbst nicht, denn als gutes Kind scheute sie das Wesen ihrer Gefühle zu ergründen. Ein Wissen ihres Zustandes wäre ihr als undankbares Verbrechen erschienen. Eins, das wußte sie aber peinigend klar, die kalte, sich immer gleich bleibende Höflichkeit ihrer Stiefkinder, ließ sie nach der süßen Zärtlichkeit ihres eigenen Kindes leidenschaftlich verlangen. Und das sollte und konnte nicht sein. Sie war nun fast schon vier Jahre verheiratet.

Nachts biß sie sich voll hoffnungsloser Verzweiflung in den festen Arm, auf dem ihr Haupt ruhte. Sie wollte ihr eigenes

Leben spüren — nur das eine nicht — diese vernünftige Hoffnungslosigkeit.

O, diese Nächte voll Sehnsucht! Niemanden hatte sie, an dessen Herz sie hätte ihren Kopf legen können, niemand auf der Welt.

Der Professor hatte die lebendige Natur selbst in sein Haus genommen, damit es bei ihm sonnig und warm würde, daß alles im Haus, was verkümmert und überfeinert war, aufblühen sollte; aber er hatte nur an sich und die Seinen dabei gedacht.

Er, den die Mütterlichkeit ihres Wesens vor allem bezaubert hatte, war fremd und fast unangenehm berührt, als in tiefer Nacht seine Zimmertür zaghaft geöffnet wurde und ein Lichtschein hereinglitt, der eine weiße Gestalt weich beleuchtete.

„Was ist denn?" fragte er schlaftrunken. „Ist was?"

„Ach nein", sagte sie und sank vor seinem Bett in die Knie und verbarg ihr Gesicht in seinen Kissen. „Ich bin nur so traurig."

Mit Mühe scheuchte er den schweren Schlaf von sich.

„Na, weshalb denn traurig?" Er konnte sich gar nicht in diese Situation hineinfinden.

Da brach aber ein so heißes, von den Kissen ersticktes Schluchzen los. —

„Tröste mich! — Sag' was!"

„Ja, was denn, um Himmels willen?"

Er richtete sich etwas auf.

„Ich habe kein Kind!" Wie ein undeutlicher Aufschrei kam das heraus, so ein gequältes Aufschreien.

„Ich fürchte mich so allein!"

Diese ruhige, pflichttreue, junge Frau so fassungslos zu sehen, war ihm unbegreiflich.

„Na, na, was ist denn das?" Ach, wie unbequem das war! So etwas würde doch nicht öfter vorkommen?

„Sei ruhig."

Da stand er ja vor einer schönen Geschichte, er, der vor allen Dingen Ruhe brauchte.

Und was sollte er nun da sagen?

„Aber Maria, mein Herz, es gibt doch genug Frauen, die keine Kinder haben. Ist das so etwas Außergewöhnliches?"

„Ja, und was weißt du denn von ihnen?" frug sie hastig.

„Du hast doch alles, was du willst", fuhr er fort. „Die besten Kinder von der Welt! Na! und du bist nicht zufrieden?"

„Tröste mich!" schluchzte sie. „Sag' was!"

Er strich ihr über das Haar.

„Nun, weißt du, wenn alle Menschen alles und jedes haben wollten; — was würde daraus?

Denk' an die armen Menschen ringsumher, an die Kranken und Elenden, die Verbrecher und Hungrigen — und dann denk' an dich — — und schäm' dich ein wenig, mein Herz. Ei, ei, so undankbar!"

„Dir ist's gleichgültig, ob wir ein Kind haben oder nicht?"

„Gleichgültig? — nein, mein Herz", sagte er ruhig.

„Ach!" schrie sie auf, kurz wie ein Stöhnen — „und ich — sterbe vor Sehnsucht!"

Da lag alles darin. Sie hatte durchschaut. Er, der satte Mann, der alles genossen, bei dem naturgemäß Ruhe und Beschaulichkeit eingetreten waren, und sie, das nach Glück und Liebe und Leben hungernde Weib, das vom Schicksal sein Kind, sein einziges Eigentum auf Erden wollte.

„Komm', gieß dir mal in das Glas Wasser hier, aus dem Fläschchen ein paar Baldriantropfen."

Er setzte sich ganz auf, nahm selbst das Fläschchen und tröpfelte ihr behutsam sechzehn Tropfen ins Glas.

„So, mein Kind, nun trink."

Sie trank. Sie war ganz ruhig geworden.

Er hatte alles.

Sie hatte nichts, und die Lebenstür sollte ihr ewig zugeschlagen bleiben.

Nein, er konnte sie nicht verstehen! Nutzlos war es gewesen, daß sie gekommen, daß sie ihn geweckt hatte. Er konnte sie nicht trösten, denn er ahnte ihre tiefe Not nicht.

Sie wünschte ihm: „Gute Nacht." Er faßte ihre Hand. „Ist dir's besser?"

Sie nickte.

„Aber auch gewiß besser?"

Sie nickte wieder und lächelte.

Dann suchte sie ihr Zimmer auf, streckte sich in ihrem Bette aus.

Die Tücher waren noch lau, von so einer einschläfernden Lauheit. Die sechzehn Baldriantropfen hatten sie müde gemacht und die Erkenntnis, daß sie niemand auf Erden habe, der sie verstehen und trösten konnte.

Mehr und mehr empfand sie das Auf-sich-selbst-angewiesensein und trug an diesem Bewußtsein wie an einer schweren Last.

Ihre einfache, großzügige Natur lag ihr selbst durchsichtig vor Augen.

Sie kannte ihren Schmerz und ihre Verlassenheit — und etwas Nebelgraues zog in sie ein.

Ja, es legte sich etwas Nebelgraues über ihr goldiges Haar, ihre rosigen Farben, und sie bekam eine spießbürgerliche, gedrückte Beimischung in ihr freies, frisches Blut. Das Traurigste, was einem Menschen geschehen kann, geschah ihr: Die lebendige Idee ihres Wesens und ihrer Erscheinung schien sich zu verlieren, war nicht mehr in jeder Bewegung zu spüren. Fremdes, das eigentliche Wesen Auflösendes drang ein.

Sie suchte Trost in der Religion, saß in stillen, dämmerigen Stunden in der guten, alten, geheimnisvollen Frauenkirche und starrte in das unklare, mystische Licht, das durch mächtige Säulenreihen wie eine trübe, zarte Flut rieselte.

Ihre arme, sonnenheiße Seele wollte sich hier kühlen, wollte die Sonne vergessen und die Sonnensehnsucht und die goldenen Ährenfelder und das fruchtbare, lebendige Menschenleben.

Der blaue Himmel oder der graue Regenhimmel tat ihr weh und auch die grünen Bäume, wie alles und jedes Lebendige, denn mit allem, was sie leben sah, wollte sie leben. Deshalb ertrug sie in solchen einsamen, geheimnisvollen Kirchenstunden gar gern einen schweren, steinernen Himmel und steinerne Bäume und einen ewig steinernen Erdboden und eine stille, tote Luft, die die heiligen Sonnenstrahlen nicht kannte.

Ja, so etwas dachte und fühlte sie oft. Ihren alten Herrgott hatte sie so recht vom Herzen nur immer unter freiem Himmel anbeten können.

Hier, in der uralten Kirche, das war ein ganz anderer Gott — ein Gott mit einem kühlen, saugenden Atem, der sehnsüchtigen Menschenseelen ihre heiße Lebenssehnsucht aussog und sie kühl und starr und unbeweglich machte.

Ihr war es oft, als ob ihre gleichgültig und müde gemachte Seele von ihr losgelöst an den Säulen hinstrich, zärtlich bang sich an sie schmiegte und die steinerne Kälte in sich einrinnen ließ.

So war der arme Gottesdienst des Weibes, das nach Sonne verlangte, dessen Daseinsarbeit darin bestand, im Schatten stehend die Lebenssehnsucht zu ertöten, wie eine Mutter ihr einziges Kind töten würde, um damit ein frommes Opfer zu bringen, mit ebensolchem herzschneidenden Weh.

Im Hause des Professors hatten die kühlen, klugen, hochgebildeten Leute jetzt ein wildes, verzweifeltes Stück Natur, das ihnen brav und tadellos das Haus führte.

Sie würden sich entsetzt haben, wenn sie es hätten verstehen und durchschauen können.

Sie sahen aber alle die magdhafte, pflichttreue Hausfrau, die sie durch und durch und bis zum Überdruß zu kennen vermeinten.

„Zu all ihren Vorzügen ist sie nun noch fromm geworden", sagten die Stieftöchter und ahnten noch nicht, was das Leben ist und was es heißt, wenn eine Seele „fromm" wird. Sie wußten nicht, daß die blonde Frau bei ihnen daheim an Kälte gestorben war, und daß ihr armer Körper bei ihnen nur noch umging.

Ja, die Menschen wissen nichts voneinander.

Ein junger Mann aus Marias Heimat, der ihr Vaterhaus, ihren großen Garten und ihre Geschwister kannte, kam in das Haus des Professors, um Grüße zu bringen.

Er war mit den Immenbachschen Kindern aufgewachsen und in Marias Alter, kannte, was sie kannte und liebte, und war ein blonder, frischer Mensch, der Immenbachschen Rasse ähnlich, ein echter Jugendfreund, einer, der zu dem harmlosen, goldigen Riesenvolk gepaßt hatte.

In früher Jugend schon war er in die weite Welt verschlagen worden und hatte sein Glück gemacht, ein arbeitsvolles, ganz gesundes Glück.

In Mazedonien hatte er seinen Platz als Ingenieur gefunden und war jetzt gekommen, um sich die alte Heimat, die alten Menschen und seine Studienstadt München einmal wieder anzuschauen.

Die Immenbachs hatten ihn zu Maria, auf die sie alle stolz waren, geschickt — und er war gern gegangen — denn

Maria Immenbach stand ihm in der Erinnerung als die Beste und Schönste des ganzen Nestes — ja, ihm war, als hätte er eine wundervolle, vergessene Neigung als grüner Bub zu dem herrlichen Kinde gehabt.

Vom Professor und der ganzen Familie wurde er gastfreundlich empfangen. Er wohnte im Haus.

„Marias Gast!" sagte der Professor. Sie hatte in der ganzen Zeit seit ihrer Verheiratung kaum einmal jemand ihrer Familie bei sich gehabt, so oft der Professor es ihr auch freundlich angeboten, und nun kam gerade dieser Fremde.

Sie hatte sich seiner kaum mehr erinnert, nur seine Augen hatte sie nicht vergessen. — Scharf blickende Augen, vor die man nur ganz gesund und schön und seelenruhig treten mochte.

Sie hatte als Kind gern diese Augen auf sich ruhen gefühlt, so in dem Gefühl: Schau du nur — ich hab' nichts zu verstecken.

Drei Tage wohnte er nun schon bei ihnen und war allen angenehm.

Maria aber empfand, als wären ihr die Glieder in Ketten geschlagen.

Jetzt erst wurde sie selbst es inne, daß sie ihr Lachen verloren hatte, daß ihre Bewegungen unfrei, unvornehm geworden waren. Ihr war, als lastete das ganze Professorenhaus auf ihr, als stünde sie zu jedem Menschen und jedem Möbel in einem drückenden Verhältnis.

Ihn hatte sie in der freien Sonnenluft gekannt und im glitzernden, schneeweißen Winter, in voller Jugendlust, und jetzt sah sie ihn in diesen städtischen Räumen wieder, wo man sie nicht verstand und auch nicht besonders liebte.

Er sprach nur wenig mit ihr, seine Blicke aber fühlte sie hin und wieder forschend auf sich ruhen.

Und sie verstand diese Blicke. Er suchte die alte Maria Immenbach.

„Ewig schade", dachte er, denn erst jetzt empfand er, daß sie etwas Vollendetes gewesen war.

An einem Abend saßen sie miteinander im Salon. Der April hatte Frühlingsschnee gebracht. Die Lampe brannte, und im Ofen knisterten neu aufgeschüttete Kohlen.

Marias Stieftochter spielte Bach.

Seit Jahren hatte der Gast ein völlig kunstfremdes Leben geführt und war jetzt durch das Spiel des Mädchens in träumerisch weltfremde Stimmung geraten, die für den gesunden Gewohnheitsarbeiter etwas köstlich Seele und Körper Ausruhendes bedeutet.

Sie waren nur zu dreien im Zimmer.

Maria saß neben ihrem Gast und lauschte auch auf die weichen, perlenden Töne.

Wie schön sie zu spielen verstand, das zarte, fleißige Mädchen.

Noch nie hatte Maria die Fläche ihrer Seele dieser Musik so hingegeben wie heute. Sie hatte sich bisher gegen solche Töne innerlich aufgelehnt und jetzt spülten sie wie Wellen über sie hin.

Endlos hätte sie hören können.

Eine fremde, bewegte Männerstimme frug flüsternd hin und wieder vorsichtig leise, um die Spielerin nicht zu stören, nach Dingen, von denen hier niemand wußte und nach denen niemand fragte; — und diese Stimme war mit den Tönen wie zu einem Ganzen vermischt und flutete mit ihnen über sie hin, tat ihr körperlich gut. Es kam ihr selbst vor, als wache sie aus einem schweren, ungesunden Schlaf auf.

Wie ein warmer Regen über ein sommermattes Blumenbeet fällt und die müden Blüten lebendig macht, so fühlte

sie in sich tausend Dinge sich stärken, und alles nur, weil ein Mensch sie warm und dringlich nach ihrem eigenen Selbst frug, nach Dingen, die ihre Erinnerung, ihr Bewußtsein ausmachten.

Sie antwortete wie ein verlassenes, wieder aufgefundenes Kind, so erregt, so bang, so schmerznachzitternd, so daß auch seine Stimme weich und weicher wurde.

Das große, arme Kind mit der verlassenen, einsamen Seele, dem herrlichen, ungeliebten Körper, rührte und bewegte ihn. Ihre, ihr selbst unbewußte Liebes- und Wärmesehnsucht ergriff ihn.

Ja, da hatte er ja die Heimat neben sich, nach der er gedurstet, die Heimat, die einem trauten Stück ungepflegter Erde glich.

Er war umhergelaufen von Erinnerung zu Erinnerung, und nichts Lebendiges war ihm begegnet. Wie ein abgeschiedener Geist hatte er die Dinge gesehen und war heimatloser wie in der Fremde geblieben; aber hier in dieser Dämmerecke, in dieser leichtdurchheizten, von perlenden Tönen durchzitterten Zimmerluft begann das Heimische zu keimen —, hier war er auf das Lebendige gestoßen wie mit Fühlfäden.

Er war so bewegt, so warm.

„Lehnen Sie sich besser zurück, Sie sitzen nicht bequem", sagte er leise zu Maria und schob ihr ein weiches Kissen behaglicher.

Weh tat ihr diese Fürsorge bis in die Seele. Diese eine Bewegung sagte ihr: Du lebst ohne Fürsorge.

Sie errötete tief. Etwas Verlegenes, Unsicheres sprach sich mit einemmal in ihrer ganzen Haltung aus — etwas Ungeliebtes — Ungepflegtes, das rührte ihn. Es sprach sich so einfach in ihr aus, daß er verstehen mußte.

Maria lebte seit diesem Abend träumend. Sie fühlte in sich alle Kräfte blühen wie in einem Sommergarten. Alles war lebendig geworden.

Der lebensaugende Atem des kühlen Gottes aus der Frauenkirche war wie ein Nachtwindchen von der großen Lebenssonne fortgewärmt worden.

Nur nicht denken, nicht denken! Jede Minute leben.

Sie hatte nun tödliche Sehnsucht nach ihm, trotzdem er noch da war. Eine Sehnsucht sondergleichen, die sie fremd und angstvoll bedrängte. — Wenn er ging, nahm er alles mit, alles Leben wieder, was so warm erwacht war, was endlich erwacht war! O, wie sie sich fürchtete, — vor sich selbst, vor ihm, — vor allem und jedem. Es konnte ihr nur noch Leid geschehen. Sie war ohne jeden Schutz.

Nicht denken — nur nicht denken, denken ist Tod.

Wie sie durch ihn nur lebte!

Welche Qual!

Eine Hand voll Veilchen hatte sie in ihrem langen, lebensdurstigen Traumzustand verstohlen und wie schlafwandelnd gekauft und war in der Dämmerstunde, als sie niemanden daheim wußte, auch ihn nicht, in sein Zimmer geschlüpft.

Sie hatte vor, ihm die Veilchen auf sein Lager, zwischen die Decke und das weiße Leintuch zu streuen, damit der Duft ihn berührte, ohne daß er von den Blumen wußte.

Mit welcher Angst fürchtete sie, daß er die Blumen doch finden könnte.

Aber es mußte sein, mußte sein, daß sie es tat.

Ihres Lebens Seligkeit hing daran, daß sie gerade dies tat.

Es war auch das einzige, was sie zu tun wußte.

Eigentlich das einzige auf der Welt, was es zu tun gab —

die einzige Tat. Alles andere war undeutlich und auch ganz verschwunden.

Sie kniete vor dem Bett und hatte das Tuch zurückgeschlagen.

Die Veilchen lagen in ihrer taufrischen, gebrechlichen Frühlingssaftigkeit auf dem weißen Leinen. Ihr zitterte die Hand. Das Herz schlug ihr laut. Sie drückte die Wange angstvoll zärtlich auf die kühlen Tücher und lebte nur in der Wonne, daß er noch da war — jetzt noch da war!

Die Tür tat sich auf und er trat ein, — sah sie in der Dämmerung knien. Der zarte Veilchenduft erfüllte wie ein feiner Opferhauch das kleine Zimmer.

Das Weib in seiner tiefen, süßen Torheit blieb fassungslos knien, blickte ihn aus der weichen Dämmerung heraus wie zu Tode getroffen an.

Er sah nur das Stück Heimat, nach dem ihm gedürstet, das Stück Heimat, das nach ihm verlangte.

Ohne diese wunderliche Stunde wären sie in stummer Qual aneinander vorübergegangen; jetzt aber löste sich jeder Zweifel, jedes Bedenken, und über alles hinweg nahm er sie stumm und heiß in die Arme.

Das Übermaß von Sonnensehnsucht, das in dem bedrückten Weibe lebte, machte sie groß und frei in dieser abgestohlenen, heißen Liebesstunde, im engen, verschlossenen Gemache ihres eignen Heims, das sie mit vollem Pflichtbewußtsein bisher gepflegt und gehütet, als das Eigentum eines guten, edlen Menschen.

Gegen ihn ein Unrecht begehen — undenkbar! Für sein Gut und Recht nicht ganz und gar eintreten — undenkbar! Die Pflichten, die sie übernommen, verraten — undenkbar! — und doch.

In das große, schreckliche Liebeswunder versank sie wie eine weltfremde Göttin, die von Menschengesetz und Satzung

nie etwas gehört hatte. Im Arm des geliebten Mannes, ganz von heißer Liebe umfangen, von heimatsuchenden Küssen erstickt, empfand sie durch alle Schauer hindurch eine heilige Verheißung, eine sehnsuchtsbange Verkündigung, einen goldenen Lichtstrahl und einen großen Glauben, dem sie sich opfern mußte.

Ihr innerstes Wollen, von dem sie ihr Lebtag nichts gewußt, verlangte von ihr das zu tun, was sie tat, und sie erbebte vor diesem ihrem mächtig wollenden Willen, der größer war wie ihre Tugend, reiner wie ihre Reinheit, stärker wie ihre duldende Weibeskraft und über alle Sünde erhaben.

Als der geliebte Mann, auf den Knien vor ihr liegend, das Haupt an ihre Brust gepreßt, wie erstickt aufschrie: „Maria, ich muß gehen. — Keine Stunde mehr darf ich bleiben. Wir müssen uns trennen." Da sagte sie weh, aber mit wunderlicher Ruhe: „Geh'."

Dann banges, banges Schweigen. „Du wirst mich jederzeit finden," flüsterte er heiß, „du wirst ganz, ganz mein werden, — für immer, Maria!"

Da blieb sie stumm.

„Maria!"

Sie antwortete nicht.

„Ich werde dich nie finden", sagte sie hart.

„Jeder trage sein Unrecht — aber nicht miteinander."

Ein wildes Schluchzen erschütterte ihr ganzes Wesen.

„Ich wollte keine Liebesgeschichte!" Das kam so heftig, so ursprünglich heraus.

Sie warf sich mit dem Kopf auf die Kissen — „ich wollte" — banges, schluchzendes Schweigen — „ich wollte nichts Böses."

Darauf erhob sie sich, schlang die Arme um den Hals des

Mannes, sah ihm verweint in die Augen und sagte ganz weich und ganz aufgelöst in Liebe:

„Gott behüte dich — du. Geh'. — Geh'. Nie hören wir wieder voneinander. — Geh'. Du hast recht. Noch diese Stunde."

Wie Verzweifelte hielten sie sich umschlungen.

Dann ein Sich-von-einander-losreißen — und er stand allein im dunkeln Zimmer.

Kein Laut mehr — keine Bewegung, als läge ein Toter hier.

Dann endlich ein Sichregen. Er zündete seine Kerze an, packte in wilder Hast seine paar Sachen und verließ das Haus wie ein Trunkener und mit einem Gefühl verzweifelter Heimatlosigkeit.

Die ersten Sommerwochen waren gekommen, sonnige, wundervolle Junitage nach einem kalten, regnerischen Frühjahr.

Im Hause des Professors rüsteten sie sich zu einer großen Reise.

Dem Professor war ein wissenschaftlicher Auftrag geworden, der ihn für lange Zeit in Athen festhalten konnte, und er wollte Maria und seine Töchter mit sich nehmen.

Maria war in dieser Zeit allen durch ihr traumhaftes, in sich gekehrtes Wesen aufgefallen. Etwas Verschlossenes, Herbes lag über ihr, und nahezu schien sie verstummt zu sein. Die mit sich selbst Beschäftigten beobachteten oberflächlich — nur halb bewußt. Niemand machte sich irgendeine Sorge um sie. Man war an sie gewöhnt und sah sie kaum mehr, wie das so geht.

Nur der Professor machte sich hin und wieder seine Gedanken über die junge Frau, die ihn mit einem häuslichen

Behagen umgeben hatte, wie er es nie in seinem Leben gespürt. Unter ihrer Fürsorge war er aufgelebt, fühlte sich verjüngt und zufrieden, und es bedrückte ihn, daß diese sonnige Frau in seinem Hause so verstummt war.

Ihretwegen ganz besonders hatte er sich ausgedacht, mit allen seinen Lieben eine neue herrliche Umgebung zu genießen.

Als er seiner Frau zum erstenmal Mitteilung von seinem Plan gemacht hatte, war sie wie erschreckt mit ihrer Näherei von ihrem Platz am Fenster aufgestanden, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen voll Tränen.

„Freut dich das so, mein Herz?" hatte der Professor fröhlich gesagt. „Siehst du, das ist mir aber lieb, daß dir's so nah geht."

Schluchzend war sie zur Tür hinausgestürzt und hatte ihn ganz verblüfft im Zimmer zurückgelassen.

„O Frauen! — Was sind Frauen wunderlich!"

Wenige Tage nach diesem Vorfall fand er einen Brief von Maria auf seinem Tische liegen, in dem sie ihn bat, sie für eine kurze Zeit nach Haus zum Vater und zu den Geschwistern zu lassen.

„Nun ja," dachte er, „weshalb denn nicht?"

Unnatürliche, unverständliche Wesen sind die Frauen. Was ist das nun? Stimmungen über Stimmungen!

Wahrhaftig, du ewige Kausalität, du lückenlose, das Weib ist dir dennoch entkommen. So dachte der gute Mensch in einer Art Professorenhumor.

Maria reiste. Ihr Abschied war stumm und erregt.

„Weißt du, Maria," er klopfte ihr väterlich sanft auf die Schulter, als sie ihm die Hand gereicht; „du vernünftiges, tüchtiges Wesen — du solltest doch nicht . . ."

Da schaute sie ihn mit großen, bangen Augen an.

„Ich meine“, sagte er. — „Es liegt doch absolut nichts vor. — Du wirst doch nicht, wie sie alle es tun, mit Launen dich abgeben? Weißt du, das wäre schade um dich, mein Kind.“

„Wer gibt sich mit Launen ab?“ frug sie wie im Traum.

„Die Frauen.“

„Die Frauen?“ frug Maria, „das scheint wohl oft nur so?“

Zwei Wochen gingen ins Land, ohne daß Maria an ihren Gatten geschrieben hatte, — da kam ein Brief mit der Bitte, daß er zu ihr kommen möchte, trotz der beschwerlichen Reise.

Der Brief enthielt keine Andeutung, um was es sich handelt — und machte einen dringlichen Eindruck.

Der Professor empfand keine besondere Befürchtung. Sehr unbequem war ihm aber dieser Eingriff in sein gewöhntes Dasein. „Herr, mein Gott,“ dachte er, „wo soll ich die Zeit hernehmen?“

Auf dem Wege zu seiner Vorlesung stand ihm mit einemmal klar vor Augen: ‚Sie will gewiß versuchen, ob es ihr glückt, nicht mitzureisen.‘ Er erinnerte sich jetzt ihrer Gleichgültigkeit während ihres Aufenthalts in Italien.

Dieser Gleichgültigkeit hatte er sich nicht erinnert, als es ihm bequem war, ihr mit der großen Reise eine Freude zu machen.

Jetzt war er verstimmt, Maria gehörte zu seinem Behagen; die Reise bekam ein ganz anderes Gesicht, wenn sie nicht mit wollte, wurde für alle so viel mühseliger.

Schon die zwei Wochen Strohwitwerschaft waren ihm nicht recht. Alles, besonders das Essen hatte etwas Liebloses bekommen, fast wie früher..

In Marias Art, die Speisen zu bereiten, lag Zärtlichkeit.

Ja, er hatte ihre Güte, ihre Lebensfreudigkeit gewissermaßen gegessen.

Ganz grob sinnlich war es sein Magen gewesen, der ein Urteil über sie gewonnen hatte — und zwar ein recht freundliches.

Nun, er reiste also. —

Die Immenbachs fand er nach seiner langen mühseligen Postfahrt im vollen Sommerglück. Der Garten glühte von Blumen, die Obstbäume beugten sich, wie damals, als er sich sein Weib heimholte. Die Sonne lag brütend über der ganzen fruchtbaren Herrlichkeit, und über der weiten, goldgelben Ebene wölbte sich der Himmel wie eine blaue Glocke.

Der eifrige Mann spürte hier wieder Mutter Erdens Nähe so seelenlösend. Seine wissenschaftliche Bedeutung, seine ganze Wichtigkeit begann wie tropfend von ihm abzutauen, und so etwas Fremdes, Weiches, Menschliches rührte sich. Ihm war, als strichen duftende Hände über ihn hin und strichen alles fort, was er war, was er zu sein glaubte.

Unerwartet kam er an, und wie er den Weg, der zwischen dem langen Streifen Sommerblumen auf das Haus zuführte, ging, mußte er stehen bleiben und lauschen und schauen.

Aus der weiten Laube nahe am Haus hob eben ein wundervolles, süßes Lied vielstimmig an. Ein so einfaches, gutes, starkes Lied, ein Lied wie der Sommer selbst. Was es Schönes auf Erden gibt, Sonne und Liebe und Sehnsucht und die große Freude am Leben lagen darin.

Wie der Professor so stand, stieg es ihm warm zum Herzen und in die Augen.

Alle Erinnerung war wie von ihm gewichen und nur noch

ein paar liebe, freie Jugendstunden waren noch mit ihm verbunden.

Die Immenbachschen Töchter und Maria sah er um einen mächtigen Tisch stehen, einen Haufen duftender Gartenerdbeeren ordneten sie in Körbe. Sie waren ganz versunken in ihre Arbeit und ihren Gesang.

So schön und stark standen die jungen, frischen Geschöpfe da.

Aus der weiten Laube strömten mit dem Gesang Lebensfreudigkeit und Jugendwonne in die blaue, warme Sommerluft hinaus.

Wie fremd erschien ihm sein Weib unter diesen köstlichen Gestalten, selbst so schön und jung und froh.

Er sah sie mit einemmal wieder in demselben Zauber, in dem er sie früher gesehen.

Wie hatte er wagen können, dieses Geschöpf in sein Haus, das der großen, freien Natur so fern stand, zu verpflanzen? Da war nichts Magdhaftes, nichts Gedrücktes, nichts Verstummtes, königlich stand sie und sang und arbeitete mit dem andern blonden prächtigen Volke.

Sie bemerkten ihn erst, als er ganz nahe bei ihnen war. Da sah er, wie Maria bei seinem Anblick erbleichte.

Freundlich und erstaunt wurde er von den andern begrüßt.

„Ja, hat euch denn meine Frau nicht gesagt, daß ich kommen sollte?"

„Nicht ein Wort davon", und alle Blauaugen richteten sich fragend auf Maria.

Die stand noch immer tief erbleicht und sagte: „Ich erwartete dich noch nicht, — aber alles ist bereit. Komm ins Haus und ruh'."

„Ich habe in Weimar von der Reise schon geruht. Gestern abend kam ich an."

Dann saßen sie alle miteinander am Teetisch, die Immenbachs-Mädel noch immer in der sanften Wellenbewegung eines fröhlichen Erstaunens. Maria eigentümlich fremd und ernst, versäumte aber keinen Augenblick, eine aufmerksame Wirtin zu sein.

Einen ganz eigentümlichen Eindruck machte sie auf den Professor, schön und vornehm in ihrer gehaltenen Ruhe.

Hier war sie daheim, — bei ihm nicht. „Willst du nun etwas auf dein Zimmer gehen?" fragte sie.

„Nein, Maria, laß uns den Tag genießen. Geh' mit mir solch einen Weg wie einst."

„Ja", sagte Maria, erhob sich langsam, schritt zögernd auf die stattliche Reihe wetterharter Gartenhüte zu, die noch immer ihren alten Platz hatten, nahm einen davon und setzte ihn sich auf ihr blondes Haupt.

„Ich bin bereit", sagte sie.

Er mußte lächeln, das paßte so ganz zu ihr, dieser langsame Griff nach irgendeinem der abenteuerlichen Hüte. Sie brauchte einen Schutz gegen die Sonne. Alles andre war Nebensache, ob dieser Schutz sie kleidete oder nicht.

Sie war, die sie war.

Er sah sie heute, wie er sonst nur Kunstwerke zu sehen verstand.

So gingen sie miteinander.

Es mochte gegen sechs Uhr abends sein. Die Sonne hielt in ihrem Sommerrecht; ihr gehörte jetzt diese Stunde, die sie durchwärmte, mit ihrer Liebeskraft durchströmte.

Mochten Herbst und Winter die Stunden dann wieder auskühlen.

Heute aber lebte die Sonne, strahlte in warmem Nachmittagslicht, voll und tief.

Die Felder dufteten. Sie hatten schon einen warmen Goldton. Wie in endloses Blau hinein, schmetterte eine

Lerche ihr starkes Lied von der Lebenswonne, die wie ein Wunder in diesem heißen, lebendigen Federstäubchen lebte, das da oben im Sonnenlichte wirbelte.

Maria ging stumm neben ihrem Manne her.

Er sah, wie sie sich niederbeugte und einen schweren, müden Halm mit einer mütterlichen Bewegung wieder mit dem Meer seiner Brüder vereinigte.

Aus dieser selben Bewegung war einst bei ihm der Wunsch entstanden, sie bei sich zu haben und sich mit ihr zu verbinden.

Sonderbar, nun hatte er wieder daran gedacht, daß seine Liebe zu ihr in ihrer Mütterlichkeit Wurzel geschlagen.

Auch jetzt dämmerte es ihm nur leicht, berührte ihn kaum.

„Sage mir,“ fragte Maria nach langem Schweigen, „aber so wahr wie ein Mensch zum andern überhaupt sein kann: Gehöre ich notwendig zu dir?“

„Wie denn, mein Kind, was willst du denn?“

„Es ist eine ernste Frage, du mußt mir antworten.“

„Ich dir? Weshalb denn?“

„Es ist notwendig“, sagte Maria.

„Nun aber, natürlich gehörst du zu mir?“

„Wie Geist zum Geist und Leib zum Leib?“ frug sie weiter — und sagte selbst ruhig und entschieden: „Nein.“

„Wie kommst du darauf?“ frug er unwillig erstaunt. „Laß das!“

„Nein“, sagte sie. „Ich muß das alles fragen, denn ich muß dich vor etwas, soviel in meiner Macht steht, bewahren.“

„Was hast du denn, Kind?“

„Laß mich reden“, bat sie, „deinetwegen. Du kennst meine Seele nicht und ich nicht deine. Meine Jahre sind dir fremd und mir deine. Dein ganzes Leben ist mir

fremd und dir meins. Uns ist gegenseitig an uns beiden alles fremd.

Du brauchst mich gar nicht."

„Maria, was soll das alles?"

„Sag' mir, im Namen Gottes," bat sie flehend, „ob ich dir irgendwie nahestehe, ob ihr alle euch nicht viel besser befändet, wenn irgend jemand wie ich euer Haus führte, so wie ich es tat, ohne zu euch zu gehören?"

„Soll das heißen, du willst wieder frei werden?" fragte er gereizt.

„Was ich frage, muß gefragt sein. Ich bitte dich, denke mit mir! — Wenn ich stürbe, — stirbt dir nur eine gute Magd, — sagen wir so. Wenn du über mich trauertest, wärest du dir selbst nicht klar. Ihr würdet auch alle nicht um mich trauern, es würde euch nur unbequem sein. — Im Grunde nur das."

Sie sprach seltsam ruhig.

Sie standen sich jetzt gegenüber. Der Professor hatte seine Hand auf ihre Schulter gelegt. „Kind! Kind! versündige dich nicht."

„Nein, es ist alles so, wie ich's sage."

„So — nun also." In dem braven Manne stieg der Zorn auf. — Er legte seine Hände auf dem Rücken zusammen und ging, als bereite er sich zu einer seiner Vorlesungen vor, ganz in sich selbst versunken.

„Wenn ich dir sage," begann er heftig, „daß ich dich wie eine Tochter liebe, — genügt dir das?"

„Nein", sagte sie.

Er schaute auf.

„Ich bin dein Weib und nicht deine Tochter."

„Nun — mein Gott — ja. Du hast gewußt, daß ich kein Jüngling bin. Hätte uns Gott ein Kind

schenken wollen, so hättest du dies Glück wie andere auch genossen. — Ja, aber es sollte nicht sein. Es war dir nicht bestimmt."

„Also, du liebst mich nicht mehr wie dein Weib?" fragte sie weich — wie beseligt. „Sag' es noch einmal!"

„Nun, — was willst du denn?" Er war ungeduldig. „Ich denke nicht, Maria, — aber ich liebe dich dennoch."

„O — du!" rief sie. In ihren Augen standen Tränen. „Ich danke dir! — Nächtelang hab' ich Gott gebeten, — daß es so sein möchte, daß du so antworten müßtest. — Nicht um meinetwillen, aber um deinetwillen."

Dann brach sie ab, über ihr Gesicht zog ein leiser Ernst. Sie stand immer noch vor ihm, faßte seine beiden Hände und sagte, wie es nur die weltfremde Göttin tun konnte, um die er hier einst gefreit: „Ich war eine Nacht das Weib eines andern und fühle mich Mutter."

Er ließ ihre Hände fahren und starrte sie an.

Ihr war, als wenn er taumelte, und sie machte eine Bewegung, um ihn zu stützen.

„Laß! — laß! — Geh'!"

Das wurde hastig, wie außer sich hervorgestoßen!

„Laß dich nicht hinreißen — sei ruhig —", bat sie — „um deinetwillen. Gott behüte dich." Sie faßte seine Hand. So mütterlich, so hingebend gut stand sie vor ihm, so einzig in ihrer Art.

„Du armer Mann — du armer. — Gönn' mir's — um deinetwillen. Glaub' doch nicht, daß du unglücklich sein mußt! Ich will dir dienen, und wenn du mich nicht mehr magst, bleib' ich hier beim Vater; die beiden Schwestern heiraten nun, da bin ich am Platz.

Ohne Kind wäre ich verschmachtet."

Das war alles so einfach, so richtig und so weltfremd.

Hier unter dieser großen, blauen Himmelsglocke, vom goldenen Getreide unabsehbar umwogt, begleitet von dem unausgesetzten, erdenwohligen Lerchentriller, fühlte er gegen seinen Willen ringsumher eine Macht aufgerichtet, gegen die er nicht konnte, wie er wollte, die ihn sanft überwältigte und gleichsam erstickte.

Mutter Erde duftete nach Korn, blühte betäubend, einschläfernd, und das blonde, ruhige Weib mit der weichen, vollen Stimme, die in Angst um ihn bebte. Große, gewaltige Mutter Erde, die hier in der kornwogenden Einsamkeit wie unmittelbar mit diesem naturfremden Manne in Berührung kam!

Ihm war, als schaute er in ein uraltes Mysterium, ihm schwindelte.

Nie hätte er sich in eine solche Lage, wie er sie jetzt im schweren Traume erlebte, hineindenken können. Taumelnd ließ er sich auf einen alten Meilenstein nieder. —

Ja, und sie stützte ihn. Mütterlich schützte sie ihn, wie den Halm, den sie dem Meere seiner Brüder wieder anschloß — nicht anders.

Er empfand ihre starke Mütterlichkeit wie einen Schauer. Das Weltfremde in ihr, das Ureinfache hatte es ihm wieder angetan.

Verfluchen, mißachten und verstoßen sollte er sie.

Ihm war betäubt zumute, — die schwere Betäubung nach einem großen Schreck.

Daß ihm so etwas passieren konnte — so etwas ihm! Das war einfach undenkbar! — und doch!

Er sah, wie sein Weib die gefalteten Hände zu ihm aufhob — da winkte er ihr, zu gehen.

Wie ein Bann lag eine schwere, lähmende Dumpfheit über ihm. Die Art aber, wie er Maria zugewinkt, mußte etwas

Tröstendes für sie haben, denn sie faßte seine Hand und küßte sie demütig.

Die Hand sank matt herab; mit der andern stützte er sein Haupt. So blieb er sitzen und sie ging.

Das Außerordentliche hielt ihn wie in Ketten. Er stand ihm hilflos wie ein Kind gegenüber.

Was sollte geschehen?

Nein, so weit dachte er noch gar nicht. Er fühlte das Altsein wie eine wehe Trauer — und Mutter Erde war so stark und jung und gleichmütig. In ihrer Werdewonne erschien sie ihm, dem Alten, so fremd.

Wie es um ihn her wogte und glänzte und jubilierte! Es trieb und wuchs und wollte in die Unendlichkeit hinein sich fortsetzen.

Er selbst erschien sich hier wie etwas Vergangenes, wie er so gebeugt und widerstandslos saß, und fühlte das Gegenwärtige wie über sich hinwegwachsen.

Ach — wie er ermattet war von diesem Schreck.

Sie hatte seine große Güte getreten. Pfui!

Da stieg sie vor seiner Seele auf wie ein Kunstwerk — und er konnte sie nicht mißachten.

Als er in der Dämmerung mit schweren Schritten ratlos, was zu tun, auf Immenbachs Haus zuging, ja selbst ratlos, was er fühlen sollte, da stand sie an der Gartentür.

Sie wartete auf ihn.

Mit einem demütigen Mut ging sie ihm entgegen und sagte:

„Mir war so angst um dich, tue mit mir, was du willst." — Und wieder küßte sie ihm die Hand; nicht sklavisch, nicht unterwürfig, sondern wie ein Mensch, der

dem andern wider Willen wehe getan und ihn wieder heilen möchte.

„Maria — Maria", sagte er. „Mein ganzes Leben war rein."

Sie preßte die Hände vor die Stirn. Ein Schluchzen erschütterte sie.

„Geh mit mir", sagte er kurz und tonlos.

Sie führte ihn in das Fremdenzimmer, in dem er vor Jahren schon gewohnt. Die Lampe brannte, der Tisch zur Abendmahlzeit war für ihn allein gedeckt. Ein Rosenstrauß duftete, der Teekessel summte bald.

„Darf ich dir helfen?"

Sie goß ihm den Tee ein und schnitt ihm ein kaltes Hühnchen zurecht.

„Iß bitte. — Du wirst sonst krank!" Demütig und ruhig schien sie zu sein, ein Weib, das bereit war, jedes Schicksal zu tragen und doch sich nicht selbst verloren hat.

Keins von beiden sprach mehr ein Wort. Er aß ein paar Bissen, trank eine Tasse Tee. Sie reichte ihm Brot und Salz.

„Schlaf wohl, Maria", sagte er dann und gab ihr die Hand.

Somit hatten sie sich fürs erste zum letztenmal für lange Zeit gesehen.

Vor Tagesanbruch machte sich der Professor zur Bahnstation auf und hinterließ seiner Frau einen verschlossenen Brief.

Maria findet diesen Brief im Zimmer ihres Gatten, öffnet ihn mit bebender Hand und liest:

„Ich bleibe dein Freund. — Erwarte mich bei deinem Vater. Wir reisen jetzt. Du hörst von mir."

Sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und sank nun in die Knie und weinte und lachte und hätte die Luft umarmen können.

Dann geht sie hinaus in die wundervolle Sommermorgenfrische — so voller Glück und Frieden.

Hinter dem Gemüsegarten dehnten sich die Felder aus.

Auf dem grünen Grasrain, zwischen Feld und Gartenmauer, läßt sie sich nieder — ganz in sich zusammengekauert.

Sie ist müde — so müde — müde nach langer Angst und erlöst von langer Angst.

Jetzt ist sie gerettet! — und alle sind gerettet!

Ihren Kopf birgt sie ins volle Gras und küßt die kühlen, festen Halme, die ihr die Lippen streifen.

Nun streckt sie sich.

Wie wohl es ihr ist.

Und so versteckt vom wogenden Korn liegt sie wie ein Kind in Mutterarmen.

Niemand sucht sie hier.

Niemand ahnt die große Seligkeit.

Niemand weiß von ihrer Not, die ihr guter Freund von ihr genommen.

Sie ist freigesprochen.

Und keiner kannte ihre Sünde.

Und voller Sommer ist's!

Und sie ist Mutter.

Das ist alles so schön.

Sie ist befriedigt, wie sie es als Kind war.

Ein Windchen weht über die Ähren. Das Licht liegt warm und golden über der Welt. Ihr Zopf hat sich gelöst und schimmert auch wie Gold in der Sonne.

Sie schläft fest ein und träumt von etwas Weichem, Zartem, Goldigem, das sich ihr in den Armen, an der Brust regt — ihr Kind! — Nein. — Ja — nein. Ja, — es ist das Köpfchen eines Küchleins, was sie da sieht, groß wie ein Kinderköpfchen — ganz goldig, flaumig, warm pulsierend — und duftet nach Kornblüte.

Und eine Liebe — eine Liebe — regt sich in ihr zum Hinsterben, da hört sie sich singen: „Goldvogel weint — Goldvögelein lacht."

Da liegt die ganze große Seligkeit darin, wie in einem Zauber.

Ihr erscheint das so wundervoll schön.

„Goldvogel!" heißt es —! Da kommen ihr süße, selige Tränen in die Augen.

Und still, ohne Regung liegt sie und spürt erschauernd den Traum.

Die Kristallkugel

An des Ettersbergs langgestreckter kahler Halde lag ein Gutshof, nahe dem Sperberschen Gute; aber nicht wie dieses völlig eingebettet in wogende Felder auf der breitesten, flachsten Stelle des Höhenzuges. Er lag dem bewaldeten Bergrücken näher, so daß dieses Gehöft über das Sperbersche ein wenig hochmütig herabsehen konnte, wozu es freilich nicht Ursache hatte, denn der Sperbersche Besitz stand ihm an Ausdehnung nicht nach und nicht an strohgedeckten, mächtigen Scheunen und Ställen und dem stattlichen Wohnhaus.

Das Gut aber, nahe dem Walde, gehörte einem alten Soldaten, dem Rittmeister Rauchfuß, der nach Kriegs- und Friedensstrapazen in den Ruhestand getreten und rauhbeinig in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, um dort irgendwo unterzukriechen und seine kleine Pension ganz in der Stille zu verzehren.

Aber nach einigen Jahren der Ruhe war aus dem grämlichen Veteranen ein recht munterer Herr in den besten Jahren geworden, der unter den weimarischen Bürgersleuten sich eines bedeutenden Rufes erfreute als Bruder Lustig und guter Gesellschafter; und so kam es auch, daß er schließlich oben auf dem Ettersberge in den stattlichen Gutshof einheiratete, die Tochter seiner Hauswirtin, eine junge Witwe, heimführte und so Gutsherr und Gatte eines netten Weibchens wurde. Er residierte wie ein Falke über der kleinen, engen Stadt, in der sich so viel Wunderliches, Fremdes regte, was dem alten Soldaten als sehr unnötig erschien.

Große Herren gingen dort in den engen Gassen ein und

aus, die weder Fürsten, noch Generale, nicht einmal Rittmeister waren, und nach denen sich die Leute doch ehrerbietig und neugierig umschauten: — Federfuchser! — Einfach zum Lachen.

Die Witwe aber und der Gutshof befanden sich nicht allzu wohl in den Händen des alten Soldaten.

Der fuhr mehr, als es nötig war, in seiner kleinen Kutsche vom Ettersberg hinab und hielt vor dem „Elefanten" und fuhr den Hausknecht gar gewaltig an. Er ließ auch etwas draufgehen, mehr als gut war, um dem „Elefanten" seine Gewichtigkeit darzutun.

Die nette Witwe hatte ihre behagliche Witwenschaft sehr unvorsichtig beendet und mußte sich nun mit dem schwierigen Herrn Rauchfuß abfinden, so gut es gehen wollte, und alles Seufzen und Klagen half nichts mehr.

„Hättest's eher überlegen müssen", antwortete der fidele Gatte. „Weshalb hast du 'nen alten Soldaten geheiratet, das is nu 'mal keine Großmutter."

So hieß es, sich begnügen und nach wie vor der großen Wirtschaft allein vorstehen.

Frau Rauchfuß wurde Mutter eines Töchterchens, eines rotgoldenen Füchschens. Daß es kein Bübchen war, was ihm sein Weib geboren hatte, erboste Ritter Rauchfuß.

„Sapperment! — Das geht nicht; zum Lachen! Ich Frauenzimmer in die Welt setzen! Ne, meine Beste! — Und gar 'nen Fuchs!"

Und er war doch selbst ein rotborstiger Herr mit einem blonden, gewaltigen Schnauzbart.

„Ne," sagte er, „zu dumm! Da hat man seine Haut so und so oft zu Markte getragen, um schließlich daheim in den vier Wänden mit so 'nem kleenen Luder von Mägen zu kindsen — daß Ihr mir damit nicht kommt, den Balg rühr' ich nicht an!"

Er war zornig, der Herr Rittmeister Rauchfuß, und übel gelaunt. Gutsherr und meinetwegen Gatte der netten Witwe, aber Familienvater — das paßte ihm ganz und gar nicht. Das hielt er seiner nicht würdig.

Und öfter als sonst noch ließ er die Kutsche anspannen und fuhr hinunter nach Weimar; oder jagte auf eigenem Grund und Boden, oder spielte bei Sperbers mit dem Alten und mit sonst irgendeinem Bärbeiß und dem Herrn Pfarrer Bezigue.

Mit dem alten Sperber stand er besonders gut, denn auch diesem waren die neuen Verhältnisse im Städtchen gründlich zuwider, wie wir schon wissen.

„Dumme Protzerei da unten", sagte der. „Nun, wir werden ja sehen, wie weit es noch kommt — wir werden ja sehen. Die in der Stadt mögen ruhig aufhören, zu skribeln, kein Hahn kräht danach. Die Brote werden deshalb nicht kleiner. Aber wir! Wir da heroben und in der ganzen Breite des Landes sollten mit unserer Arbeit Feierabend machen, was denken Sie wohl, Verehrtester, was geschehen würde? Einfach Weltuntergang! — Aus! Fertig!

Und deshalb setze ich, wenn's angeht, keinen Schritt hinunter! Aber ärgern tue ich mich schon lange nicht mehr. Gott bewahre! Zufrieden bin ich da oben, jawohl, das muß ich sagen, und tauschen tät' ich 'mal mit keinem von den unnatürlich aufgeblasenen Fröschen unten im Sumpf."

Die alten Herren oben auf dem Ettersberg führten bei ihrem Bezigue oft gotteslästerliche Reden, wenn man bedenkt, daß es sich hier um den größten Mann Deutschlands handelte, ohne den Deutschland nicht Deutschland wäre, und den hervorzubringen die Natur sich Tausende von Jahren gemüht, mit Millionen und Millionen von Dummköpfen und mittelmäßigen Köpfen Fangball gespielt hatte, gewissermaßen ohne Sinn und Verstand.

Daß da unten in Weimar endlich der sterile Baum der Menschheit eine Frucht trug, schien den Kartenspielern auf dem Ettersberg nicht von Belang zu sein. Der Baum grünte doch ganz fröhlich.

Ihnen erschien diese Frucht auch gar nicht als Frucht, sondern als irgendeine Blase, als unnützer Auswuchs.

Sie hatten es auch, weiß Gott, vorzüglich auf ihrem Ettersberg. Die prächtigen Güter gediehen.

Herr und Frau Sperber taten miteinander das Ihrige, schafften ehrlich und gut gelaunt ihr Tagewerk. In aller Herrgottsfrühe sah man die flinke Frau Sperber in ihrer rosa Schürze und dem klingelnden Schlüsselbunde über den Hof laufen, in Ställen und Wirtschaftsräumen Umschau halten, und Herrn Sperbers mächtige Wasserstiefel liefen mit ihrem kleinen, dicken Mann über Stock und Stein, über Äcker, durch Wiesen, durch Wälder.

Im Rauchfußschen Gehöfte arbeitete eine tapfere Frau über ihre Kräfte; aber es ging auch, die beiden Güter gaben einander nicht viel nach. Freilich hätte es Frau Rauchfuß bei weitem leichter gehabt, wäre ihre Lebenszierde, Herr Rauchfuß, nicht gar so fidel gewesen und hätte er es nicht für seine Lebensaufgabe gehalten, denen unten in Weimar zu beweisen, daß oben auf dem Ettersberg große Herren wohnten, und daß es ihm, auch aufs schwerste beladen und angefüllt von Weindämpfen, niemand ansah, wie voll er war. Er konnte vom Stammtisch aufstehen und so fest abmarschieren, wie er gekommen. Dies Kunststück ließ ihn nicht ruhen.

Wäre Frau Rauchfußens Töchterchen Beate nicht gewesen, so hätte sie nach allen Lebensfreuden gut Umschau halten können.

Die Zeit kam, und das Kind konnte im Hof und Garten umherspazieren und glich einer Blume mit langen, goldenen Staubfäden. Es jauchzte vor Lebenslust und Übermut; da

geruhte auch Ritter Rauchfuß sein Töchterlein anzuschauen. Er brachte ihr allerhand Dummheiten und Künste bei und hatte seine Freude daran, wie geschickt und anstellig das Ding war, wie es kletterte und des Vaters alte Soldatenflüche mit weichen Lippen und süßen Lauten nachplapperte.

Als Frau Rauchfußens Herzensschatz zu einem kleinen zierlichen Schulmädchen herangewachsen war, begab es sich, daß sie schweren Herzens in die Stadt gefahren war, um ihren Doktor um Rat zu fragen wegen eines Leidens, das sie in aller Stille seit geraumer Zeit mit sich herumgetragen und das ihr die Arbeit zu einer schweren, drückenden Last gemacht.

Nach langem, bangem Zagen hatte sie endlich zu diesem schweren Gange Mut gefaßt und gar innig gebetet und ihr kleines Mädchen bewegten Herzens geküßt.

Und als sie in ihrem Kutschchen wieder heimwärts fuhr, war ihr's nicht anders, als wäre inzwischen die schöne Welt in eine düstere Fremde vertauscht worden.

Angstvoll hatte sie sich auf den Weg gemacht, und von niemand war sie ermutigt worden; aber doch hatte nur im tiefsten Grund des Herzens undeutlich die unbegreifliche Sorge gelauert, daß das liebe Ich fortgewischt werden könnte.

Nun wußte sie es.

Sie war am Ende ihrer Tage. Die gutmütige Alltäglichkeit, die so tut, als gäbe es kein Ende, hatte einen furchtbaren Riß bekommen, durch den die geschäftige Seele in leere Finsternis starrte.

So fuhr Frau Rauchfuß dahin, der altbekannte Weg erschien ihr grauenvoll und fremd, die goldenen Ährenfelder am Weg, über die der Wind strich, neigten sich vor ihr, weil sie sterben mußte — sie — sie allein auf dieser Welt. Was war der Tod der anderen? — ein leeres Wort. Ihr allein

galt der Tod. — Jetzt erst wurde es ernst damit auf Erden, jetzt zum ersten Male.

Und niemand erbarmte sich ihrer. Ihr alter Kutscher saß mit krummem Buckel auf dem Bock und ließ die Pferde traben.

Der brauchte nicht zu sterben — der, nur sie allein. Das arme, unwissende Weib, das sich ängstlich an die harten ledernen Wagenkissen drückte, war die Welt, die schöne, große Welt; mit ihr verging die ganze Herrlichkeit.

Und diesen Todeskampf der Welt trug sie unter ihrem blau getupften Feiertagskleid, das sie zu ihrem schweren Gang in die Stadt angelegt hatte. Trug sie diesen schweren Kampf in ihrer Brust? — Trug sie ihn in ihrem Bein und Fleisch? — In ihrem klopfenden Herzen? — In ihrem armen Haupt?

Ja, wo in aller Welt denn trug dieser große Kampf sich zu? Konnte sie mit dem Finger darauf deuten und sagen: „Hier?" — O, Geheimnis der Geheimnisse, wo denn ist das arme Ich mit seinem Weltenleid, lehnt es an den harten Kissen des Kütschchens? — Ist es Fleisch und Bein? — Ein lebendiger Punkt, in dem all diese Pein jetzt lebt?

Des Weibes dumpfes Wesen wurde wach, wurde scharf durchdringend, zum ersten Male lebendig. Das heißt, von Todesgewißheit durchdrungen, und sie spürte, daß sie lebte, so fast, wie sie einst ihr Kindlein in sich selbst gespürt hatte, so geheimnisvoll und dennoch sicher.

Da schloß sie die bangen Augen, und vor ihrer Seele stand ihr Goldköpfchen, ihr einziges, ihre Wonne.

Heiße Tränen brachen ihr aus den Augen, und das eigene Leben, der heilige Lebenskern war wieder von lauter Liebe und Bangigkeit um ihr Teuerstes verschüttet.

Wer sollte für das Kind sorgen? — Wer in aller Welt?

„Nur noch ein paar Jahre," schluchzte sie auf, „daß sie mir's nicht verderben!"

Und als auch diese Qual übermächtig wurde, stahl sich ein Trost in die arme Seele: Wer weiß, ob es so schlimm mit ihr steht — und wenn sie die eigene Mutter am selben Leiden sterben sah, weshalb konnte es bei ihr nicht andere Wege gehen?

So fuhr sie dahin von einer Leidensstation zur anderen, brach unter ihrem Kreuz zusammen, um sich wieder aufzurichten und wiederum zusammenzubrechen, wie unser Herr und Heiland es getan.

Als sie auf dem Gutshofe einfuhr, waren ihre Züge ruhig, ihre Tränen getrocknet. Das machte sich wie von selbst und durch alte Gewohnheit. Hier galt es für sie, zu schweigen, was sie bedrückte, und alles in sich selbst hineinzuleben.

„Wo ist Beate?" fragte sie die Hausmagd.

„Beim Herrn, im Garten."

Da machte sich die Frau auf, denn es verlangte sie, ihr Kind in die Arme zu schließen, und sie ging durchs Haus in den Garten.

Als sie in die Nähe der großen Linde kam, die jetzt in voller Blüte stand und aussah, als wäre ein goldenes, feinmaschiges Netz, mit goldenen, strahlenden Perlen durchwoben, über sie geworfen, da hörte sie ihren Herrn und Gebieter gewaltig lachen, und die süße Stimme ihres Kindes wie Vogelgezwitscher dazwischen.

„Badewännchen!" rief er im gewaltigen Baß, „du bist ä kleenes Luder." Das Kind jubelte laut.

Bang und erregt schlich die Frau näher.

Unter der Linde auf der großen Bank saß der Rittmeister, hatte eine Flasche Wein neben sich stehen und ließ das Kind aus seinem Glase trinken.

„Einen verdammten Zug hat das Mägen", schmunzelte er vor sich hin. „Nun tanz' wieder, Badewännchen!"

Das Kind taumelte und tanzte, die rotgoldenen Haare flogen um das erhitzte Gesicht.

„Verfluchte kleine Hexe! Echtes Soldatenkind?" brummte der lustige Herr in seinen roten Bart hinein. Und in den roten Bart des Vaters und in die rote Haarfülle des tanzenden Kindes schien die Abendsonne.

Die bleiche Frau mit dem dunklen Haarscheitel stand noch immer unbeweglich.

„Die sind eines Blutes," das sah sie, und sie stand, als sei alles mit ihr schon vorbei, und sie sähe als abgeschiedener Geist nur zu.

Da fuhr aber ein Zorn in sie, ein tödlicher Zorn. Sie stürzte auf ihren Mann zu. „Was tust du mit ihr?" schrie sie schmerzvoll auf. „Schau doch! Sieh doch! Du hast sie zuviel trinken lassen! — — Du!"

„No, große Geschichte!" sagte der Rittmeister mit schwerer Zunge, verblüfft über den heftigen Überfall.

Die kleine Beate, Bate — Badewännchen stand erschrocken vom Tanze still und machte unsichere, sonderbare Augen.

„Zierpuppenvolk! Dummes Gewäsch! Weiberleute, unsinnige! Wird wohl erlaubt sein?" brummte Herr Rauchfuß.

Das Kind machte eine an ihm fremdartige Bewegung, streckte die Arme nach der Mutter aus, taumelte und fiel nieder, das Gesicht in die Arme verborgen. Das Kind schluchzte. Die Mutter beugte sich angstvoll über sie hin.

„No, Badewännchen, sei kein Ziehfitz", polterte der Alte. „Schäm' dich, ein tapferes Mägen wird doch von so ein paar Schlückchen nicht knille werden. Nu, Soldatenkind!"

Die Mutter nahm ihr Mädchen in die Arme und trug es dem Hause zu, ohne weiter auf Herrn Rauchfuß zu achten, und der lachte schwerfällig hinterdrein.

In ihrem und des Kindes Zimmer legte sie Beate an-

gekleidet aufs Bett nieder. Das Kind schluchzte noch immer, das Gesichtchen glühte und brannte, und die Augen brannten im hellen Fieber.

Frau Rauchfuß blieb an dem Bett auf den Knien in Angst und Not. Was sollte sie tun?

Sie wußte nicht ein und aus. Wem sollte sie ihr armes Kind anempfehlen? Sie fühlte sich so krank, so zerbrochen. Nun sie Sicherheit über sich selbst gewonnen hatte, empfand sie erst ihre Schwäche und Widerstandslosigkeit.

Mit den Worten des Arztes war eine Last auf sie gefallen, die sich nicht mehr abschütteln ließ.

Als die Dunkelheit längst hereingebrochen war, kniete sie noch immer und hielt ihres Kindes Hand in der ihren und grübelte wehen Herzens. Endlich kleidete sie das tief und schwer schlafende Mädchen aus und begab sich selbst zur Ruhe.

Da hatte sie das Gefühl, als wäre sie bei sich daheim nur noch zu Gaste.

Eine Wehmut überkam sie, eine Bangigkeit: es lag ihr so eine Last auf dem Herzen, als läge sie selbst unter einem mächtigen, düsteren Berg begraben für alle Ewigkeit. Pläne aller Art fuhren ihr fieberhaft durch den Kopf. Was konnte sie tun? Sie wollte zu allen gehen, die sie kannte und die sie für weiche Herzen hielt, und sie bitten, auf ihr Kind zu achten, zu Sperbers, ihren Nachbarsleuten, zur alten Kummerfelden zu ihrem Herrn Pfarrer. Wenige fand sie, als sie sich die Leute so durch Herz und Sinne streichen ließ, denen sie zutrauen konnte, daß sie ihre bange Bitte nicht bald vergessen würden.

Müde wurde sie schließlich von allem Denken und Grübeln und schmiegte sich in die Müdigkeit wie in Mutterarm.

Ein altes, wehmütiges Lied, daß sie früher gesungen, ging ihr durch den Sinn, ehe sie einschlummerte.

Ein Erdengast hienieden,
Ein armer Erdengast.
O Herre, gib mir Frieden
Für meine kurze Rast.

Laß mich nicht heimisch werden
Hier in dem fremden Land;
Das Herze wird zu Erden,
Wenn's noch so heiß gebrannt.

Laß mich im Pilgerkleide,
O Herre, geh'n und steh'n,
Ach, alle Augenweide
Die Winde tun verweh'n.

Ach, aller Herzen Sonne
Geht unter in tiefer Nacht;
Ach, alle süße Wonne
Ist hin, eh' du's gedacht.

Am anderen Tage in der hellen Abendsommerstunde nahm Frau Rauchfuß ihr Kind bei der Hand. Sie gingen durch den Garten, aus dem ein Pförtchen auf einen schmalen Feldweg hinaus durch wogende, sonnendurchschienene Felder bis zum Walde führte, dann wandelten sie langsam miteinander unter den Buchen.

Die kleine Beate eng an die Mutter geschmiegt, denn es war ein seltsames Fest, daß sie mit der hart arbeitenden Frau so feiertäglich wandern durfte.

„Sieh! Sieh, Mutter“, rief sie alle Augenblicke, „da kommt was! — Da is was! — Horch, ein Specht — ein Reh!“

Die Arme des zehnjährigen, kräftigen Mädchens bebten vor Freude.

Frau Rauchfuß spürte die Lebenswonne ihres Mädchens. Es traf sie all dies gar gewaltig ins Herz, und sie preßte ihr Kind fest an sich.

„Ach, wollte Gott, mein Schatz, es könnte alles so bleiben, wie's ist."

Sie kamen jenseits des Waldes, der des Ettersbergs Rücken als breiter Streifen bedeckt, an ein uraltes Kapellchen ohne Heilige. Die Heiligen hatten zu lange schutzlos dem Wetter und dem Protestantismus standhalten müssen und waren zernagt, zerbröckelt und verschwunden.

Nur eine zerfallene, niedrige Mauer war noch zu sehen, auf der die schmerzensreiche Muttergottes einst gestanden hatte. Darauf ließ Frau Rauchfuß sich ermattet nieder und zog ihr Kind zu sich auf ihren Schoß, und sie blickten miteinander still in die Welt, die den Weimaranern für alle Zeit verschlossen ist, in die Welt, die hinter dem Ettersberg liegt, eine sonnige, kornwogende Landschaft, über der die letzten warmen, sehnsüchtigen Strahlen der Abendsonne lagen.

„Was hast du, Mutterchen, du bist so still?"

„Gestern um die Stunde mußte ich dich in dein Bett tragen, weil du zu viel getrunken hattest."

Das Kind verbarg sein Gesicht an dem Hals der Mutter.

„Andere Kinder", sagte Frau Rauchfuß ruhig, „haben, solange sie jung sind, eine Mutter, die auf sie achtet — du wirst einmal keine haben.

Andere Kinder haben einen Vater, der ihnen hilft und sie berät. Das kann dein Vater nicht.

Du wirst einmal ganz allein sein und mußt dir in allen Stücken selbst helfen und dazu auf deinen Vater achten, daß ihm nichts geschieht."

Das Mädchen hob den Kopf und blickte die Mutter erstaunt an.

„Allein wirst du sein, du mußt jetzt schon denken, was recht und unrecht ist."

Dem Kinde traten die Tränen in die angstvollen Augen.

Die Augen der Mutter standen gerade so voll Wasser wie die des Kindes. Und sie sahen sich mit ihren schweren, unsicheren Blicken wie tastend an.

Frau Rauchfußens Kopf sank auf die zarte, biegsame Schulter ihres Mädchens, und ein heftiges Schluchzen rang sich ihr aus der beladenen Seele.

Das gute, goldblonde Kind streichelte die Mutter und preßte sich eng an sie.

„Ich bin krank, mein Schatz, ich darf nicht mehr lange leben und weiß vor Angst nicht ans und ein, daß ich dich allein beim Vater lassen muß. Niemand wird auf dich schauen."

Da war's, als wenn das Kind sich reckte und streckte. Die Mutter spürte eine starke Bewegung in den festen Kinderarmen.

Das Kind löste sich von ihr, nahm seinen Schürzenzipfel und fuhr der Mutter sanft über die Augen.

„Wein' nicht," sagte es, „mit mir wird's schon recht werden."

Frau Rauchfuß sah in ein Paar entschlossene, ernste Augen.

„Leg' dein Köpfchen wieder auf meine Schulter und sei ganz ruhig", sagte das Kind.

Der Frau wurde es wunderlich ums Herz. Sie fühlte einen kleinen, herrlichen Menschen neben sich stehen, der ihr Trost brachte.

„Wenn du stirbst," fragte das Kind ernst, „wirst du dann in einem Sarg fortgetragen und in die Erde gelegt werden und mit Erde bedeckt werden?"

„Ja", sagte die Frau.

„Kannst du nicht wiederkommen?"

„Nein. — Ich bin dann bei Gott."

„Ist Gott gut?" fragte das Kind.

„Ja, er ist gut."

„Gut?" sagte es nachdenklich.

Die Frau sah mit Staunen auf ihr Kind.

„Andere Mütter sagen's ihren Kindern nicht, wenn sie bald sterben müssen, aber ich mußte das tun — du mußt es wissen."

„Is' schon recht," antwortete das Kind, „sag mir nur alles. Alles, was ich daheim tun muß, wenn du gestorben bist. Auf den Vater will ich schon schauen — und wann stirbst du?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Also" — sagte das Mädchen.

Sie saßen nun beide still auf dem Mäuerchen, auf dem in grauer Zeit das Bildnis der schmerzhaften Muttergottes gestanden hatte. Das Kind weinte nicht, sondern sah ernst und fest vor sich hin.

Auch die Frau weinte nicht mehr. Sie hatte einen Trost ins Herz bekommen und blickte befremdet auf das ernste, starke Geschöpf, das so fest vor sich hin sah.

Von diesem Tag an aber war sie nicht mehr allein und nicht mehr ungetröstet.

Und als es nach Jahresfrist wirklich zum Sterben kam und sie die Hand der elfjährigen Beate in der ihren hielt, wußte sie: das Kind wird sich und anderen helfen. Sie empfahl sie Gott an und niemand sonst auf Erden. Sie fühlte auch in den letzten, harten Augenblicken den herrlichen Menschen neben sich, der sie mit seiner Kraft und seinem Schweigen tröstete.

Und nun war Ritter Rauchfuß mit seinem „Badewännchen" allein.

Die Frau war ihm oft unbequem gewesen. Er hatte sich unter einer Frau etwas ganz anderes vorgestellt, und jetzt ging es ihm mit seinem „Badewännchen" nicht viel besser.

Er dachte ein nettes Püppchen zum Spielen an ihr zu finden und spürte statt dessen, daß eine kleine Respektsperson neben ihm aufwuchs, eine Aufpasserin.

Er fuhr mit ebenso schlechtem Gewissen zur Stadt wie früher und schimpfte in seinen roten Bart hinein auf das Weiberzeug, das sich mausig macht, dem man eins versetzen soll, das sich zum „Teifel“ packen soll!

Frau Rauchfuß hatte dafür gesorgt, daß eine tüchtige Mamsell und ein Verwalter aufs Gut kamen, damit Badewännchens Erbe in guter Verfassung blieb, trotz des fidelen Herrn Vaters. Zwischen all dieser Bravheit fühlte Herr Rauchfuß sich nicht behaglich. Er trank wie früher, und es brauchte auch nicht gerade der „Elefant“ zu sein, wo er seinen Kummer hinunterspülte und seine schlechte Laune. Jede Kneipe war recht, auch hinter dem Ettersberg. Er nahm es nicht mehr so genau. Ein reputierlicher, forscher Herr aber blieb er nach wie vor, der sich am Wirtshaustisch gut ausnahm, und dessen Stolz es noch immer war, daß er auch beim Soundsovielten noch aufrecht gehen und menschlich sprechen konnte.

Als Badewännchen älter wurde, fuhr sie jeden Morgen um fünf Uhr mit dem Milchwagen in die Stadt zur Schule, Winter und Sommer, und stieg im Entenfang bei Madame Kummerfelden ab, die das Kind bei sich behielt, bis die Schule anging, dann speiste sie mit ihr zusammen zu Mittag, hatte mit den anderen Mädchen die berühmten Nähstunden bei der lieben, munteren Madame und fuhr dann mit dem Wagen, der die Abendmilch gebracht hatte, wieder heim.

Die gute Kummerfelden hatte Gefallen an dem Mädchen gefunden, aber auch für Rauchfuß, den Vater, hatte die alte Frau viel übrig; wenn sie in einem ihrer geblümten Kleider und der Haube, die sie in ihrem jugendlichen Lebensmute übergestülpt hatte, so recht wohlhäbig und behaglich Sonntag nachmittags ihren Kaffee im Häuschen am Entenfang trank, war es ihr gar nicht fatal, wenn der alte Sünder ein

Stündchen bei ihr Einkehr hielt. Er bekam seine zwei, drei Schnäpschen, aber beileibe nicht mehr, den besten Schnupftabak, den sich nur eine Nase wünschen konnte, und einen doppelt starken Kaffee, den auch eine so ausgepichte Kehle spüren mußte.

„So ä bißchen ä Mann ist 'ne goldene Handhabe," sagte sie, „und gar der Rauchfuß mit seinem roten Bart und seiner Hünengestalt und seinem Schritt und Tritt, da spürt unsereins doch noch, daß es Mannsbilder auf der Welt gibt, was man bei der ewigen Nähstunde mit all den Lausmädchens bald vergessen hätte."

Und gerade so ein alter Sünder war ihr recht.

„Ja," sagte sie einmal zu ihrem Freund, „wenn der liebe Gott ein Weib wäre, was so ganz unmöglich nicht ist, haben's die Mannsbilder einmal drüben nicht schlecht, denn dann werden die ärgsten Sündenböcke vortrefflich aufgenommen, wie auch hier auf Erden schon, wo ein Mannsbild jedwede Moral sich sparen kann, und wird doch geliebt und begehrt, daß es eine Art hat."

Durch solche Reden hatte die kluge Frau beim Rittmeister einen Stein im Brett und konnte sich dafür so manches herausnehmen.

Oft schimpfte sie ihn herunter wie einen Schulbuben; und das nahm er dann auch freundlich hin.

„Nur bei einem Mannsbild nie gradaus. Ordentlich Honig ums Maul gestrichen, und während sie schlecken, dann kommt das Rechte, das, was sie sollen." Das sagte die Alte oft.

Und so strich sie derb und lustig unverschämt, wie so manches kluge Weiblein, und hatte dafür einen fügsamen Freund.

Der Rittmeister war ganz vernarrt in Badewännchens Schönheit.

So saßen die beiden Alten eines Sonntags im Häuschen am Entenfang bei der alten Schauspielerin, jetzt Nählehrerin,

beieinander. „Die Tochter vom Rauchfuß ist nicht übel? — was, Kummerfelden? Solche feste Arme — und wie sie geht! — Ein ganzer Kerl, und dazu der rotblonde Schopf, und die verdammten Augen! He, Kummerfelden, das hab' ich gut gemacht! — Was? — Schaut Euch doch all die Nachbrut an! Saht Ihr da so etwas?"

„No, no," meinte die Kummerfelden, „nur nicht so üppig, Monsieur. Sie ist doch bei weitem mehr die Tochter ihrer braven Mutter."

„I was, brav!" sagte der Rittmeister. „Teifel auch, beim Weib kommt's auf die Schönheit an. Basta."

„Sie Narr", meinte die Kummerfelden. „Und was hat denn aber Ihr Gut so beieinander gehalten? Hat das die Schönheit Ihrer Frau getan oder die Tüchtigkeit?"

„Ah, paperla — paperla, mit einer Nebensache läßt sich auch was machen. Aber die Hauptsache! Auf den Knien hätte sie mich bitten können, ich hätte Frau Rauchfuß nie geheiratet — wenn sie nicht so'n netter Käfer gewesen wär."

„Gott sei euch Mannsbildern gnädig!" meinte die Kummerfelden und rührte den Zucker in ihrem Kaffee um. „Ihr nehmt, die euch gefällt und nennt sie schön, so lange ihr sie wollt. Was hat Eure Frau für ein Leben bei Euch geführt, einsam und verlassen, wie neben einem Holzklotz."

„Kummerfelden — Donnerwetter, was nimmt Sie sich heraus!"

„Weils wahr ist", sagte die Kummerfelden ärgerlich. „Und ein Schaukelpferd könnte auch kein schlechterer Vater sein, wie Ihr gegen das gute Kind seid. Was ist denn das, nachts zwei Uhr angetrunken nach Hause zu kommen und nicht an das arme Geschöpf zu denken, was Euch halb wachend erwartet und Euch hilft ins Bett zu kommen, alter Saufaus! Um zwei Uhr laßt Ihr Euch noch 'nen Kaffee von dem guten Geschöpf machen. Und das nehmt Ihr so gedankenlos und

töricht hin. Und alle Nasenlang kommt's vor. Pfui, Rittmeister, ich verlange gewiß von keinem Mann, daß er, was Moral und Saufen betrifft, anständig ist. Aber auch für ein Mannsbild gibt's Grenzen. — und die überschreitet Ihr, Verehrtester."

Die Kummerfelden war heute besonders erbost über ihren alten Freund, denn es war ihr gerade manches zu Ohren gekommen. Aber sie schenkte doch ihrem Sonntagsgast die dritte Tasse starken Kaffees ein und bediente ihn so aufmerksam, als wäre er der heilige Nikolaus.

„Und noch eins," sagte die Kummerfelden, „glaubt Ihr, daß das gute Kind ein Wort darüber redet, wie Ihr's treibt? Nicht eine Silbe. Zerreißen könnte man sie und brächte nichts aus ihr heraus, was Euch nicht zur Ehre gereichte."

„Soldatenkind — verdammtes!" sagte der Rittmeister und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Das hat sie von mir, der Racker!"

Die Kummerfelden aber faßte sich mit beiden geschäftigen Händen an die große Haube, als müßte sie diese gegen Unerhörtes schützen.

„Gott sei mir gnädig," sagte sie, „so was ist unerschütterlich."

Als Rittmeister Rauchfußens Mädchen ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, begab es sich, daß der Alte in einen Liebeshandel geriet. An den Sonntagen bei der Kummerfelden hatte sich in dieser Zeit gar oft eine recht saubere, kleine Witwe eingefunden, die der Kummerfelden allerliebst um den Bart ging. Sie war eine frühere Schülerin der alten Nählehrerin und war nach dem Tode des Mannes in armselige Verhältnisse geraten. Mit der Kummerfelden beriet sie sich sittsam darüber, daß sie sich als Krankenpflegerin wollte in Weimar niederlassen und machte das so rührend und allerliebst anschaulich, daß dem Rittmeister, der bei diesen Beratungen auch mal

zugegen war, ganz warm ums Herz wurde. Dazu hatte das Weibchen ein allerliebstes Herzgesicht, breite Stirn und spitzes Kinn und ein paar braune, lebenslustige runde Augen.

„So eine Krankenpflegerin lass' ich mir schon gefallen, warum nicht," sagte der Rittmeister, „so ein munteres Weibchen da sieht die ganze Geschichte so schlimm nicht aus. Spaßhaft so 'was!"

„Schäm' Er sich, alter Narr", sagte die Kummerfelden ärgerlich.

„J was," meinte der Rittmeister, „Kummerfelden, Sie sind eine alte, majestätische Fregatte mit Ihrer Haube. So ein junges flottes Fahrzeug wie unsere Marianne, das fährt in andere Wasser als so ein altes Tugendschiff. Nicht wahr, Frau Marianne?"

„Bitt' mir's aus, Herr Rittmeister", schmollte das kleine Weib. „Meint Ihr, es ist mir nicht Ernst?" Und das kleine Weibchen breitete ihre Tugenden und ihr heiliges Vorhaben wieder vor der alten, guten Frau und Herrn Rauchfuß aus.

„Teufelsweibchen!" brummte der Rittmeister in den roten Bart.

„Jawohl", sagte die kleine, zierliche Frau und machte eine allerliebste Bewegung mit ihrem Herzköpfchen, um das sie ein schneeweißes, dreieckiges Tüchlein gebunden hatte. So ein bißchen nonnenhaft und sauber wollte sie aussehen. „Jawohl," sagte sie dann, „Ihr kommt mir recht! Teufelsweibchen! Ihr werdet schon das Teufelsweibchen kennen lernen, wenn Ihr mich zur Pflege hinaufkommen lasset, wenn's den Herrn Rittmeister 'mal hat. Die Küche würde ich auch gleich mit übernehmen. Wer weiß denn so einem Kranken so recht bekömmlich aufzutischen, daß ihm die Lebensgeister wiederkommen, wenn er nur so ein Süppchen riecht. Und eins sag' ich: Bei mir kann sich ein Kranker den Doktor

sparen. Von meiner Mutter selig weiß ich so viel — allerhand Wundermittel, wann eins die Gicht hat oder 's Zipperlein — da stehen die Doktors und haben 's Nachsehen."

„Is' aber nicht!" sagte der Rittmeister.

„Nu, desto besser", meinte das Weibchen. „Nee, nee, gesucht würde ich schon! Wer ist denn hier? So 'n paar alte Karreten, die bei jeder Bewegung knarren, und Ihre Freundin, die Rabenmutter, Frau Kummerfelden, die mit ihren groben Pratzen 'was Feines gleich totdrückt."

„Nein, nein," sagte die Kummerfelden, „an die Rabenmutter rühren Sie nicht, das ist eine Seele von einem Menschen."

„Nur ist sie zu viel Leib dabei," sagte die kleine Witwe und drehte ihr zierliches Figürchen.

„Ja," sagte die Kummerfelden, „Recht muß Recht bleiben. Die Rabenmutter ist schon reichlich massiv, freilich hat sie mich vorigen Winter, als in mir so allerhand lungte und leberte, wie ein Kind aus dem Bette gehoben und wieder eingelegt; aber geprustet hat sie dabei wie der heilige Christophorus, was nicht jedermanns Sache ist."

„Nee, nee, nee," meinte die kleine Witwe, „geräuschlos muß eins sein können."

Als das niedliche Weib eines Tages sagte: „Jetzt muß ich aber heim; meine Herren warten auf mich; dem einen muß ich sein Bierchen noch holen!" da fragte der Rittmeister ganz verblüfft: „Herren? Was hat Sie denn für Herren?"

„In Kost und Logis", sagte das Weibchen, und das muntere Herzgesicht mit seinen runden, braunen Augen schaute so ein wenig herausfordernd auf den alten Soldaten.

„Sapperment!" sagte der.

„Na, was hat Er denn da?" meinte die Kummerfelden. „Gottlob, daß ihr der liebe Gott so ein paar verständige, recht-

liche Männer ins Quartier geschickt hat, denn wovon sollte die arme Haut wohl leben?"

Der Rittmeister lachte recht ungefüg.

Als das Weibchen gegangen war, stand er schwerfällig vom Kaffeetisch auf und ging im Zimmer auf und nieder. „Das mit den Kostgängern paßt mir ganz und gar nicht", sagte er ärgerlich.

„Schaut den an", lachte die Kummerfelden. „Rittmeister, da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen; die ist klug, daß Ihr für ihrer Klugheit Nadelöhr keinen so feinen Faden habt."

Von da ab aber fehlte weder der Rittmeister, noch das feine Weibchen zur Kaffeestunde am Sonntagnachmittag bei der Kummerfelden, bis es der Alten zu dumm wurde.

Es währte lange, bis die Gute zu merken begann, daß der Rittmeister und das junge Weibchen auf Freiersfüßen gingen.

„Herr Gott", dachte sie, „das wolltest du mir gewähren, daß meine Augen nie den Mann sehen müssen, der keine Frau bekommt, den wirklich keine nähme. — Amen."

Als die Kummerfelden endlich klug geworden war und gesehen hatte, wie der Hase lief, begann sie an Sonntagnachmittagen Landpartien zu machen, nahm ihren Strickbeutel, setzte den großen Hut über die große Haube, zog ein lieblich geblümtes Kleid an und schloß die Tür des Entenfanges hinter sich ab.

Dann wanderte sie hinaus in Gottes freie Natur, kaufte sich unterwegs beim Bäcker noch ein paar Maulschellen, um etwa im Rödchen, Tröbsdorf oder Süßenborn etwas zu haben, was sie in den Kaffee stippen konnte.

„Nee," sagte sie bei sich, „jetzt haben wir Badewännchen endlich so weit, jetzt braucht sie keine Stiefmutter mehr, ist überhaupt ganz unnotwendig, und gar die kleine Frau Mari-

anne. Alles was recht ist, aber ich gebe keinen Sechser dafür, daß ihr Herz auch nur so groß ist, wie das Herz einer Suppenhenne. Ich sehe nicht ein, weshalb wir der für eine Sinekure auf dem Ettersberg sorgen müssen."

Als aber der Rittmeister ein paar Sonntage lang die verschlossene Tür fand, ergrimmte er gewaltig auf die Kummerfelden. „So 'n altes Weib", schimpfte er vor ihrer Tür, „stiehlt Gott die Tage, und wenn's 'mal zu was zu gebrauchen wäre, macht sich's davon."

Bisher war dem Rittmeister seine Liebe ganz leicht und behaglich zu tragen gewesen, eine glückliche, glatte Liebe. Aber nun begann sie in seinen Knochen wie sein Zipperlein zu reißen. „Man wird alt — man wird alt", dachte er bei sich und mußte seine Kräfte im „Elefanten" auffrischen, seine Sehnsucht betäuben, sein Unbehagen tatsächlich ersäufen, und doch gelang's ihm nicht. Eine gewaltige Unruhe trieb ihn umher. Des Tags wohl zehnmal spazierte er mit gravitätischen Schritten durch die kleine Stadt und hätte gewünscht, sie wäre zehnmal so groß. Endlich hatte er den Mut gefaßt, bei seiner Angebeteten einen Besuch nach allen Regeln zu machen, wurde aber von ihr selbst schnöde abgewiesen. „Ob er denn glaube, daß sie Herrenbesuche empfinge?" Das verdutzte ihn. „Wenn sie das ganze Haus voll Mannsbilder in Kost und Logis hat!" dachte er.

Sein Erstaunen mochte dem alten Soldaten so deutlich auf dem Gesicht zu lesen gewesen sein, daß das hübsche Weibchen ihn völlig begriff und freundlich sagte: „Mein lieber Herr Rittmeister, das sehen die Leute ein, daß eine arme Witwe ihren Unterhalt haben muß; aber wenn ich einen jeden, dem's gefiele, bei mir einlassen wollte, würd' ich nicht übel ins Gerede kommen. Also nichts für ungut, Herr Rittmeister." Dabei sah sie so liebreizend aus, das Herzgesicht hatte einen Anflug süßer Röte, denn es war ihr in der Tat nicht recht,

daß ihr Verehrer hier vor aller Augen vor ihrer Haustür stand, im kleinen Gärtchen. „Aber", sagte sie und schaute sittsam nieder, „das möchte wohl gehen, daß ich 'mal 'raufspaziert käme und Ihrem Töchterchen eine Visite machen täte."

„Dem Badewännchen?" lachte er erstaunt.

„Also Sonntag, wenn's Badewännchen daheim ist", sagte der Rittmeister pfiffig und machte einen Bückling, wie er ihn seit Jahrzehnten nicht nötig gehabt.

Ihr kluges Betragen bewies ihm, daß sie ihn nicht ungern sah. Er war daher sehr gut gelaunt.

An diesem Abend hatte Badewännchen große Not mit Herrn Rauchfuß. Er stieg bedenklich fußunsicher aus dem Kütschchen. Bisher war er immer stattlich durch den Hof geschritten, unnatürlich gerade, den Schnauzbart in die Luft gestreckt, die Hand auf dem Rücken, wie ein Mann, der jeden Blick erträgt: Na, schaut mich an!

Das Unglück war erst immer daheim angegangen, da war er in sich zusammengefallen und hatte Badewännchen viel Müh' und Angst gemacht, hatte bös geschimpft und wohl auch geschlagen und sie dann wieder über alle Maßen gelobt und sie dabei mit gläsernen Augen angestarrt, so daß das arme Kind aus der Bangigkeit nicht herauskam.

Heut' aber, da war er ganz sonderbar, wie noch nie.

Da saß er in seinem Lehnstuhl und machte sich mit etwas zu schaffen, was nicht da war. „Geh," sagte er, „oder meinetwegen bleib da!" Und da strich er der Katze, die nicht da war, über den Rücken.

„Vater", sagte die Kleine, „was hast du denn? Was spaßt du denn? Sie ist doch gar nicht da."

„Gans,“ sagte Herr Rauchfuß, „hast du in den Augen ein Loch, daß die Katze dir durchfällt?

No, was hat sie denn nur“, fuhr Herr Rauchfuß auf und machte sich mit der unsichtbaren Katze zu tun. „Ja! — Was! — Schnappen! — Seit wann denn? — Wie 'n Hund! — Die Bestie.“ Sein Gesicht wurde dunkelrot. Die Zornader schwoll. Er gab dem Tiere einen Tritt.

„So, jetzt hat sie genug! So ist noch kein solch Vieh an die Wand gekeilt worden.“

Er setzte sich befriedigt nieder, schwer aufatmend. Krank sah er aus. Jetzt wird er ganz fahl, blauschwärzlich unter den Augen, der Blick abwesend. Das arme Kind wollte die Mamsell rufen, aber es konnte sich nicht vom Platz rühren vor Angst und fing bitterlich an zu weinen. Das brachte Herrn Rauchfuß auf: „Da, siehst du's etwa wieder nicht?“ schrie er wütend. „Sperr die Augen auf!“ Er schaute starr vor sich. „Hat sie sich doch hereingemacht! So ein Vieh hat keine Ehre im Leib. Fährst du ab!“ Damit stieß er mit dem Fuß nach ihr.

Jetzt mit einem Male kam weiche Stimmung über ihn. „Badewännchen, siehste,“ sagte er matt, „du sollst 'n gutes Kind sein, was weinst du denn? Was ich mich mit dir plagen muß! So 'n mutterloses Kind aufziehen ist keine Kleinigkeit für'n alten Sünder. Geh, brau' mir 'n Grog, weißt, 'n so 'n feinen, so 'n höllischen, — das wird mir gut tun.“

Derart wunderliche Zustände stellten sich jetzt öfters ein. Zwischendurch waren ruhige Tage, an denen sich Herr Rauchfuß nicht besonders wohl zu fühlen schien. Er aß oft tagsüber keinen Bissen und war mißlaunig und matt.

An einem schönen Sommernachmittag kam durch wogende Felder Marianne, die junge Witwe, zum Ettersberg heraufgewandelt und fragte nach Mamsell Beate Rauchfuß. Die traf sie im Garten an. Da lag das Kind auf der langen

Wiese, die zur Bleiche diente, im Heu und schlief und erwachte nicht, als die Fremde sich ihr näherte.

„Drollig," dachte die junge Witwe, „daß sie da liegt und schläft. Was treibt das Mädchen überhaupt den ganzen Tag?" Sie sah das tiefrote Haar, das im starken Zopf um den Kopf geschlungen war, das zarte Gesicht, die feste, kleine Nase und einen Mund, der ganz aus Kraft und Weh gebildet zu sein schien, die junge Gestalt im Rosagewändchen und ein Paar runde, kindliche Arme; braune Hände, die den Blick auf sich zogen. Die eine zur Faust geballt, sagte: „Was ich halte, das halt' ich. Was ich will, das will ich."

Die junge Witwe denkt bei sich: „Das schöne Gut wär' recht und der Alte auch, weshalb nicht; aber die Junge! — Ach, daß so ein armes Weibchen sich gar so viel plagen muß, um irgendwo unterzuschlüpfen; daß alle Bravheit und Schlauheit und Hübschheit nichts nutzt: Wie man's auch anfängt, schwer bleibt's alleweile."

Es gingen ihr ihre Kostherren durch den Sinn und so manche schöne Möglichkeit, die ihr entschlüpft war.

Das junge Geschöpf wachte auf, beunruhigt von den Blicken der Fremden, und sah sie erstaunt und erschreckt an.

„Ich kam herauf, um Sie und den Herrn Vater hier oben aufzusuchen", sagte Frau Marianne etwas beklommen, denn der forschende, fremde Blick des Mädchens zeigte ihr, daß Mamsell Beate von ihr nichts wußte.

„Der Herr Vater", fuhr das Weibchen fort, „hat mich aufgefordert, einmal nach Ihnen zu schauen."

„Der Vater?" dachte Beate langsam.

„Wie geht's dem Herrn Vater?"

Hart und kurz sagte das Kind: „Gut."

„Ja, was für ein lieber, munterer Herr er ist."

Das junge Ding schwieg und schaute ernst, mit schwerem Blick vor sich hin.

Sie wußte nicht, was sie mit der freundlichen, zierlichen Person anfangen sollte.

Die süße Tölpelhaftigkeit der ersten Jugend lag weich und schwer über ihr. Sie war nicht gewöhnt, mit fremden Leuten zu reden, und der wundervolle, tiefe Sommerschlaf befing sie noch.

„Wie schön haben Sie's hier!" sagte das Weibchen, um endlich doch einen Widerklang ihrer Liebenswürdigkeit zu finden.

Das Mädchen nickte leicht.

„Ist's wahr, daß Ihr Herr Vater täglich im Sommer eine Rose vor dem Frühstück verspeist, damit er so frisch und munter bleibt, wie er ist?" fragte das Weibchen wieder und lächelte.

„Eine Rose?" Das Mädchen schreckte wie aus Gedanken versunken auf. „Ja, er hat einmal so was gesagt, dünkt mich, daß er's früher getan hat. Hat er's Ihnen auch gesagt?"

„Ja wohl," meinte die Witwe, „und es muß kein übles Mittel sein. Wenn man ihn so stattlich dahergehen sieht, wie noch 'mal 'n Kavalier, da glaubt man's schon."

„Badewännchen!" rief eine gewaltige Stimme vom Hause her. „Wo seid Ihr denn?"

Und als Badewännchen aufschaute, sah sie ihren Vater gar stattlich daherkommen. Er mußte fürwahr viele Rosen soeben gegessen haben, denn er war wie verwandelt. So hatte sie ihn ihr Lebtag nicht gesehen. War er's denn wirklich? Heut' so grau und mißgelaunt und voller Ekel bei Tisch, und nun?

Der rote Bart glänzte, die Augen leuchteten, und er ging wie auf Federn.

Badewännchen riß die Augen auf.

„Bravo, Frau Marianne!" rief Herr Rauchfuß, „daß Sie den weiten, sonnigen Weg gemacht haben, um meiner armen Kleinen ein wenig Gesellschaft zu leisten, das lob' ich mir."

Die junge Beate schaute ängstlich auf Vater und Gast; was fiel ihm ein, ihr für Gesellschaft zu sorgen?

Sie war hier oben an Einsamkeit gewöhnt. Gewünscht hatte sie sich oft die Kirstensmädchen mit ihren Freundinnen, die sie bei der Kummerfelden und hin und wieder bei Sperbers traf, die wären auch zu ihr heraufgekommen; aber dann hatte sie gedacht: „Wenn die den Vater sehen würden, wie sie ihn oft sah" — und alle Lust war ihr vergangen.

Aber Beatens Einsamkeit war eine wundervoll kräftige Einsamkeit gewesen. Wie ein kleines Tier hatte sie im volllaubigen Garten gelebt, hatte unter den Bäumen oder in voller Sonne geschlafen, hatte gegraben, gepflanzt und war in Feld und Wald umhergestrichen, ohne daß irgend jemand nach ihr gefragt hätte.

Wo es zu arbeiten gab, hatte sie tüchtig mit Hand angelegt beim Säen und Ernten, im Stall und in der Milchkammer, im Obst- und Gemüsegarten.

Knechte und Mägde hatten vor ihr Respekt und sagten: „Wie sie nur alles angreift, verständig wie ein Großes!"

Und im Winter in der Gesindestube, da vermißte sie auch kaum ihresgleichen, da gab es zu hören und so manches zu erlauschen, da wurden die Dinge beim rechten Namen genannt, da erstand ihr eine hahnebüchne Welt, in der auch die Geister und Gespenster handgreiflicher Natur waren.

In der Gesindestube wehte eine ganz gehörig scharfe Luft, was Witze und dumme Geschichten betraf, und wie ein Kind aus dem Volke wußte sie früh über Liebe Bescheid; aber ohne Sehnsucht.

Es war da nichts Rätselhaftes, Geheimnisvolles, nichts allzu Anziehendes; aber es war etwas, was sein mußte, wie Säen und Ernten, wie Tod und Leben.

Ihr waren über die Dinge dieser Erde keine Schleier gebreitet, auch über den Tod nicht. Alles war, wie es war, und mußte hingenommen werden.

Und so kam ihr das Wesen zwischen Vater und Gast sofort sonderbar vor.

Sie hatten in der Gesindestube sie schon manchesmal damit geneckt und gehänselt, daß der Vater einmal mit einer Stiefmutter ihr kommen könnte.

Und jetzt dachte sie: „Sollte die's sein?"

Sie fand sie sehr hübsch, die Zierlichkeit, ihr angenehmes Lächeln, die dunklen, wohlfrisierten Löckchen, alles bezauberte sie. Ja, es erschien ihr, als wäre das Weibchen ein Wunder gegen ihre eigene Tölpelhaftigkeit.

Es war ein recht froher Nachmittag droben im alten Gutshaus. Solch ein helles Frauenlachen hatte da oben in langen Jahren nicht geklungen.

Die Mamsell kochte einen vorzüglichen Kaffee, breitete im Garten unter der alten Linde, unter der Frau Rauchfuß einst wie ein schon abgeschiedener Geist ihr Kind hatte tanzen sehen, ein weißes Tuch über den Tisch und trug frisch gebackne Kräpfel auf.

Die junge Beate schnitt Blumen und stellte einen Strauß auf den Tisch. Frau Marianne ertrank fast in eigener Liebenswürdigkeit, und der Rittmeister war wie das Gespenst seiner eigenen Jugend.

Beate saß ganz still und schaute und verglich den einen schönen Sommertag mit all den Sommer-, Winter-, Frühlings- und Herbsttagen, die sie kannte, und sie ballte die festen, kleinen Hände zu Fäusten, um die Tränen zu besiegen, und starrte auf ihren Vater, von dem aus so viel Leid ihr Lebtag ausgegangen war, und dachte an die Freudlosigkeit ihrer Mutter.

„Nein," dachte die junge Beate: „Sie soll nicht zu uns heraufkommen, leid tät' sie mir. Um mich ist's nicht schade, ich weiß schon alles."

Als die hübsche Witwe im Kütschchen wieder heimfuhr, küßte der Rittmeister ihr ganz zärtlich und zuversichtlich die Hand.

So fuhr Frau Marianne siegesstolz davon. Den hatte sie jetzt, den Alten!

Und wie das Kütschchen gut rollte!

Es war dasselbe Kütschchen, in dem Frau Rauchfuß, an die Lederkissen geschmiegt, ihre todestraurige Fahrt nach Hause gemacht hatte.

Frau Marianne war gar übermütig gestimmt, abgetan waren die Kostgänger.

Als sie ihrem Häuschen zurollte, — es war schon etwas spät —, dachte sie: „Herr Leinhose hätte sein Bierchen schon längst haben sollen und Herr Oehmchen seine Bratwurst! Ach was! Mögen sie einmal warten."

Die beiden saßen schon in der Wohnstube, als sie eintrat, und schienen etwas mißgestimmt zu sein. Der eine zog seine Uhr und schaute darauf, wie ein ungehaltener Gläubiger auf seinen Schuldschein. „Spät, spät sind wir daran", sagte er bedächtig.

Die kleine Witwe lachte etwas leichtfertig. Der Hunger ihrer Kostgänger ließ sie sehr kühl, dieser Kostgänger, die ihr so sehr am Herzen gelegen und deren Wohlergehen ihre größte Sorge gewesen war; denn keinem ledigen Mann geht es besser, als wenn ihn ein Frauchen, das auf Freiersfüßen geht, versorgt.

Die beiden Kostgänger nahmen schon seit Jahr und Tag der kleinen Witwe Fürsorge hin, und jeder von ihnen stand so mit ihr, daß sie die Wahl zwischen ihnen beiden zu haben glaubte. Der eine wartete auf eine Gehaltsverbesserung, die jeden Tag vor sich gehen konnte, und der andere hatte einen kleinen, netten Prozeß wegen einer Erbschaft und konnte jeden Tag Herr von einigen tausend Reichstalern werden, mit denen sich allerhand anfangen ließ.

Sie waren beide zwei Herren mit den schönsten Möglichkeiten, und eine kleine heiratslustige Witwe konnte schon ein übriges an Beköstigung und Aufwartung für sie tun. Sie standen auch beide im guten Alter, nicht zu alt und nicht zu jung.

Wirklich ganz erstaunt blickten sie heute auf ihre kleine Freßmadame, die sich durch ihr Mißvergnügen gar nicht beirren ließ, sondern Hut und Longschal bedächtig in das lavendelduftende Kommodenfach legte. — Was sie nur hatte!

Sie warteten und warteten. Die Witib trödelte geradezu mit dem Essen. Und als es endlich kam, wurde es durchaus nicht so liebevoll wie sonst vor jeden hingesetzt, sondern recht gleichmütig. Die Wurst war auch nicht so knusperig wie sonst.

Die junge Frau nahm Platz am Fenster und spann.

Jetzt wäre die Zeit gewesen, zu der sie allabendlich miteinander den Küchenzettel für den nächsten Tag zu machen gewohnt waren. Friedlich hatten sie zu dieser Speisestunde einen weiteren Genuß, kraft ihrer Phantasie und schöpferischen Gaben, sich vor die frohen Seelen gestellt.

Das blieb heute aus.

Sie spann und lächelte träumerisch vor sich hin, und die beiden schmausenden Kostgänger waren für sie gar nicht vorhanden.

Sie wirtschaftete oben auf dem schönen Gut, wandelte im Geist durch Stall und Küche, rückte im Wohnzimmer allerhand nach ihrem Geschmack und fühlte sich so recht an ihrem Platz.

Da schellte es unten an der Haustür auf eine heftige, sonderbare Weise.

Als die kleine Witwe die Treppe wieder heraufgestiegen kam, hörten die Kostgänger zögernde Schritte hinter ihr drein kommen.

Ganz erregt trat die Frau ein, und ihr folgte etwas, worauf die beiden Kostgänger nicht gefaßt waren, ein rothaariges, kindliches Mädchen. Sie trug ein Schaltuch über den Kopf, welches das Haar halb verdeckte. Es quoll aber in Ringeln und verwirrten Strähnen daraus hervor.

Die biegsame, mittelgroße Gestalt, das weiche, rosige Gesicht, die scharfgeschwungenen, dunklen Augenbrauen, all das machte die Erscheinung, die stumm an der Tür stand, so märchenhaft und wunderlich, daß Herrn Dehmchen und Herrn Leinhose der Bissen im Munde stecken blieb. Sie wagten nicht mehr zu kauen. Das schöne Geschöpf aber rührte sich nicht und starrte auf die beiden Mannsbilder und schien sich gar nicht fassen zu können.

„Nun, Mamsell Rauchfuß," fragte das Weibchen mit dem Herzgesicht, „was verschafft mir denn das Vergnügen?"

Das wunderliche Geschöpf aber antwortete noch immer nicht, sondern schaute nur. Man sah, sie kämpfte in sich mit etwas, was sie sagen wollte und nicht konnte.

„Ei, so setzen Sie sich doch, Mamsell", begann der Herr Leinhose und rückte ihr einen Stuhl an den Tisch.

„Ja, um Himmels willen, ist denn etwas geschehen?" fragte das arme Weibchen kleinlaut.

Da nahm das seltsame Geschöpf Platz auf dem Stuhl, verbarg den Kopf in den Armen, die sie breit auf den Tisch legte, und begann zu schluchzen.

Die Witwe legte ihre Hand beruhigend ihr auf die Schulter.

„Ach, heiraten Sie meinen Vater doch nicht", klang es leidenschaftlich und doch so weich frühlinghaft zwischen dem Schluchzen hindurch. „Zu schad' wär's um Sie."

Das Mädchen war ganz in Tränen aufgelöst.

„Aber, wer denkt denn daran!" sagte die kleine Witwe ärgerlich.

„Doch! doch! Sie — und auch der Vater, ganz gewiß. Tun Sie's um Gottes willen nicht, Sie wissen nicht, wie traurig es oben bei uns ist!“

Das Schluchzen war so wild und ungezügelt, als hätte das arme Kind es jahrelang eingedämmt, und nun tobte es wie ein Frühlingswasser.

„In solcher Angst bin ich von oben herabgelaufen; ich mußte es Ihnen sagen. So eine Sünde wäre es gewesen, hätte ich's nicht getan. Wenn Sie wüßten, wie traurig meine arme Mutter immer war und wie traurig — traurig sie gestorben ist!“

Das gute, arme Kind, das es in seiner Herzensangst so treu und ehrlich meinte und der Witwe soeben einen gar schlimmen Streich spielte, hatte noch immer das mit der roten Haarkrone geschmückte Haupt auf die Arme gepreßt.

Sie sah nicht, wie die beiden Kostgänger belustigte Blicke auf ihre kleine Freßmadame warfen, und wie deren Herzgesicht erbleichte und wie darüber hin ein Weh zog, vergebliche Mühe, vergebliches Hoffen.

Einsam weinte das junge, schöne Menschenwesen unter diesen dreien, die alle ihre eigene Verwirrung hatten.

„Schau — schau,“ sagte Herr Dehmchen endlich, „unsere teure Frau Marianne.“ Seine Stimme klang etwas giftig. Gott weiß, ob er je Gebrauch von der Güte und Bereitwilligkeit seiner Wohltäterin gemacht hätte; aber er wollte der Teil sein, der wählte und verwarf, nicht sie.

Er war der Gekränkte.

Nicht anders betrug sich Herr Leinhose; auch der fühlte sich als der Herr der Schöpfung genasführt und machte sich durch einige geschmerzte unartige Bemerkungen Luft. Die kleine Witwe aber war rat- und wehrlos gegen diese beiden in Ungerechtigkeit geharnischten Mannsbilder.

Das Bild der vier Puppen, die das Schicksal am Draht hatte, bekam jetzt einen Ruck, der die ganze Lage der Dinge veränderte.

Die Augen der Kostgänger richteten sich jetzt nicht zürnend und giftig in gekränkter Männerwürde auf die hübsche Witwe, sondern wohlgefällig und zutunlich auf das weinende Mädchen.

„Nun, jetzt bitte ich Sie, schaut niemand von uns allen darauf, daß Mamsell Rauchfuß sich beruhigt!"

Damit schob Herr Leinhose zur Tür hinaus und kam mit einem Glase frischen Wassers wieder herein: „Hier Mamsell," sagte er sanft wie eine Kindermuhme, „trinken Sie ein Schlückchen!"

Frau Marianne sah ganz erstaunt auf. Solch ein Laut war hier noch nie erklungen! Die Herren waren ununterbrochen von ihr gut bedient worden, in allzu großem Eifer, von ihr! und hatten gar keine Gelegenheit gehabt, sich ihr gegenüber zu revanchieren.

Wenn das Männchen aber wirbt, sieht es das Weibchen gern hilfsbedürftig, so sehr sich dieses Wohlgefallen an Hilfsbedürftigkeit auch später ändert.

„O weh," dachte die hübsche Witwe, „da haben wir's."

Sie mußte zuschauen, wie die beiden sich überboten, dem jungen Geschöpf zu dienen.

Die Stimmen ihrer Kostgänger wurden zarter und zarter, ganz hingerissen.

Dem einsamen jungen Geschöpf aber taten diese gütigen Stimmen wohl, es begann sich zu beruhigen, schaute auf.

Das rosige, vom Weinen etwas verschwollene Gesicht unter dem Schopf roten Haares begeisterte die Kostgänger ganz augenscheinlich. Ihre Seelen gossen wahrhaft Güte und Liebenswürdigkeit aus, und Frau Marianne durfte nicht allzusehr von den beiden abstechen, um sich nicht lächerlich zu machen, und war daher gezwungen, einigermaßen mütterlich zärtlich gegen den Störenfried zu sein.

Sie hatte nun erfahren, die Ärmste, daß Liebe sich nicht bürgerlich gesittet und wohlberechtigt einfangen läßt.

So mußte sie's ertragen, daß ihre beiden wohlgenährten Kostgänger, die so viel Mühe und Gewissenhaftigkeit geschluckt hatten, den kleinen Balg im Dunkeln wieder hinauf auf den Ettersberg brachten. Sie mußte es auch über sich ergehen lassen, daß das dumme Mädel in leidenschaftlicher Besorgnis noch einmal die Arme um sie schlang und sagte: „Traurig und unglücklich würden Sie werden, und Sie sind so schön und lieb. O, könnte ich werden wie Sie!"

Kaum nötig wäre es gewesen, daß die junge Beate dem armen Frauenzimmer, der Witwe, so großen Verdruß ins Haus gebracht hatte, denn Rittmeister Rauchfuß wurde bald darauf hinfällig und ganz gebrechlich.

Die böse Krankheit packte ihn, die so manchem prächtigen Herrn, der sein Lebtag stramm und freimütig getrunken hatte, das Lebenslicht unter Qualen und Nöten fein langsam verlöschen läßt.

Rittmeister Rauchfuß begann in gar wunderlichen peinlichen Vorstellungen zu leben. Dinge sah er, die andere nicht sahen, und da die Mehrzahl hier auf Erden recht behält und die Ausnahmen unrecht, mußte Herr Rauchfuß es sich gefallen lassen, hin und wieder nach Jena zu fahren, zu einem Arzt, der in seinem Hause so sonderbare Herren freundlich aufnahm, bis sich gewisse Irrtümer und Torheiten fürs erste gelegt hatten.

Die erträglicheren Zeiten brachte er auf dem Ettersberg, im alten Heim, wieder zu, und dort erwischte ihn auch sein letztes Stündlein.

Sperbers waren gekommen und auch die alte Kummerfelden, als sie hörten, Herr Rauchfuß hätte vor, abzuscheiden,

sie wollten dem Alten, der sein Leben so torheitsvoll und unbekümmert hingebracht hatte wie die meisten Menschen, in der letzten Stunde nahe sein, seinetwegen und Badewännchens wegen.

Und so saßen sie im Nebenzimmer, als Herr Rauchfuß sich unter großen Qualen zur langen Reise anschickte. Sie saßen und tranken Kaffee, den die Mamsell immer neu braute, und aßen Schinkenbrot.

Der Arzt blieb auch in dieser Nacht oben auf dem Ettersberg und plauderte mit den drei Alten.

Badewännchen hielt am Lager ihres Vaters aus wie ein braver Soldat. Es war ein böses Sterben, und das gute Kind sah in die Schrecken des Lebens hinein wie in eine Feuersbrunst.

Sie selbst hatte so etwas Lebensvolles, Sonniges, daß es war, als stände das Leben selbst am Totenbette.

„Du Rackersmädchen, du!" sagte Herr Rauchfuß ärgerlich. „Wart' nur! — Siehste, wie's geht? — Soldatenkind! — Soldatenkind!"

Als er in der Nacht eine Weile still und teilnahmlos gelegen hatte, sagte er mit erloschener Stimme: „Sperber soll kommen."

Und als der alte Nachbar kam, griff er nach dessen Hand und hielt sich daran in großer Bangigkeit, da war aber nichts mehr zu machen.

Er wollte noch sprechen, und schwer rang es sich heraus: „Sehr hoch — wohl — geboren, höchst hochunwohl gestorben — alter Freund — alter Freund!"

„No, no," sagte gutmütig beschwichtigend Nachbar Sperber, „das machen wir dir alle nach. Alle nach. Ach, du mein Gott." So hielt er des alten Sünders Hand, mit dem er so manches Bezigue gespielt und so manchen guten Trunk getan hatte, während dessen arme, törichte Seele in Todesängsten über die Schwelle vom Ich zum Nichtich glitt.

Der Sommer nach des Vaters Tod ließ das Mädchen wundervoll erblühen. Das war ein Sommer! Keine Regenzeiten. Hin und wieder ein mächtiges Gewitter, das den alten Ettersberg überbrauste; Nachtregen und taufrische tropfende, sonnenstrahlende Morgen. Ein Sommer, wie man ihn nur träumen konnte.

Von Badewännchen war der Lebensdruck abgefallen; sie kam ins Blühen und Leuchten.

„Eine Kopfverdreherin haben wir da oben", meinte der alte Sperber. „Gott mag wissen, was sie da oben anrichtet! Wenn das Mädel nur die verdammt roten Haare nicht hätte; aber so läuft sie wie eine Fackel umher, und jeder schaut und rennt ihr nach, bis zum Knecht hinab."

Sie lebte wie eine Königin da oben, trotzdem die beiden Sperbers brummten und schimpften, daß sie tat, was sie wollte und in ihrem Elternhause blieb, statt zu ihnen herüberzuziehen und das Gut zu verpachten.

Seit jenem Abend bei der jungen Witwe, als die trockenen Stimmen der Kostgänger sich zu Kindermuhmenzärtlichkeit und Besorgtheit verwandelten und schließlich zu Tönen kamen, die sie sich selbst kaum zugetraut hatten, wußte sie, daß sie schön war und Macht über die Menschen hatte.

An jenem Abend, als die beiden Kostgänger sie bis an das Haustor gebracht, hatte das einsame junge Mädchen in tiefer Nacht ihr Schlafkammerfenster geöffnet und in die große Dunkelheit und Stille hinausgeschaut. Ihr Herz schlug damals zum Zerspringen, das edle Blut durchglühte ihr die Haut.

Ein Wunder war geschehen! Trunken wurden die Menschen an ihr, trunken vor Freude.

Sie dankte Gott und preßte die gefalteten Hände an die Brust und war voll Seligkeit und Staunen. Sie konnte sich von der Stille nicht losreißen, die sie ganz mit ihrer eigenen Herrlichkeit erfüllte.

Daß die zwei Kostgänger der armen Frau Marianne im Grund zwei recht elende Wichte waren, tat nichts zur Sache. Sie hatte sie trunken vor Freude werden sehen.

Das bewegte sie tagelang, das heiligte sie vor sich selbst. Da, in diesem köstlichen Sommer, in dem aller Lebensdruck von ihr abgefallen war, wuchs und verschönte sie sich durch eigene Seligkeit.

Als Kind hatte sie Blumen um ihrer Schönheit willen beneidet, und nun war sie selbst schön. Sie bekam etwas Sicheres, Frohes.

Es war so gesund für sie, daß sie nun um ihre Schönheit wußte, den Tod kannte sie, völlige Einsamkeit und das Ertragenmüssen. Fuchs und Rotkopf hatte man sie in ihrer Kindheit gerufen. Von nun an bemerkte sie, daß ein jeder ihr nachsah, daß man stehen blieb, wenn sie vorüberging.

Und immer wieder kam diese große Freude, rann durch ihre Adern und stärkte sie.

Während dieses Sommers war sie tapfer bei der Arbeit. Sie wollte den alten Sperberleuten beweisen, daß sie eine gute Hausfrau und Gutsherrin sei. Trotzdem die Verantwortung auf dem Verwalter und der Mamsell lag, ließ sie sich das Heft nicht aus den Händen nehmen. Sie mußte von allem, was geschehen sollte, erfahren und ihre Einwilligung geben.

„Ein Rackersmädchen!" sagte der alte Sperber. Sie war viel drüben, holte sich dort Rat ein und traf mit jenen Mädchen und deren Kameraden zusammen, nach denen lange schon ihr Sinnen und Trachten stand.

Jetzt, da sie allein war, hielt kein Bedenken sie mehr von ihnen fern.

Das waren die beiden Töchter des Rat Kirsten aus der Wünschengasse unten in Weimar, die mit ihren Freunden Budang, Ernst von Schiller und Horny hinauf zu den alten Sperbers kamen und dort wahre Freudenfeste feierten.

Sie standen den Sperbers sehr nahe, denn sie wußten lustig und liebenswürdig zu sein und waren voller kindlicher Keckheit und Jugendüberschwall, daß den beiden Alten das Herz lachte.

Die junge Beate hatte es nie verstanden, die beiden guten Menschen so lächeln und lachen zu machen. Das tat ihr leid. Es lag etwas Schweres über ihr von Kindheit an. Sie war nie so recht sorglos gewesen.

Für sie waren aber die beiden Mädchen Röse und Marie etwas ganz Wundervolles. Nun, da sie erfahren, daß sie selbst schön war, näherte sie sich ihnen wie ihresgleichen und wurde freudig aufgenommen.

Das Mädchen auf dem Ettersberg, das immer Reißaus genommen hatte, wenn sie sie zufällig bei Sperbers trafen, hatte längst ihr Verlangen erregt, besonders da ihre drei Freunde sehr viel von ihr hielten.

„Wegen ihres roten Haarschopfes mögt ihr sie wohl?" fragten die Mädchen ihre Freunde.

„Sie hat etwas Königliches", sagte Horny. „Ich habe sie einmal belauscht, wie sie im Herbst vor zwei Jahren auf einem Acker, abends, als Knechte und Mägde gegangen waren, sich ganz einsam ein Kartoffelfeuerchen anzündete. Ich habe gesehen, wie sie das dürre Kraut geschleppt brachte, wie sie Feuer schlug und wie sie die Kartoffeln in die heiße Asche legte und dann zusammengekauert saß und in die Glut sah, so einsam und voller Gedanken. Ich war im Wald verborgen und mußte mir die Hände vor den Mund pressen, daß ich nicht jubelte über ihre Einsamkeit, und daß sie sich so ganz allein ein Feuerchen angebrannt hatte, und daß es ihr so behaglich in dieser Herbststille war. Dann hat sie von den Kartoffeln gegessen, so ganz einfach, wie ein junges, verlassenes Tier, und ihr mögt mir's glauben, da liefen mir Tränen über das Gesicht. Die Felder und was ich ringsumher sah, war alles so weit und groß und grau und kühl. Ihr Feuerchen und sie

selbst erschien mir in dem grauen Nebel nur wie ein winziger lebendiger Punkt.

Ich wußte ja auch, daß sie keine Mutter hatte.

Dann sah ich sie so still und ernst den Weg entlang gehen, ihrem Hause zu.

„Nie werd' ich das vergessen."

Die beiden Mädchen sahen sich ganz betroffen an. Sie gingen, als Horny ihnen sein verschwiegenes Erlebnis erzählte, abends auf dem Sperberschen Gutshof auf und nieder.

„Weshalb hat er uns das noch nicht erzählt?" fragte Röse, bekam aber keine Antwort.

Röse und Marie hatten für alles, was Horny ihnen erzählte, viel übrig.

„Als wenn man sie hocken sieht", sagte Röse.

„Und daß sie Badewännchen heißt", meinte Marie. „Die Sperbers wollen auch, daß wir uns um sie bekümmern," fuhr Röse fort, „und jetzt läßt sich auch etwas mit ihr anfangen. Sie ist so scheu nicht mehr, und man kann ganz vernünftig mit ihr reden. Ihr ist auch zuwider, was uns zuwider ist. Am liebsten rennt sie draußen herum und arbeitet ordentlich. Herr Gott, wie sie's gut hat!"

„Na, hör' mal," sagte Marie, „so allein!"

„Ja," sagte Horny wieder, „sie hat etwas von einer Königin. Sie tut, was sie will und denkt, wie sie will. Sie lebt ein Leben für sich."

„Als wenn das die Königinnen täten", meinte Röse.

„Die Königinnen, die ich meine," antwortete Horny, „die können in der Wünschengasse wohnen oder auf dem Ettersberg."

„Solche Königinnen!" lachte Marie.

„Das einzig sind die Wahren! Jung müssen sie sein, ohne Tadel — und frei und froh und jedem gerade und stolz in die Augen sehen."

Das entzückte beide, Röse und Marie.

„Wir sind drei Königinnen!" riefen sie Ernst Schiller und Budang entgegen. „Kommt, wir wollen zur dritten gehen!"

Und sie machten sich alle auf und gingen einen schmalen Weg über ein paar Wiesen und Felder, an einer Sandgrube hin, zum Rauchfußschen Hof, und fanden die junge Herrin im Garten unter der Linde sitzen, ihr Abendbrot verzehrend.

Auf dem weiß gedeckten Tisch stand ein Schüsselchen Sauermilch, aus dem sie löffelte, und ein Laib frisches Brot lag dabei, und ein Teller goldgelber Butter leuchtete auf dem weißen Tuch.

„Herrlich," sagte Röse, „wie sie zu Abend ißt."

Sie wurden alle eingeladen mitzuessen, und bald saß jedes vor solch einem Schüsselchen Sauermilch und schnitt Brot und strich Butter. Im stillen dachten sie: „Da wird die liebe Frau Sperber mit dem Essen auf uns warten." Aber sie sahen alle das gute, freundliche Gesicht vor sich, von dem sie nicht glaubten, daß es ihnen ihre Freude mißgönnen würde, und dann dachten sie: „Wer weiß, vielleicht essen wir, wenn wir nach Hause kommen, was sie für uns hat, auch noch."

Als sie abgetafelt hatten, war es ganz selbstverständlich, daß sie zu tanzen begannen unter der blühenden Linde. Da wurde gar nicht weiter darüber geredet.

„Also los!" sagte Röse. Die Pärchen fanden sich: den Takt singend und brummend, wiegten sie sich auf dem festgetretenen Kiesboden. Badewännchen rannte ins Haus, als die Dunkelheit hereinbrach, und holte eine Stallaterne, denn unter der dicken Linde dunkelte es bereits, als der Garten noch in Dämmerung lag. Dann kamen die Glühwürmchen und schwirrten durch die duftenden Zweige. Das junge Menschenvolk faßte sich bei den Händen und tanzte Ringelreihen um den alten, düsteren Stamm, bald links herum, bald rechts herum und fand kein Ende damit.

Sie waren alle von seligster Harmonie zueinander hingezogen. Der stille, stille Garten um sie her, der duftende,

schützende Baum und die leuchtende Stallaterne, in deren Strahlenkegel junge Herrlichkeit auftauchte.

Sie sprachen kaum und lachten kaum. Es war so eine große, heilige Wonne, die alle durchdrang. Das einsame Mädchen, das die glücklichen Jugendfreunde mit in ihren frohen Reigen gezogen hatten, war von überirdischer Wonne durchdrungen.

Das war ihr erster Tanz, dieser schweigende, selige Ringeltanz. Links herum, rechts herum, solange es zu ertragen war.

Es war ein Tanz zum Lobe Gottes, der Schönheit auf Erden und der wundervollen Jugend. Da wurden sie freilich nicht müde, und alle wußten, daß sie einander liebten von Kindheit an.

„Schön ist's", sagte Röse.

Herr und Frau Sperber waren heraufgestiegen, um nach ihren Flüchtlingen zu sehen, und standen ganz ehrerbietig in der Ferne und sahen dem heiligen Tanz zu. Die Kummerfelden, die vom Samstag zum Sonntag im Sommer hin und wieder auch Logiergast war, denn Sperbers Gastfreundschaft war unergründlich, war mit ihnen gekommen.

Die drei Alten rührten sich nicht.

„Ja — ja!" sagte der gute Sperber, und hätte er eine Rede über alles Weh und alle Freude dieser geheimnisvollen Erde gehalten, sie hätte nicht tiefer und verständiger ausfallen können.

Die alte Kummerfelden meinte: „Du lieber, braver Sperber, da möchte ich dir die Hand dafür drücken, denn recht hast du", und nun sagte sie selbst auch: „Ja — ja!" Aber das ging Frau Sperber durch Mark und Pein, denn die Kummerfelden war nicht umsonst eine hochberühmte Schauspielerin gewesen.

„So mach' einem doch das Herz nicht schwer, dumme Suse," sagte sie zu ihrer guten Freundin, „du mußt auch immer in den Dingen herumrühren."

„Aber", sagte Herr Sperber, „fortgehen tut es so nicht, das könnte lustig da oben werden — Badewännchen muß heiraten."

„Heiraten?" sagte die Kummerfelden. „So eine Schönheit. Ewig schade wär's um sie."

„No, was denken Sie denn mit ihr zu machen?" fragte Herr Sperber. „Schließlich sind Frauenzimmer doch nur zum Heiraten da."

„Ja, Gott sei's geklagt."

„Gerade die Tochter des alten Rauchfuß muß früh heiraten, sonst erleben wir was. Das ist ein Teufelsmägen; der Pfarrer sagt's auch, er hat einen Freier für sie."

„I, warum nicht gar, der Pfarrer, der wird was Rechtes haben", rief die Kummerfelden.

„Und unser Neffe?" fragte Frau Sperber. „Für den wären Mädchen und Gut wie geschaffen, und wir hätten ihn dann in unserer Nähe."

„Natürlich," sagte die Kummerfelden, „das wäre dann ja in schönster Ordnung."

Währenddem tanzten die Jungen unter dem Baum und achteten nicht auf die Alten, die nicht mehr wissen, was reine Freude ist und mit ihren verständigen, häßlichen Lebenserfahrungen das reine, junge, menschliche Glück antasten und beschmutzen, so gut sie es auch meinen. Ohne zu wissen, daß die alten Augen voll Wehmut und Vernunft auf ihnen geruht hatten, tanzten die jungen Glücklichen schweigsam und selig weiter.

Als sie sich damit genug getan, gingen sie in den nächtlichen Wald und sangen und sahen den Glühwürmchen zu und sprachen, wie nur ganz junge Freunde und Freundinnen reden, die noch Scheu tragen, von Liebe zu sprechen.

Spät wurde es.

„Mich dürstet," sagte Röse, „und nun können wir doch nicht mehr bei Sperbers nach unserem Nachtessen fragen

und müssen froh sein, wenn wir ohne Zankerei hereinkommen."

Beate meinte: „Wir gehen in den Kuhstall und trinken frische Milch."

Da waren alle dabei.

„Aber still muß man sein, die Knechte schlafen ganz nebenan."

So schlichen sie miteinander zum Kuhstall. Beate Rauchfuß trug die Laterne. Der Hof lag still und dunkel, der mächtige Misthaufen dunstete herb und schwer. Das schöne Geschöpf öffnete die alte, verschabte Stalltür, und sie traten ein. Der warme Duft schlug ihnen entgegen. In einer Mauernische brannte ein Öllämpchen und warf auf einen weißen Kuhrücken seinen gelben Schein.

Beate meinte: „Es wird schon ein wenig hell. Die Magd wird bald zum Melken kommen." Sie beleuchtete mit ihrer Laterne ein Gestell, auf dem allerlei hellgescheuerte Kübel und Näpfe standen, und nahm ein schneeweißes Holzkübelchen.

Aus den Schwalbennestern, die am dunkeln Gebälk klebten, klang das Piepen und Zirpen der jungen Vögel. Süße, süße Töne in dem warmen Dunst. Der kleine Brunnen im Stall plätscherte.

Beate nahm den Melkkübel der Magd, streichelte und klopfte eine schöne, weiß-braun gescheckte Kuh und molk dann in das Kübelchen. An dem mächtigen Kuhleib lag der frohe Kopf des Mädchens. Horny hielt die Laterne. Sie molk ihr Kübelchen schäumend voll. Die Kuh brummte über die sonderbare, allzu frühe Störung.

„Das ist eine Milch!" sagte die junge Gutsherrin. „Und nun trinkt alle einmal." Sodann reichte sie ihren Kübel, und sie tranken in langen, langen Zügen.

„Eine Königin ist sie", sagte Horny wieder zu Röse. „Wie herrlich das alles ist! Prachtvoll ist solch ein weißes, duftendes

Milchmeer, das vor den Augen schwankt und einen ganz durchströmt mit Kraft und Wärme."

„Nicht wahr, nun seid ihr alle satt?" fragte Beate stolz und glücklich.

Sie sagten sich Lebewohl und brachten ihre junge Wirtin noch bis an die Tür des einsamen Wohnhauses.

Die drei Alten aber hatten den Entschluß, oben im Rauchfußschen Hofe Ordnung zu schaffen, sehr energisch gefaßt. Badewännchen durfte sich nicht selbst überlassen bleiben. Nein, so was geht nicht! „So ein Mägen allein im Hause!" meinten die beiden Sperbers ganz gedankenvoll, und so kam es, daß sie ihren Neffen zu sich aufs Gut kommen ließen.

Das war ein guter, frischer Mensch. Alle Nachbarn im ganzen Umkreise vom Ettersberg und hinter dem Ettersberg, in Weimar und um Weimar dachten wie die alten Sperbers: „Das geht nicht, daß das kleine, dumme Frauenzimmer mit ihrem Hofe allein bleibt."

Ein jeder dachte an einen Neffen, Bruder, Sohn oder sonst einen Anverwandten, den er auf das seltene Wild hetzen wollte, während das junge Mädchen in vollen Zügen ihre Freiheit und Jugend genoß.

Sie lebte trotz alledem recht ruhig und ehrbar, wußte sich trotz Verwalter und Mamsell bei ihren Leuten in Respekt zu setzen und war durchaus tüchtig und fleißig.

Da brach es los, was die Alten in ihrem Übereifer herbeigeseufzt hatten, — die Freier kamen.

Der schöne Jugendfriede der drei Königinnen mit ihren guten Freunden wurde gestört. Solch neue, wundervolle Jugend muß sich erst auf sich selbst besinnen, ehe sie zum Verlangen und Begehren wird. Die drei vernünftigen Alten hätten ruhig die drei Königinnen ihren herrlichen Reigen

weitertanzen lassen sollen. Zuerst rechts herum, dann links herum, so lange es zu ertragen war. Solch' ein Reigen wird nicht wieder getanzt — nie im Leben.

Die ersten Freier, die sich meldeten, waren die beiden Kostgänger der hübschen, kleinen Witwe mit dem Herzgesicht, Herr Oehmchen und Herr Leinhose. Sie machten bei Sperbers Besuch, und nicht etwa zusammen. Keiner wußte von dem andern.

Hinauf auf das Rauchfußsche Gut hatten sie sich nicht gewagt, denn die Sache sollte in allerschönster Ordnung vor sich gehen.

„Halloh?" dachte Herr Sperber. „Jetzt wird's schon ernst, wenn die abgestandenen Ehrenmänner sich auf den Weg machen." Herr Sperber wollte demnach nicht allzu hoch hinaus mit seinem Schützling. „So ein ganz schlichter Mann, das ist der beste für so ein Frauenzimmer," meinte er, „da gibt's keine Geschichten wie mit Herrn Rauchfuß; so einer hat der Welt nichts Besonderes zu zeigen, keinen roten Bart, keine Hünengestalt, nicht Mucken im Kopf, nicht Herz und nicht Geist — so einer wie die meisten, der hält Ruh' gottlob."

Herr Sperber nahm die Herren recht freundlich auf. Der Neffe natürlich würde sie ausstechen, das war ihre Sache. Er selbst, Herr Sperber, hatte nur freundlich und gerecht zu sein.

Beate, die zu dem Neffen und den beiden Kostgängern eines Abends zu ihren Vormundsleuten geladen wurde, genoß das Staunen, das Hingerissensein der drei Mannsbilder wie ganz vortreffliches Konfekt und ließ es sich schmecken. Es war ein wundervolles Konfekt, nein, es war ein süßer Duft, den sie einatmete.

„Die Menschen werden trunken von mir", dachte sie wieder und wurde übermütig und glückselig.

Trotzdem die Kostgänger und der Neffe ganz gehörig langweilig in ihrer großen Verliebtheit waren und ungeschickt dazu, langweilte sie sich nicht, fühlte nur sich selbst und den Opferduft, der zu ihr aufstieg und sie kräftigte. Die drei Mannsbilder waren ihr gleichgültig, waren nur die Pfannen, in denen Weihrauch brannte.

Nach solch einem Abend war sie stark und froh wie eine junge Göttin, arbeitete am andern Tag unverdrossen, setzte sich in Respekt bei ihren Leuten und fühlte sich wohl.

Samstag abends wanderten die Kirstensmädchen mit ihren Freunden herauf; aber es währte nicht lange, da kam dieser und jener mit, der sich unterwegs angeschlängelt hatte und den sie nicht los hatten werden können. Darüber waren Röse und Marie sehr mißmutig. „So einer stört," sagten sie, „wir wollen unter uns sein." Beate Rauchfuß aber meinte: „Laßt ihn, er ist ja ganz gleichgültig."

„Natürlich rennen sie jetzt alle 'rauf zu dir, weil sie denken, da ist was zu holen", sagte Röse. „Sag's ihnen doch, daß du nichts von ihnen wissen willst. Was brauchst du die, du hast ja uns!"

Den alten Sperbers wurden die Besuche der jungen Leute auf ihrem Gute bald zu viel, und besonders der Neffe wollte nichts mehr davon wissen; deshalb beschlossen sie, die alte Freundin der Kummerfelden, die Rabenmutter, Beaten als Ehrenwache beizugeben. Die war Schutz genug, zehn Freier in Respekt zu halten und war zu allem anstellig, bei Kranken und Toten zu wachen, weshalb nicht einmal bei der Schönheit eines jungen Frauenzimmers?

Sie hatte ihre Kinder alle verheiratet und stand hilfbereit ihren Freunden und Bekannten zu Diensten; unter dem großen Christophorusmantel, den sie Winters wie Sommers trug, schlug ein gar empfindsames Herz, und in dem starken, großen Körper wohnte auch eine stattliche Seele.

Auf den Ettersberg als Badewännchens Ehrenwächterin kam sie gar zu gern; es war Winters Anfang, als man sie rief.

So etwas hatte sie sich lange gewünscht. Da droben auf dem prächtigen Gutshof, da sollte es ihr wohl gefallen. Wenn Schnee lag, hätte sie es von da auch nicht weit zu ihren Schützlingen, den Raben, die sie auf den verschneiten Feldern zu füttern pflegte. Die Rabenmutter zog anfangs November auf dem Rauchfußschen Gut ein.

„Im Frühjahr ist Hochzeit", hatte ihr der alte Sperber gesagt.

„Weshalb muß nun dies Mädchen, das alle Ursache hätte, fein bescheiden und unauffällig ihren Gatten zu wählen, solch ein brennendes Strohdach sein? — Und Freude hatte der Racker daran; wie ein Trinker den Wein, liebt sie die Verliebtheit all dieser Esel. So suchst du die Sünden der Väter heim an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied." Der alte Sperber sah sehr schwarz, war sehr ärgerlich über Herrn Rauchfußens Badewännchen.

„Was du für Geschichten machst!" sagte er zu ihr. „Den ersten besten nimmt ein Mädchen unten in der Stadt, und du läßt alles, was Beine hat, den langen Weg heraufrennen. Weißt du, das ist unverschämt von dir. Ein Frauenzimmer soll bescheiden sein."

Da lachte das Mädchen übermütig. Ihr Herz war so frei und leicht überströmend von Erdenwonne.

Was auch gesagt wurde, sie hörte nur halb. Sie war ganz in sich selbst verpuppt.

Ihre Seele rund, wie eine Kugel, hatte keine Ecke, keinen Riß, an dem die Sorge sich hätte einhaken, oder in den sie hätte eindringen können, eine schöne Kristallkugel, von Licht überschienen und durchleuchtet.

Wundervoll ist das Nichthören auf Vernunft und Weisheit, das ganz Ichsein der ersten Jugend, das Halbhören auf

alles. Wie ein fernes Rauschen und Lärmen und Läuten tönt das Treiben der Welt in die unstörbare Wonne solcher in sich versunkener Schönheit und Jugend hinein.

Übrigens kamen ganz reputierliche Herren den langen Weg dahergewandelt. Unermüdlich waren Herr Leinhose und Herr Dehmchen.

Zu ihnen gesellte sich oft die junge Witwe mit dem Herzgesicht, in kluger Erwägung, daß das gefährliche Mädchen im schlimmsten Falle nur einen ihrer wohlgenährten Kostgänger nehmen könnte, so blieb sie freundlich gegen beide.

Außer diesen beiden machte sich gar oft der Hofmann auf den Weg, der in der Umgebung von Weimar ein ziemlich verschuldetes Gütchen besaß, aber außerdem tadellose Manieren, einen außergewöhnlich kleinen Kopf und aristokratische Hände. Er schaute auf eine stattliche Reihe von Ahnen, die alle an seinem Besitztum und seiner Persönlichkeit geknabbert hatten; denn von beiden war wenig mehr da, und es schien durchaus vernünftig, daß er sich um eine Vervollständigung umsah.

Er war allen über an Formen und imponierte daher. Sie hielten ihn für gefährlich und waren froh, wenn er bei irgendeiner festlichen Gelegenheit, einer Schlittenfahrt oder einer Redoute im Stadthause ausbleiben mußte, denn er ging zu Hof, und daher arrangierten die Freier ihre Feste gern an Tagen, an denen er fern bleiben mußte.

Tanzkränzchen, Liederabende, Spinnstuben, Redouten gab's diesen Winter in Weimar in Hülle und Fülle, und die schöne Rauchfuß wurde in alles mit hineingezogen; bald machte der eine sich liebenswürdig, bald der andere. Ritter hatte sie genug, alle gangbaren Kaufmannssöhne des Städtchens, junge Herren vom Gericht, was sich nur irgendwie zum Bürgerstand

zählte und darunter — und darüber hinaus. Es jagte, wer da irgend jagen konnte.

Sie liebte den Tanz. Ja, tanzen schien ihr das Herrlichste auf Erden zu sein, sich ganz zu vergessen, ja, sich ganz aufzulösen in Musik und Bewegung. — Sie unterschied ihre Freier nur nach ihrem Tanzvermögen; in ihren geistigen Kapazitäten, die bei keinem bemerkenswert waren, verwechselte sie diese untereinander und war selbst ganz ohne Jagd- und Beutelust, einfach zufrieden und selig in sich.

So ging die Zeit hin.

Die Ungeduld der Braven hätte ihr wie eine Flut zum Lippenrand steigen müssen, sie bedrängend und ängstigend, oder etwa, als ständen vor ihrer Tür eine Reihe Gläubiger, sie aber säße in ihrem Stübchen in allem Frieden und ließe sie, so ungestüm sie wollten, klopfen und läuten.

Sie spürte die Ungeduld der Glücksritter gar nicht. Sie waren ihr so fremd, so fern.

Einen dieser fremden Leute sich ins Haus nehmen, ihn immer haben und sehen müssen, schien ihr so abgeschmackt und unmöglich, daß sie der Gedanke nicht einmal beunruhigte; aber sie träumte von Wundern, von einem, den sie lieben wollte. Sie fühlte etwas so Starkes, Großes und Gutes in sich und empfand dabei ihre Unwissenheit und Enge. Die Sehnsucht nach dem Unbekannten war zugleich eine brennende Sehnsucht nach Weite, ein Entfliehenwollen aus der Enge, ein Wachsenwollen.

Niemand hatte ihr bisher das Brot des Lebens geboten. Sie hungerte. Ihre Schönheit barg etwas noch Schlafendes, etwas Starkes, das sich regen wollte in dieser Welt und über diese hinaus; aber niemand nährte dies Wundervolle. Die Speise, die sie ihr boten, war keine königliche, keine seelenstärkende Speise, es war Alltagsfutter, an dem sie verkümmern mußte.

Ja, sie träumte lang unter all ihren Freiern vom Erwachen, gegen das das Leben, welches die andern in ihr weckten, tiefer dumpfer Schlaf war.

Die Rabenmutter hatte ihre Freude daran, daß die Festung, die sie behüten sollte, sich nicht ergab, denn so konnte sich das behagliche Leben oben auf dem Rauchfußschen Gute noch eine Weile für sie ausdehnen.

Sonntag abends oder nachmittags hatten sie meist Besuch, da kamen die Freier, die Kirstensmädchen mit ihren Freunden und die hübsche, junge Witwe, und oft fand sich auch die brave Kummerfelden ein. Die hatte ihre Freude an dem unvernünftigen Geplauder der verliebten Junggesellen.

„Ganz des Kuckucks ist das Mannsvolk, wenn es verliebt ist", sagte sie einmal zur Rabenmutter; „der Vogel singt seiner Liebsten die schönsten Lieder und reizendsten Redensarten, die er ersinnen kann; aber unsere Mannsbilder, mit Ausnahme weniger, die es gleich drucken lassen, reden doch einen ganz jämmerlichen Brei daher. Die Haare stehen mir unter der Haube auf, wenn ich denke, akkurat so taten sie's auch zu meiner Zeit und nicht einmal gar so übel hab' ich's gefunden. Mannsbilder sind nun mal nur gescheit, wenn's durchaus sein muß, soweit's gezahlt wird. Greulich schwer muß es ihnen fallen."

„Ja", meinte die Rabenmutter, „gerad' als ob sie meinen, daß so ein frisches Mägen nur durch ausbündige Blödheit zu kirren wäre — das Mägen lacht freilich dazu — aber das sag' ich dir, sie ist eine ausgesucht kalte Hundeschnauze."

„Recht hat sie", meinte die Kummerfelden.

Es ist eine kühle Sache um das Plaudern von so zwei Alten. In Frühlings-Abenddämmerung saßen sie im großen Wohnzimmer am Fenster. Die Jugend spielte Pfänderspiele. Im Nebenzimmer wurde der Tisch zum Abendessen gedeckt.

Sie hatten schon muntere Sonntagnachmittage und Abende oben bei der Vielumworbenen verlebt, harmlose, gute Stunden, in denen jeder einzelne vergaß, weshalb er eigentlich hier heraufgelaufen und sich nur vergnügte, wie die anderen sich vergnügten.

Heut' aber lag etwas wie Frühjahrsmüdigkeit in der Luft. Draußen regnete es kalt und gleichmäßig, trotz des jungen Laubes.

Die Hühner saßen in ihrem Stall und gluckſten in Sonntags-nachmittags-Griesgrämigkeit. Knechten und Mägden hatte der trübselige Regen die Sonntags-Unternehmungen verdorben.

Schritte schlürften über den Hof, denen man Unbefriedigtsein und Langeweile anhörte. Die Tropfen klatschten gegen die Scheiben, oder wenn der Wind sich gelegt hatte, rieselte es sachte und grau hernieder.

Das kleine Weimar mit all seinen berühmten Leuten lag auch vernebelt und langweilig unten am Fuße des langgestreckten Ettersberges, sah aus wie jedes andere trübselige Landstädtchen im Regen — trostlos und öde.

Aus der großen Einsamkeit und Frühlingsnässe klang hin und wieder süßer Amselschlag, sehnsuchtsvoll nach Sonne.

Die Kirstensmädchen mitsamt ihren Kameraden waren heute trotz Sturm und Schmutz und Regen heraufgetappt, weil sie gehofft hatten, heute würden die verliebten Junggesellen, sie sagten „Esel", einmal daheim bleiben.

Jedem war es so ergangen. Jeder einzelne hatte gehofft, den andern nicht zu finden und einmal seine Person allein zur Geltung zu bringen, und alle waren sie enttäuscht.

Die Vielumworbene war auch nichts weniger als gut aufgelegt. Mißmut hatte sie erfaßt, als sie all die nassen, gleichgültigen Gestalten sich draußen mit viel Lärm und Geschnauf ihrer tropfenden Hüllen entledigten.

Die Stallmagd mußte ihnen die Stiefel reinigen oder, falls sie ein anderes Paar zum Wechseln mit heraufgebracht hatten, die nassen abnehmen, um sie am Ofen zu trocknen.

Jeder fand sich mit mehr Lärm und Aufruhr ein, als es ihm zukam. Dem jungen Mädchen erschienen sie alle wie polternde Ehemänner. Auch sie wäre heute gar zu gern mit den Kirstensmädchen und den Kameraden allein geblieben.

Heute bedrückten sie die fremden Mannsbilder, von denen jeder sich mit dem Gedanken trug, hier oben heimisch zu werden, Herr von allem.

Unverschämt erschienen sie ihr. Eine schwere Traurigkeit überkam sie. Sie dachte der Ehe ihrer Mutter, an das arbeitsvolle Leben der stillen Frau, an ihre Einsamkeit, an die Gleichgültigkeit, die sie zu ertragen hatte, an die heißen, schmerzvollen Umarmungen, die sie für ihr Kind hatte.

„Eine nette Geschichte!" Das junge Mädchen wurde voll Trotz und Zorn. „Hat einer von allen, die hier heraufkommen, mir auch nur etwas gegeben, was ich nicht schon wußte und kannte? Langweilig sind sie. Hab' ich erst einmal einen von ihnen, so sieht er nicht mehr, daß ich schön bin. Was bleibt dann übrig?"

Sie spielten Pfänderspiele, die unruhigen, unbefriedigten Gedanken aller lagen drückend im geschlossenen Raum. Auch beim Abendessen ging es nicht so munter her wie früher.

Die Wirtin war schweigsam und strahlte nicht wie sonst im Bewußtsein ihrer Kraft und Schönheit.

Zum ersten Male seit ihrem Erwachen zu Sorglosigkeit erster Jugend war heute die Kristallkugel, der ihre Seele glich, fleckig und trübe. Sie schwebte nicht mehr wie im Sonnenlichte, ganz durchleuchtet.

Um neun Uhr, als der Regen in Strömen goß und eben beratschlagt wurde, daß die Kirstensmädchen bei Badewännchen nächtigen sollten, die drei Kameraden und die Kummerfelden bei Sperbers, und die Freier sich nach und nach an den

Gedanken gewöhnen mußten, bald in Wind und Wetter aufzubrechen, wurde draußen am Hoftor heftig geschellt.

„Um Gottes willen!" rief die Rabenmutter.

Alle saßen stumm; sie waren vollzählig beieinander.

„Vielleicht doch noch einer von Sperbers", meinte Röse zweifelhaft.

„Bewahre!" sagte Beate.

Sie dachte: „Es ist kein Leben, wenn ich einen von diesen heirate. Es würde eine trostlose Geschichte." Und sie spürte wieder die Kraft ihrer sehnsüchtigen, hungrigen jungen Seele, die wachsen wollte und der niemand Nahrung gab.

Ganz versunken war sie in dem neuen, fremden Weh, da kam die Stallmagd außer Atem herauf und sagte: „Einen fremden Menschen hab' ich hereingelassen. Er bittet, hier das fürchterliche Wetter abwarten zu dürfen. Er kommt von über Land, sagt er."

„Ja", sagte die Rabenmutter, „ist's denn ein ordentlicher Mensch?"

„Freilich!" Voll Eifer schlug die Stallmagd sich auf die Schenkel. „Er gehört zu den Herrensleuten, wenn er auch jetzt recht durchnäßt ist."

Alle lachten hell auf. Das plötzliche Lachen fuhr so unvermutet wie ein Schwarm Vögel in die Höhe, den ein Spaziergänger auf einem stillen Stoppelfelde aufgescheucht hat.

Mitten im Lachen sagte Beate zur Magd: „Führ ihn herein und hilf ihm doch."

Die Rabenmutter erhob sich auch und sagte: „Den wollen wir einmal in Augenschein nehmen; hat er seinen Namen nicht gesagt?"

„Kupferstecher Kosch hat er dreimal gesagt — und wie!" antwortete die derbe Magd und grinste. „Was er dann aber noch gesagt hat! — Aus Eiweiß wäre er, hat er gesagt, und aus Asche, oder, ich weiß nich', aus noch allerlei." Die Magd rieb sich die Arme und grinste — grinste. „Das sollt' ich der Herr-

schaft ausrichten, hat er gesagt. Grad so, hat er gesagt, wär' er gebraut und gebacken wie die oben auch."

Der Hofmann sprang auf und rief: „Der darf nicht herein, das ist ein Verrückter! Das ist eine Unmöglichkeit, liebe Mamsell Rauchfuß."

Beate Rauchfuß lächelte.

„Wenn er gerade so gebacken und gebraut ist, wie wir alle hier, weshalb dann nicht?"

„Weil das albern ist", sagte der Sperbersche Neffe.

„Albern?" fragte die Vielumworbene lachend. „Sind wir denn auch aus Eiweiß?"

„Aber liebe Mamsell," sagte Herr von Mengersen, „das sind doch Dinge . ."

„Er hat noch ganz andere Sachen dahergered't!" Die Magd lachte.

„Schweigen Sie!" fuhr der Hofmann sie an.

„Nå — nå", meinte die Magd. „Ich sag' nischt, das war auch nur für unsereins."

„Sehen Sie!" schrie der Hofmann und hielt seine zarten, langen Hände wie schützend ausgestreckt. — „Bedenken Sie, daß hier junge Mamsells im Zimmer sind."

„Geh 'naus, dummes Mensch," brummte der Sperbersche Neffe, „pack dich!"

Grinsend machte sich die Magd davon.

Beate lachte.

Es war wie frische Luft ins Zimmer gekommen. Sie atmete tief auf. Wieviel lustiger und gescheiter waren die Knechte und Mägde untereinander, als ihre Freier. Was hatte sie da schon gehört! Die machten nicht viel Federlesens und sagten, was sie dachten.

Jetzt kam die Rabenmutter herein. „Ein ganz reputierlicher Mensch," sagte sie aufgeregt, „nee, wirklich."

„Kommt er denn 'rein?" riefen die Kirstensmädchen.

Und da kam er schon, machte vor der Tür einen tiefen Bückling, daß der Haarschopf ihm über die Stirne fiel.

Er stand recht bescheiden da, fast ein wenig ärmlich, hager und nicht besonders gepflegt; als er seinen Kopf wieder erhob, blickte ein fahles Gesicht mit scharfen, dunkeln Augen auf die Gesellschaft. Der Mund groß und gescheit, ein bartloses, großzügiges Gesicht.

Er nahm auf eine gute Art Platz am Tisch. Ein Gesellschaftsmensch war er nicht; aber er mochte den Entschluß gefaßt haben, sich nicht verblüffen zu lassen. Die ganze Person schien von einem gleichmäßigen Willen durchdrungen.

Er machte nicht den Eindruck, als hätte das schlimme Wetter ihn irgendwie stark mitgenommen. Er war aus dem Unwetter aufgetaucht, etwa wie ein Hecht aus den Fluten, in grauer, unauffälliger Montur.

Die andern sahen gegen ihn alle angezogen aus, überzogen mit fremden Stoffen und Lappen. Die drei Königinnen ausgenommen, deren Jugend und Schönheit die Kleider kräftig und lebendig durchdrang.

Er saß neben der Vielumworbenen.

Große Stille.

„Herr Kupferstecher", sagte die Rabenmutter, „bitte sich zu bedienen."

„Herr Kupferstecher?" fragte der Fremde mit sonderbarer Betonung. „Weshalb nicht zum Beispiel Herr Spazierläufer — Herr Allesfresser — Herr Säufer oder Herr Schläfer? Oder — no, wollen wir's genug sein lassen."

Er fragte sehr gleichmütig.

„No aber", sagte die Rabenmutter.

„Ja freilich", meinte der Fremde.

„Woher wissen Sie, daß ich mehr und lieber Kupfer steche, als etwa schlafe und fresse? Verzeihen Sie, also — esse . . ."

„Ja," sagte die Rabenmutter, „ich meine doch, daß man einen Menschen nach seiner reputierlichsten Beschäftigung tituliert."

„Reputierlich? Ich finde zum Beispiel reputierlich, wenn einer im heißen Sommer vor einem Mauseloch im Feld auf dem Bauch liegt und schaut, was die kleine, graue Madame so tagsüber daheim treibt. — Da kommt er der Weltseele näher, als wenn er in Kupfer sticht, was irgendein Esel sich zurecht geschmiert hat. Ja — ja — unsere reputierlichen Beschäftigungen!"

„No aber", sagte die Rabenmutter wieder recht verblüfft und schaute sich um nach den übrigen Gesichtern. — Da sah sie ein lustiges Leuchten in den Augen der alten Kummerfelden. Die Kirstensmädchen blickten sehr schelmisch, weil sie ein köstliches Lachen eingefangen hatten und mit diesem zappeligen Ding nicht recht fertig wurden.

Die jungen Kameraden schauten mit Interesse auf den, der wie ein Hecht aus der Flut aufgetaucht war. Die Freier sahen äußerst unduldsam aus. Die Augen der Vielumworbenen hingen verlangend an dem Fremden, als schnitte der Lebensbrot auf. Freilich hartrindig schien es zu sein und brüchig. Aber es war da etwas wie nach Nahrung Duftendes.

„Darf man fragen," begann die kleine Madame Kummerfelden in ihrem freundlich geblümten Kleid und aus der großen Haube heraus, „wo der Herr hergekommen und wohin der Weg führt?"

„Ich wollte mir 'mal euren alten Herrn anschauen da unten in der Stadt."

„Den Herzog?"

„Nee."

„Seine Exzellenz?" fragte die Kummerfelden in einer Art höfischen Tones, den sie gern hervorholte. Sie verstand sich darauf, mit vornehmen und von vornehmen Leuten zu sprechen.

„Seine Exzellenz", sagte er borstig. „Damit ist alles ge-

sagt. Nun haben Sie's mir gründlich verdorben. Jetzt könnt' ich am einfachsten wieder umkehren. Ich komme aus der Harzgegend, aus einem der vielen unbekannten Nester dieser Erde und wollte, da ich mein Lebtag unter Tieren, was man so Menschen nennt, lebte, einmal den sehn, der da sagte: ‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an' — und noch einiges mehr. Ich wußt's ja, aber nun hör' ich's. — Seine Exzellenz! — Wunderlich. — Und wie Sie das schön sagten, Verehrteste. — Man sieht ihn steifrückig vor sich. — Und ich wollte hingehen und ihn bei der Hand fassen und sagen: ‚Herr Gott, ich danke dir, daß du auch 'mal was Vernünftiges schufst, damit man an dich doch mit gutem Gewissen glauben kann — denn deine Ebenbilder hier auf Erden! Alle Achtung vor dir — aber hör mal . . . !'

Was ich will, dazu paßt kein Bückling und kein Wartezimmer. Nackt sollte er gehen, Eure Exzellenz, unter hohen, mächtigen Bäumen, auf glattem feierlichen Grund."

„Verehrtester," sagte der Hofmann gemessen, „Sie scheinen sich von Seiner Exzellenz die eigentümlichsten Begriffe zu machen. Bei ihm Audienz zu erhalten, ist nicht allzu leicht."

„Will auch gar nicht", sagte der Kupferstecher. „Bei mir daheim, in meiner Einsamkeit, ist er ein wundervoller Freund, den man liebt, heiß — wie nur ein einsamer Mensch einen wundervollen Freund zu lieben versteht. Nee, nee, behaltet Eure Exzellenz."

Ernst von Schiller, der Freund der Kirstensmädchen, sagte bescheiden, aber begeistert: „Er scheint durch alle menschlichen Verhältnisse hindurch. Er ist stärker als alles. Als Sohn wohlhabender Eltern aufgewachsen in einer großen Stadt, Jurist geworden, dann im engen Weimar zu Amt und Würden gekommen, Hofmann geworden und immer in gutem Behagen, — gibt's einen schlimmeren Weg für ein

Genie? Und er blieb klar und scharf und tief und voller Güte, wurde nie stumpf und dumpf."

„Jawohl", sagte der Kupferstecher heftig. „Wer sagt denn das? Haben Sie ihn inmitten unter den Elenden sitzen gesehn? Haben Sie ihn ringen sehn, ringen mit den Mächten des Lebens — aus der Dunkelheit sich heraufringen sehn?

Kennen Sie denn diese ungeheuren Gewalten, die Menschen das Denken herauspressen, wie die Kelter den Wein aus den Trauben?

Ein Jahr ohne Geld, ein einziges Jahr ohne Geld — ohne Anhang: Eure Exzellenz wäre lebendig geworden wie Gott — nie hättet Ihr solch ein Wunder auf Erden gehabt — die Welt erlöst hätte er, wäre er durchglüht worden bis aufs Mark, hätte er unter den Elenden gesessen, unter denen, welche die Welt von der Schattenseite sehen. Eine kurze Zeit da stehen, wo die stehen, welche die Arme nach ihren Ebenbildern um Hilfe ausstrecken, ein paar Wanderungen durch Städte und Dörfer, dem Winter entgegen, ohne zu wissen, wo der Balg Wärme und Futter bekommt, und ein paar gute Kameraden unter denen, vor denen der Ehrenmann ausspuckt.

Meine Hand leg' ich ins Feuer, heut' nacht noch könnte ich an seine Tür klopfen und rufen: ‚Mach auf, Bruder! Einer kommt, der dich liebt. Er kommt aus der Welt, aus der du deine Kraft holtest, deine Einsicht, deine Größe, deine große Güte. Mach auf', wie es im Hohen Liede heißt: Gebadet habe ich die Füße, wie, soll ich in den Staub wieder treten? Nein hätte er nicht gesagt. Zu Seiner Exzellenz werde ich, wenn's Glück gut ist, nicht einmal vorgelassen. Auch gut!"

Der Hofmann sagte: „Lieber Herr, wo käme Seine Exzellenz denn hin, wenn er jeden Durchreisenden empfangen wollte? Bedenken Sie."

„Bin nicht jeder Durchreisende!" brummte der Kupferstecher und schaute auf den Tisch vor sich hin, als schaute er da die bewegendsten Dinge. Kann sein, daß er sich selbst so sah, sein Wesen, seine Vergangenheit, all die ihm vertrauten Sachen und Begebnisse, die niemand etwas angingen.

Herrn Rauchfußens Tochter fühlte etwas, als wäre ein ihr Zugehöriger endlich zurückgekehrt. Nicht gewundert hätte sie sich, wenn der Zugelaufene gesagt hätte: Nun, wie steht's? Habe ich mich verändert in der langen Zeit? Ich hoffe, du verstehst mich noch wie sonst?"

Sie sprach kein Wort, so gut wie kein Wort. Sie hätte ihm denn gleich ihr ganzes Herz ausschütten müssen.

Das war ein lebendiger Mensch. — Sie wußte das ganz genau. Alle, die sie kannte, waren noch nie, so schien es ihr, so lebendig gewesen. Eingelullt von den Gewohnheiten waren sie alle.

Ihr Vater? Da ahnte sie so etwas, als hätte der lebendig sein können, wenn er gewollt hätte — aber es hatte ihm wohl nicht gepaßt, — und er hatte getrunken, um sich zu betäuben.

Von ihm hatte sie wohl die Sehnsucht, selbst lebendig zu sein und unter Lebendigen zu leben.

Sie konnte die Blicke nicht von dem wachen Gesicht wenden und fühlte einen Strom von Kraft und Leben von ihm zu ihr strömen.

Er beachtete sie kaum und sprach und stritt in seiner abgerissenen, ringenden Art weiter mit den Freiern, die ihn für ein verrücktes Tier hielten.

Als alles aufbrach, sagte sie zur Rabenmutter laut und fest, daß alle es hörten: „Herr Kosch bleibt hier. Jetzt ist's zu spät für ihn, unten in Weimar noch in ein Gasthaus zu gehen. Lassen Sie ihm das Fremdenstübchen richten."

Diese Worte rangen auch ihr sich aus der Seele. Sie waren zentnerschwer zu sprechen.

Sie wollte ihn nicht hergeben.

Und er blieb.

Und als sie alle gegangen waren, kamen ein paar kurze Augenblicke, in denen sie mit ihm im Wohnzimmer allein zurückblieb.

Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster und schaute über das Zimmer hin.

„Was werden die Monsieurs zum Beispiel sagen, daß Sie mich Zufallsmann hier behielten — und was denken Sie denn darüber?"

„Ich," sagte sie, „ich denke, daß es zu spät für Sie ist, noch in Weimar Unterkommen zu finden."

„Na," meinte er, „eine Prinzessin auf der Erbse bin ich nicht. Ich wäre in jede Spelunke, die sich mir aufgetan hätte, auch gekrochen."

Sie sah ihn schweigend an und errötete stark.

Es lag etwas Lustig-Spöttisches in seinem Blick, der scharf auf sie gerichtet war.

„Weiberchen! — Weiberchen!" sagte er leichthin.

Da war es ihr, als wenn sie etwas an der Kehle packte und würgte. Das ist ein Mensch, der viel herumgekommen ist. Sie dachte an die Weibergeschichte der Knechte, die sie sich in der Gesindestube erzählten.

„Was er von mir denkt?" Tränen stiegen ihr heiß in die Augen. Sie trat einen Schritt vor, wollte sprechen, fand kein Wort. „Ich weiß . . ." sagte sie und kam nicht weiter.

„Na, was wissen Sie, schönes Kind? Was weiß so ein schönes Kind?"

Sie wurde bleich.

„Sprechen Sie doch mit mir, wie Sie mit den jungen Männern sprachen! Sprechen Sie doch wie mit einem Men-

schen mit mir." Es lag etwas Flehendes in der Stimme und etwas Ungeschicktes.

Überhastend sprach sie jetzt wie jemand, der vieles sagen möchte und alles in ein paar Worte preßt, deren Bedeutung der andere nicht versteht. „Sie sollen mir die Hand geben, ganz einfach sagen: Es ist freundlich, daß Sie mich hier behalten."

„Eigentümliches Wesen", sagte der Fremde, kühl lächelnd, wie zu sich selbst. „Was?"

Seine Augen bekamen etwas Unverschämtes.

Das Mädchen fragte in tiefer Erregung: „Ist Ihnen nie eine gute, einfache Frau begegnet oder ein Mädchen?..."

Er unterbrach sie. „An Güte fehlte es selten genug, schönste Mamsell."

„Nein," sagte sie jetzt ruhig, „eine Frau, die sagte: Sprechen Sie doch mit mir wie mit einem Menschen, erzählen Sie mir, was Sie wissen und was Sie denken, mich verlangt nach etwas, wovon meine Seele leben könnte?"

„Nein," sagte er, „so eine ist mir nie vorgekommen. Wenn ich je zu einer sprach wie zu einem Menschen, hat sie zu gähnen angefangen."

„Wirklich?" sagte das Mädchen traurig. „Oder ist es Ihnen zwei- oder dreimal so begegnet, wie Sie sagen — und dann haben Sie die anderen eingeschüchtert?"

„Kann auch sein. Es kommt überhaupt nicht viel dabei heraus."

„Weshalb nicht?" fragte sie erregt.

„Höchstens 'ne dumme Liebesgeschichte, Mamsell — die alte, dumme Geschichte."

„Traurig ist das", sagte das Mädchen. „Gott sieht in mein Herz", fuhr sie auf eine schlichte Weise fort zu sprechen. „Ja, ich habe Sie hier bei uns behalten wollen, weil mir war, als könnten Sie mir Lebendiges sagen. Ich wollte Ihnen zuhören. Nun sind Sie ein ganz anderer. Glauben

Sie denn, die Mannsbilder, die Sie hier sahen, sind klüger als ich? Glauben Sie, auch nur einer verstand, was Sie sagten? Ich sah auf ihren Gesichtern, daß sie Sie für halb verrückt hielten. Schlafen Sie wohl!" sagte sie ruhig, indem sie sich von ihm abwendete und zur Tür hinausging.

Er dachte: „Ei verflucht! Ein Schöngeist. Schön ist die Person! Wollen einmal sehn. Zwei Stunden im Umkreis von Seiner Exzellenz treibt schon das Unkraut wunderliche Blüten."

Als er von der Rabenmutter in sein Stübchen geleitet worden war, fand er, als er vor dem schneeweißen Bett stand, daß er sich in gar kein übles Abenteuer begeben hatte. Der große Gutshof, das weitläufige Haus, das schöne Mädchen, das er, umgeben von Freiern und Freundinnen, angetroffen hatte, und ihre Verliebtheit, die sie so drollig maskierte.

Sie war ihm beim ersten Blick als ungewöhnlich schön aufgefallen und er hatte gedacht: „Da sitzt sie und wählt von all den höflichen Herren sich den höflichsten, reichsten und dümmsten aus!" Daß die Wahl auf ihn fallen könnte, wäre ihm nicht im Traum gekommen. So war sie ihm der Beachtung nicht wert gewesen.

Aus kleinen Verhältnissen hatte er sich so weit heraufgearbeitet, daß er das Leben eines sonderbaren Kauzes führen konnte. Er hatte sich auf das äußerste Maß einer bescheidenen Lebensführung selbst beschränkt, kannte keinen Luxus als den, so zu denken und zu handeln, wie es ihm gefiel und von Zeit zu Zeit einen guten Schluck zu tun; den liebte er und hielt ihn eines deutschen Mannes würdig. Die ganze Art seiner Beanlagung war auf eine solche Kraftzufuhr von außen gewissermaßen angewiesen. Seine Leidenschaftlichkeit, sich in Dinge dieser Welt einzuwühlen, war so groß, daß auf diese Leidenschaftlichkeiten eben solche Ermattungen folgten, die gehoben werden mußten.

Das Weib spielte in seinem Leben eine kleine, fast komische, etwas erbärmliche Rolle. Mitleidig sah er auf dieses, wie auf ein höchst unvollkommenes, kränkliches Wesen herab.

In seinen Liebschaften war er nicht wählerisch gewesen.

Seine Mutter war ein bedrücktes Weib, das ihn nie verstanden hatte; die Schwester spießbürgerlich. So hielt er von den Frauen nicht viel.

Er erachtete zum Beispiel auch die Pferde für besonders dumme Tiere und konnte in größten Zorn geraten, wenn ein Pferdeliebhaber ihm das Gegenteil zu beweisen anhub.

Überhaupt saßen seine Ansichten wie mit Widerhaken in ihm fest, und er konnte sehr empfindlich werden, wenn man daran rüttelte. „Das ist sonderbar genug, daß ich mich hier in diesem Nest, das ich durch Regen, Sturm und Nebel kaum noch sah, in eine Liebesgeschichte eingesponnen habe."

Damit legte er sich aufs Ohr.

„Schade, daß das schöne Ding Schrullen hat — was ihr nur fehlt? Sie sieht sonst ganz gesund aus."

Am anderen Morgen war lachendes Frühlingswetter. Der Regen hatte sich endlich ausgetobt.

Die Kirstensmädchen waren in aller Herrgottsfrühe schon mit den Kameraden zur Stadt hinuntergezogen, hatten aber versprochen, sobald als möglich wieder heraufzukommen. Beate hatte mit ihnen zusammen gefrühstückt und ging nun im Garten umher, sah aber die junge Frühlingspracht kaum.

Der Gast im Fremdenstübchen ließ ihr das Herz schlagen. Ja, sie hätte es nicht tun sollen.

Sie hätte nicht sich das Herz fassen sollen, zu sagen: „Herr Kosch bleibt hier."

Herr Kosch wanderte zur selben Zeit durch Hof und Ställe und kam auch in den Garten, sah seine junge Wirtin wan-

deln und dachte: „Wollen wir mal 'ne Ausnahme machen und sehen, wann sie mit Gähnen anhebt. Schließlich verlohnt sich's der Mühe."

So kam es, daß er mit ihr redete wie mit seinesgleichen, sagen wir, wie etwa mit seinen Kameraden abends am Stammtisch, mit denen er nie weiter als bis dahin gekommen war, daß sie ihn für einen närrischen, nicht ungefährlichen Kerl hielten; nicht ungefährlich aus den verschiedenen Gründen, erstens, weil sie ihn nicht verstanden, und dann, — er neigte aus diesem Grunde leicht zum Jähzorn.

Jetzt nahm er also seiner jungen Wirtin die große Bangigkeit vom Herzen, die er ihr gestern durch sein spöttisches und mißachtendes Wesen verschuldet hatte.

Er ließ sich gehen, sprach, wie es seine Art war, und gab den spöttischen und spielerischen Ton auf, den er für die Weiber bereit hielt.

Sie hörte ihm still zu, wovon er auch sprach. Sie gähnte zu seinem Erstaunen nicht.

„Die Liebe muß groß sein", dachte er.

„Mir gefällt, daß Ihr Garten eine Wildnis ist", sagte er unter anderm. „Nichts Verschnittenes, keine Quadrate, keine Kreise und geometrischen Figuren, so daß man auf den ersten Blick sieht, daß man es mit Menschen auf unterster Stufe zu tun hat. Die Freude am Kreis, am Viereck ist ein böses Zeichen. Wer möchte schließlich mit Höhlenmenschen verkehren! — Nein, ein sehr anständiger Garten."

„Ich weiß aber," sagte Beate, „daß Menschen hier gelebt haben, die nicht viel Lebensfreude hatten — wäre meine Mutter glücklicher gewesen, glaube ich wohl, daß sie ein paar Tulpenbeete angelegt haben würde, rund oder lang, wie es ihr gefallen hätte."

„Ja, ja," sagte der Kupferstecher, „man muß es den Menschen gönnen, daß sie sich auf ihre Weise vergnügen — aber greulich bleibt's.

Denken Sie sich, ein so armer Kerl will Herrliches schaffen in der Freude seines Herzens und kratzt wie ein Huhn sich ein Beet in den Sand, länglich, mondlich, und ist stolz und froh.

Und so ist das ganze Leben. Alles eine Armseligkeit. Das Fressen — und das Fressen erjagen verstehen die meisten nicht übel — aber außerdem kratzen wir alle im Sand.

Haben Sie zum Beispiel schon einmal etwas gedacht, meine schöne Mamsell? Ich meine nicht, ob heut' schön Wetter wird oder ob ich den Müller nehmen soll oder den Meier — oder ob mir das blaue Kleid besser steht als das rote — oder ob's eine ewige Seligkeit gibt oder nicht.

Ich meine, ist Ihnen über etwas, entgegen allen anderen, ein Licht aufgegangen? Und haben Sie über dies aufgegangene Licht solch unbändige Freude gehabt, daß Sie einen Kriegstanz mit Geheul und Gejohl hätten aufführen können? He?"

„Nein, Herr Kosch, solch eine Freude hab' ich nie gehabt", sagte das Mädchen.

„Sehen Sie, Mamsell," lachte er auf, „und da wollen Sie mitreden!"

„Sind die Taten der Menschen gar nichts in Ihren Augen?" fragte sie, um zu erfahren, was er davon hielt.

„Die Taten der Menschen? Was meinen Sie damit?"

„Ich meine, wenn man vielleicht einen Menschen pflegt und in seiner Todesstunde ihn tröstet, oder wenn eine Mutter alles für ihre Kinder tut."

„Nein, nein," sagte er heftig, „das alles nebenbei; aber der Gedanke, der Gedanke! Die Erkenntnis macht erst zum Menschen. Dann ist man froh und stark und frei — das Selbstdenken! Dann erst ist man ein lebendiger Mensch."

Sie war wie berauscht von ihm, und das zarteste Gefühl, das in einer Menschenbrust sich regen kann, wurde in ihr wach. Sie, mit einer so viel jüngeren Seele, breitete die

Hände nach der seinen aus, um sie zu lieben und zu behüten. Noch versteht sie ihn kaum. Doch ist sie schon voll Mütterlichkeit für seine Seele, denkt und sinnt, wie ihm zu helfen sei.

Die Blicke ihrer Freier taten ihr noch in der Erinnerung weh. Sie verstanden ihn nicht. Sie begriffen eben nicht, daß er ein lebendiger Mensch war.

Wunderlich, wie sie forschend in ihn eindrang, sehnsüchtig, klug — und ernst und voller Wahrheit — und er ging neben ihr her als ein Mann, der etwas von sich hält, als ein Einsamer, Geprüfter, Wohlgeglühter — und dachte: „Eine hübsche Person. Schade. Was macht sie sich denn für nutzlose Gedanken für ein Frauenzimmer?" — Er war etwas ungeduldig.

Schwer hatte die Einsamkeit auf ihn die Hand gelegt, und nun fühlte er nicht, wie ein junger, eben erwachter Geist bang und voller Freundschaft um seine einsame Seele rang.

Die Sinne schliefen ihr noch. Es war etwas ganz Unirdisches, was er da erlebte, und wußte nicht, daß er's erlebte. Hätte er's verstanden, wer weiß, ob seine dicke Haut, die sich durch Abwehr und Kampf um ihn gebildet hatte, es auch noch durchfühlen konnte.

Er mußte sich sagen, daß der Zufall ihn vor die merkwürdigste Entscheidung seines Lebens stellen würde, denn daß er Herr dieses verliebten Mädchens war, daran konnte er nicht mehr zweifeln.

Nie hatte er an eine Verbesserung seiner Lage gedacht, hatte sie nicht einmal gewünscht, denn ein bedürfnisloses Leben ist ein bekömmliches Leben, gut für Geist und Körper. Er liebte seine Freiheit.

Er war überhaupt das, was er sein sollte.

Und doch schien das Schicksal zu wollen, daß er sich mit einem Weibe, mit Pflichten, nicht nur gegen sich selbst, und

mit Wohlhabenheit beladen sollte. Wehren wollte er sich nicht, aber die Sache, ohne selbst zu handeln, an sich herankommen zu lassen, mochte es kommen, wie es wollte.

An diesem Tage bummelte er hinunter nach Weimar, seinem Reiseziel, um Wege und Straßen zu gehen, die der alte Herr zu gehen gewohnt war; ging auch ins Theater und kam spät abends wieder in dem Gutshof auf dem Ettersberge an.

Alles schlief, nur die Rabenmutter kam, um ihm noch etwas zum Abendessen aufzutragen.

So strich er auch am andern Tag umher. Beate ließ sich nicht sehen. Die Rabenmutter sagte ihm, daß er jederzeit zu den Mahlzeiten willkommen sei, aber er solle sich keinerlei Zwang auferlegen.

„Sie ist ein ganz schlauer kleiner Balg," dachte er, „meine hübsche Wirtin."

Am Nachmittage begegnete er ihr, aber außerhalb des Gartens. Es fiel ihm auf, daß sie nicht errötete, sondern nur erfreut aussah. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Freies, Leichtes. Der rote Haarschopf glühte in der Spätnachmittagssonne. Sommerlich frei und glücklich sah sie aus.

Herr Kosch hatte das Gefühl, daß er zu dieser schönen Heiterkeit nicht viel beigetragen hatte.

Er war schließlich nicht allzu vertraut mit den Verhältnissen dieser Leute und hatte die Vielumworbene mitten unter ihren Freiern angetroffen.

Die Verliebtheit, die sie ihm gegenüber an den Tag gelegt hatte, schien ihm nicht mehr so ganz einwandfrei.

Entschieden hatte er das, was man Glück bei den Weibern nennt. „Sie lieben", so überlegte er, „das Außergewöhnliche; so ein Kerl, etwas geheimnisvoll aufgetaucht, das ist diesen Romantikerinnen der Menschheit eben recht.

Sie sind stolz auf solch einen Liebhaber; aber den Ehemann wählen sie aus anderem Holz geschnitzt. Der muß ver-

läßlich sein, gut bürgerlich." Herr Kosch hatte seine Erfahrungen und beschloß — einfach liebenswürdig zu sein.

So gingen sie miteinander. Das Gras quoll in seiner grünen Fülle aus dem Erdreich und duftete, wehte im sanften Maiwind weich wie aus Seide. Das Laub der Buchen am Waldessaum saß noch zusammengefaltet wie zarte grüne Schmetterlinge, die sich zum Weiterfliegen anschicken, an den Zweigen. Die Bäume im freien Feld bekamen ihre festen Formen. Die Linden glichen ihrem Blatte. Sie standen wie große grüne Herzen.

Und das sprach Herr Kosch aus.

„Ja, wie Herzen", antwortete sie und lächelte. „Jeder Baum gleicht seinem Blatt, das sah ich oft. Haben Sie die Wipfel der Bäume schon miteinander reden sehen?" fragte sie. „Sie machen Bewegungen oft wie alte Frauen, neigen sich so behutsam und würdig; oft sieht man sie wie Kinder miteinander reden und oft wie ernste Männer."

Jetzt dachte er, sie wird zu erzählen anheben von ihrem Leben, von ihren Eltern, von ihrer Kindheit, daß sie das Landleben satt habe oder liebe.

„Das tun sie alle, sie reden von sich und ihrer Vergangenheit, sobald sie etwas zahmer werden.

Sie sind nur auf sich selbst angewiesen im engsten Kreise. Es ist bei ihnen nichts gewachsen als sie selbst.

Der Mann spricht nicht von seinem Wachsprozeß. Er spricht von dem, was er geworden ist, was durch ihn wurde. Langweilig sind diese Frauenzimmer!"

Zu seinem Erstaunen, ja, seinem unliebsamen Erstaunen schwieg sie aber und sprach nicht von sich.

„Ich habe nachgesonnen," hub sie nach einer Weile an, „wieso es kommt, daß Sie voller Gedanken sind, und wieso es kommt, daß alle, die ich kenne, und auch ich selbst, ohne Gedanken sind."

„O," sagte er, „meine liebe, schöne Mamsell, weil ihr alle das Leben nicht heiß genug liebt."

„Nicht heiß genug?" fragte sie nachsinnend.

„Ja," sagte er, „es ist nichts anderes. Ihr nehmt alles so kühl hin, so bürgerlich. Es kommt nicht zum Kochen, daher werden die Gedanken nicht gar. Sind die Leute jung, so sind sie jung, ohne diese Wonne, diese Glut, dies herzverzehrende, selige Bewußtsein.

Trunken müßten sie sein voll seliger Gedanken!

Wär' ich ein Weib und hätte ich einen solch roten Schopf voll Haare — und solche Glieder voller Schönheit; — Herr Gott im Himmel! selig würde ich herumrennen, im vollen Bewußtsein meiner Kräfte, keine Stunde des Tages sollte verloren gehen. Ich würde die Jugend auskosten mit all ihren Gefühlen und Gedanken, Sünden und Herrlichkeiten. — Und käme das Alter, würde ich mich auf die Erde werfen und rasen und toben und mir die Kleider zerreißen und Asche auf die Haare streuen und ersticken vor Gram.

Aber weil sie nichts denken und nichts wissen, können sie eine bürgerlich dumpfe Jugend führen und ein behagliches Alter. Wüßten die Menschen, was Jugend ist — nie wäre die Welt zu bezwingen. Alle Jugend würde so brausen und gären, daß kein Herrscher der Welt sie unterdrücken könnte."

„So scheint die Welt fürs Denken nicht gemacht zu sein?" sagte das Mädchen ernst.

„Nein," antwortete er heftig, „wenn alle dächten und nicht nur einer unter Hunderttausenden, würde sie unmöglich sein.

Stellen Sie sich vor, schönste Mamsell, die Weiber begännen zu denken! Nicht auszusinnen wäre das. — Prost Mahlzeit! — Die größte Revolution auf Erden bräche an, ein Vulkan verschüttete alles. — Es ist ganz recht: Denken soll bei wenigen sein. Tote, willenlose Körper sind notwendig,

die mechanisch leben, mechanisch tun, was sie sollen. Ich danke für eine denkende Welt! Nein, Mamsell, bleiben wir beim alten."

So waren sie miteinander durch die volle Frühlingspracht gegangen; da klang Musik.

„Woher?" fragte der Kupferstecher.

„Aus dem Rödchen", sagte sie ganz versunken.

„Lassen Sie uns dahin gehen. Tanzmusik! — Ich hätte nicht übel Lust, unter Bauernvolk — — Wie wär's?"

„Bauernvolk ist da nicht," sagte sie, „dort kehren die Weimaraner beim Förster ein. — Was mag denn los sein?"

„Werden wir ja sehen", meinte er.

So gingen sie einen schmalen Weg durch dichtes Waldesdickicht. Deutlicher drang die Musik durchs Maiengrün. Und jetzt standen sie vor dem niederen Försterhaus und sahen die langen, grauen Holzbänke wohlbesetzt, und unter der Linde wurde im letzten Abendsonnenschein getanzt.

Beate Rauchfuß begrüßte die Försterleute, stellte ihren Gast vor: „Herr Kupferstecher Robert Kosch."

„Wer sind die denn?" fragte Herr Kosch.

„Eine Kegelgesellschaft, nichts weiter."

„'s doch erlaubt, da mitzutanzen?"

Herr Kosch führte seine schöne Wirtin auf den gedielten Tanzplatz unter der Linde, schlang seinen Arm um sie und reihte sich mit ihr den tanzenden Paaren ein.

Er tanzte so sonderbar, wie seine ganze Art war, leidenschaftlich, unregelmäßig und doch mit Kraft und Gewandtheit und fand ein wunderliches Sich-an-ihn-Anschmiegen bei seiner Tänzerin. Sie tanzte ganz im Verständnis seiner Tanzart.

„Ei verflucht!" dachte er.

Aber es behagte ihm. Er hatte sich bisher, wenn es einmal zum Tanzen bei ihm kam, redlich geplagt und im Tanz den-

selben Kampf wie im Leben gefunden, nämlich Widerstand statt Anpassung.

Diesmal empfand er den Tanz als ein Wohlbehagen, als eine Bejahung seiner selbst — wie ein guter, starker Wein rann es ihm durch den Körper. Er fühlte sich frei und ungehemmt, wie er sich selten fühlte, so ganz er selbst ohne Kampf.

Atemlos war seine Tänzerin. Ihm fehlte der Atem noch keineswegs. Jetzt — ein Schwanken, etwas Unrhythmisches, was ihn störte.

Seine junge Wirtin hatte ihn, erschöpft, wie sie war, aus der Reihe der Tanzenden gezogen und sank schwindelnd einem kleinen dicken Herrn fast in die Arme.

Der lachte auf. — „Ja, schönes Kind, ich seh' schon lange zu, wer tanzt denn auch so aus dem Vollen."

Verwirrt sah der Kupferstecher seine Gefährtin werden, verwirrter, als dieser Zufall es eigentlich wohl mit sich brachte.

„Verzeihung," hörte er sie sagen, „Königliche Hoheit, — Verzeihung, daß ich so ungeschickt war."

„Da hat sie Karl August fast umgestoßen", dachte Herr Kosch.

Richtig, am Hause hielt die Jagdkalesche, die er aus einer Abbildung wohl kannte, und seine Augen suchten heftig weiter; da sah er in seiner nächsten Nähe einen vornehmen alten Herrn stehn, im grauschwarzen Rock, den Hals mit blütenweißem Battist umwunden, in dem ein gelbroter Stein glühte, den Hut in der Hand, das Haar wie einen wohlfrisierten grauen Nebel um die hohe Stirn, die sich rein wie eine Tempelkuppel wölbte — und dieser Blick! Da, da war er tanzend an das Ziel seiner Reise gelangt.

Zu diesem aber sagte man nicht „Bruder".

Er stand und starrte.

„Herrgott im Himmel, welch ein Mensch! Der hatte sich sein Menschentum wie einen Thron auferbaut. Der stand einsam unter allen. Sie waren vor ihm wie fortgewischt."

Der Kupferstecher sah seinen Freund, den er in einsamen Stunden so heiß begehrte, in einer ungeglaubten Entfernung vor sich stehen.

„Ja, solch eine Mauer muß sich einer bauen, wenn er schaffen will und sich ausleben will, wie dieser.

Nein, der hat nichts bei den Elenden zu tun und zu suchen. Was für ein Plebejer bin ich," dachte er, „daß so etwas mir nicht in den Sinn konnte!"

Da sah er, wie der Fürst Beate Rauchfuß, deren Schönheit Herrn Kosch im Augenblick erschreckte — so groß und stark war sie —, lächelnd dem vornehmen alten Menschen zuführte und sagte: „Das ist ja der Rotkopf oben vom Rauchfußschen Gute, der uns als wildes Kind so manches Mal bei unseren Streifereien auf dem Ettersberge die Wege kreuzte. Solche Wunder wachsen hier oben."

Das Mädchen neigte sich vor dem vornehmen Mann und küßte ehrfürchtig seine Hand.

Er strich ihr über den roten Haarschopf mit einer sanften Bewegung.

„Wohl dem, dem dieser Sonnenkopf leuchten wird. Aus den Augen strahlt Freude und Liebe."

Er wendete sich zu dem fürstlichen Freund. „Welches Übermaß von gebenden Glückseligkeiten liegt in den jungen Geschöpfen dieser Erde!"

„Wenn das verfluchte Abbröckeln nicht wäre!" brummte der fürstliche Herr, hob das stumpfnasige Gesicht und winkte, daß die Kalesche vorführe.

„Zerbröckeln, vom andern Standpunkt aus: Erbauen. Ohne Sorgen, schöner Rotkopf —, wie es auch komme."

Der vornehme ruhige Mann folgte seinem Fürsten in den Wagen, und beide grüßten im Fortgehen das schöne Mädchen, das eine tiefe Verbeugung machte, die sie bei der alten Kummerfelden von Grund aus gelernt hatte. In Weimar verstand jedes Mädchen, das seine Nähstunden bei der alten Schauspielerin gehabt, seinen regelrechten Hofknix zu machen, „denn", sagte die prächtige Frau, „in einer so kleinen Stadt, wo so viel fürstliche Leute und Geistesfürsten leben, muß auch auf den Straßen ein gewisses savoir vivre herrschen." — Sie verstand sich auf so etwas.

Der Kupferstecher hatte wie betäubt gestanden; da war nun die Begegnung mit dem Bruder, dem alten Herrn, vor sich gegangen. Er selbst hatte keine Rolle dabei gespielt.

„Dem pochst du nicht an den Fensterladen, Plebejer!

Aber das Mädchen, das er mit den Augen küßte, dem er über das Haar fuhr. Diese kleine Gans!"

Er nahm seine Wirtin heftig bei der Hand: „Gehen wir, Mamsell," sagte er, „gehen wir!"

Und mitten im stillen Maiengrün, unter seidenzarten Büschen, riß er die Erschreckte an sich, küßte sie und wühlte sein Gesicht ein in die rote Haarpracht, die sein „Bruder" gestreift hatte und deren junger Duft ihn betäubte.

„Herrgott — in deine Hände!" schluchzte er fast auf.

In einen solchen Sturm von heißen Zärtlichkeiten war sie unversehens und ahnungslos geraten, daß ihr der Atem verging wie bei einem Schloßenwetter; sie wehrte ihn ab und barg sich zu gleicher Zeit bei ihm.

„Liebst du mich denn? — Liebst du mich?" fragte sie erschüttert und zitternd.

„Lieben? Ja, um Herrgotts willen, so Junges, Wundervolles liebt einer, wenn er's spürt und sieht. Was denkst du denn? — Haut und Haar maienduftend!"

Sie riß sich los von ihm und ging schweigend neben ihm her.

„Liebst du mich?“ fragte sie ebenso verwirrt und erschüttert wie er. — „Kennst du mich? — Weißt du, was ich auf Erden will?“

„Mich!“ sagte er heiß.

Sie wollte sprechen — sie suchte — suchte — suchte. Die Verwirrung war zu groß.

„Willst du mein Freund sein?“ fragte sie angstvoll.

„Ja — ja, gewiß“, sagte er.

„Willst du mich denken lehren? Ich will so lebendig werden, wie du bist.“

„Närrchen.“

Leidenschaftlich hielt sie ihn von sich ab. „Ich liebe dich, weil du anders bist als die anderen, und damit du mit mir sprichst wie mit einem Freund, wie mit einem Menschen.“

„Tu' ich's denn nicht?“

„Ich will nicht schlafend leben, hörst du!“

„Was für ein sonderbares Weiblein du bist. Küssen zu seiner Zeit, alles zu seiner Zeit, du junges Geschöpf.“

„Nach Leben verlangt mich's!“ rief sie, durchschauert von dem Unbestimmten, was sie wollte.

„Nach Leben? — Liebe ist Leben.“

„Nein, nein!“ sagte sie. „Verstehen ist Leben. Wenn ich mein Leben an deines hänge, will ich lebendig werden und nicht tot und stumm, wie meine Mutter war.“

„Du denkst dir das sehr komisch. Glaubst du denn, man kann das Denken lernen wie irgendeine andere Sache? Ich sage dir, liebe das Leben, so heiß du kannst. Ich will schon sorgen, daß du's lieben sollst.“

„Ich möchte nicht weggeworfen werden,“ sagte sie herb, „wenn du findest, daß ich nicht mehr schön bin. Ich lauf' dir davon, wenn du mich täuschest und mein Freund nicht bist.“

„Recht so“, sagte er lachend.

So gingen sie nebeneinander her, und er hielt den Arm fest und schwer um sie geschlungen.

„Du gehst gebunden," sagte er, „freier und seliger als ungebunden. Alles ist so nicht, wie es uns scheint. Du siehst irgendeinen Gedanken oder ein Gefühl und glaubst, es ist so ureinfach und beschränkt wie ein Punkt. Du trittst näher, und es wächst, wird ein Garten mit Wegen und Irrgängen. Du gehst darin umher und staunst. Da wird er dir unter den Füßen und vor den Augen zu einer Wildnis mit Abgründen und Undurchdringlichkeiten. Zu einer Welt wird diese Wildnis, die du nie überschauen und nie durchwandern kannst. Alles umschließt diese Welt, alles und jedes.

Es ist viel behaglicher, so glattweg die Dinge zu nehmen wie sie den Leuten vorkommen, als Gedankenblöcke zu wälzen.

Denken ist wie Trinken — das gewöhnt sich einer leicht an, wenn ihn irgendwo der Schuh drückt.

Und was hat er davon? Einen unaufhörlichen Kampf mit den Katzenjammern.

Er muß ein Held werden.

Würdest du dir das Trinken angewöhnen wollen?" fragte der Kupferstecher.

„Ich denke nicht", lachte sie.

„Gerade so wenig das Denken. Diese Katzenjammer sind für ein Weib noch beschwerlicher, da muß einer frei sein — frei, wie ein Mannsbild es ist, ohne Kind und Kegel und ohne Ach und Weh. Er muß sich hinflätzen können in seinem großen Elend."

Sie sah ihn fremd und staunend an.

„Siehst du," sagte er, „jetzt rollst du kleine, weiche, zarte Frühlingswelt neben einer ausgeglühten, felsigen, starren, steinharten Winterwelt im Raum dahin.

Ei verflucht — werden die Leute sagen, was tun die miteinander? Die hübsche Frühlingswelt wird verbrannt und zerdrückt werden — das sieht man kommen."

„Mag sie es werden!" antwortete das junge Geschöpf ruhig und fest. „Wir verbrennen ja alle" —, und er spürte wieder den Maienduft der Frühlingswelt, der ihm, dem unverwöhnten Mann, die Sinne verwirrte.

Sie war zu schönheitsvoll für ihn, zu hingebend, zu weicher Seele voll und zu sehnsüchtigen Herzens.

Es hätte etwas Kargeres für ihn besser getan.

Überfluß, der ihn bedrängte.

Die Wohlhabenheit, der er jetzt entgegenging, beängstigte ihn. Was würde diese aus ihm machen und er aus ihr?

Er kannte nur die paar Pflichten für sich selbst, und die waren ihm zuviel. Nun rollte so eine kleine Frühlingswelt daher und bewegte sich in seinem Dunstkreis um ihn her. Herrgott noch einmal, da galt es, aufzupassen. Das war keine einfache Geschichte mehr.

Tiefbewegt kamen sie beide auf dem Rauchfußschen Gute an und fanden allerhand Gäste vor. Die Kirstensmädchen mit ihren Freunden, Frau Mariannes Kostgänger mit ihrer kleinen Freßmadame und auch einige der Junggesellen.

Diesen war der hergeschneite Gast nicht unbedenklich erschienen.

Sie kamen, um einmal nachzuschauen, und fanden die Vielumworbene rosig und wie in Freude getaucht.

Sie begrüßte alle wärmer als sonst. Jeder kam sich besonders bewillkommnet vor.

Der Gast stand eckig hager in seiner grauen Montur, in der er wie ein Hecht aus den Fluten aufgetaucht war, und schaute scheinbar mißlaunig auf das Treiben und Kommen, Gehen, Schwatzen und Lachen.

„Ausgerichtet hat der hier nichts, so 'n Gesell", sagte einer der Kostgänger.

Der Kostgänger selbst war durch Frau Mariannens Fürsorge vorzüglich instand gehalten. Einen von den beiden fütterte sie dennoch für sich, das war bei ihr ausgemachte Sache. Einen würde sie auf alle Fälle zu trösten haben.

Die Rabenmutter brummte, daß sie heut abend schon wieder alle zum Abendessen versorgen sollte; aber der Tisch unter der Linde wurde gedeckt, und der alte Sperber, der einmal zuschauen kam, verkündete, daß er eine Bowle stiften werde.

Die Kirstensmädchen und die Kameraden holten den Wein vom Sperberschen Gut und brauten dann andächtig und eifrig, und während das Gebräu seinen Duft mit dem Duft des jungen Laubes und des blühenden Flieders mischte, wurde die Stimmung eine gar festliche.

Die Mädchen begannen zu nippen und zu lachen, die jungen Leute wurden aufgeräumter, der alte Sperber hielt seine beiden lebensfrohen Hände um das Glas gelegt, als wollte er die zarte goldne Flut liebkosen. Der Kupferstecher trank nicht wie in Feststimmung, sondern in der gemessenen, aber nicht unausgiebigen Weise, wie er es daheim an seinem Stammtisch gewohnt war. Es war ihm nichts so Außerordentliches, wie es den bescheidenen Gästen hier oben war.

Sperbers wie auch die Weimaraner waren allabendlich gewohnt, den braven Hausmuff zu trinken, der im offenen Eimer aus dem Rathaus geholt und auf Flaschen gefüllt wurde.

Es waren genügsame Leute.

Der Kupferstecher hielt sein Glas in der Hand und schaute darauf hin.

„Auf meinem Wege hier ins gelobte Land," sagte er, „saß ich in einem Dorfwirtshause und trank das schlechte Bier, das sie dort hatten. Da kam ein altes, elendes Weib, verdorrt von Alter und Mühsal, rührte mich an der Schulter und sagte: ‚Laßt mich 'nen Schluck trinken, um Christi willen!'

‚Hier, alter Saufaus!' Und ich gab ihr mein Glas.

Sie setzte an und trank es bis auf den letzten Tropfen, schaute mich mit ihren alten, großen Augen an und sagte: ‚Das soll mir jetzt Euer Leidenskelch gewesen sein.‘“

Der Kupferstecher schwieg — die anderen schauten.

„Das war das größte Liebeswort, das ich mein Lebtag hörte! — Amen.“

Die jungen Leute lachten.

Der alte Sperber liebkoste sein Glas und blickte schelmisch auf den Zugelaufenen.

Der Kupferstecher aber antwortete: „Alle Kirchenglocken hätten läuten müssen, als das alte Weib sagte: ‚Das soll mir jetzt Euer Leidenskelch gewesen sein.‘ Aus den Häusern müßten die Leute stürzen, zu sehen, was es gäbe. Hosianna sollten sie rufen. Versteht keiner diese unergründliche Tiefe solcher Armut und Güte?

Ich fiel auf die Knie vor der Alten, küßte ihren verschleppten Kleidersaum —, und sie — spie mir ins Gesicht — Amen.

Das heißt: Keiner weiß, was er hier redet und tut, nicht im höchsten Sinne, nicht im niedersten.

Sie sprechen Dinge aus wie Götter und verstehen nichts davon.

Sie sind wütend aufeinander und wissen nicht, weshalb.

Eine Welt des Schlafes! — Prosit!“ Damit hob er sein Glas.

„'n rechter Narr“, flüsterte ärgerlich Herr Sperber seinem Nachbar zu. „Kann er denn nicht reden wie andere Leute auch?“

„Ein verrücktes Tier!“ stand in aller Blicken.

Das trieb der Wirtin des Zugelaufenen alles Blut in die Wangen. Eine heiße, schützende Liebe faßte sie für ihn, eine warme, gute, unverlöschbare Flamme schlug aus ihrem Herzen auf. Ihr war, als könnte ihre junge Seele in der seinen untertauchen und voll Lebenskraft und Reichtum wieder auftauchen.

Offenbarung war er für sie. Ihr schien, als rettete sie sich aus einer dunklen, stummen Welt zu ihm ins Licht.

Nicht allzulang währte es, da merkten die Freier, daß der fremde Kupferstecher dabei war, ihnen das schöne, wohlhabende Mädchen vor der Nase wegzuschnappen.

Auch Herrn Sperber schien es nicht recht geheuer, und Herr Kosch bekam einen schweren Stand. Die Mannsbilder stichelten auf ihn und wollten ihn lächerlich machen.

Er hielt wacker stand, gab gute tüchtige Gegenrede. Er war das vom Stammtisch her gewöhnt und tat's anfangs in aller Gemütsruhe; aber schließlich war er der Mann, der nicht hören konnte, daß seiner Ansicht entgegen die Pferde kluge Tiere sein sollten.

So goß er auf seinen Jähzorn ziemlich von der vortrefflichen Bowle, trotzdem er wußte, daß das ein gefährliches Unternehmen war.

„Der Kerl ist besoffen", murmelte Herr Sperber. Er hielt nicht mehr die klare Flut seines Glases wie liebkosend umschlossen, sondern blickte auf seines alten Freundes Tochter und sah, wie diese bleich, mit großen weiten Augen angstvoll an jeder Bewegung des Zugelaufenen hing.

Der alte Sperber erhob sich, trat sachte hinter ihren Stuhl, rührte sie an der Schulter und sagte: „Den Esel bring' ich dir gleich fort, nur ruhig, Badewännchen."

Da traf ihn aber ein Blick voller Empörung und doch unsicher, wie nach Hilfe suchend.

„Hör' mal, Kind, komm mit mir durch den Garten", sagte der alte Herr jovial und treuherzig.

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Blicke hingen wieder an dem Kupferstecher.

„Ein Mann," sagte der soeben zu seinem Nachbar, dem Sperberschen Neffen, „dem man auch nur das Leiseste anmerkt in Gang und Haltung und Ausdruck, daß er zuviel des Guten tat — ist eine Memme! — Im Manne tobt eine

Welt. Der Mikrokosmus ist im Aufruhr! Stürme wüten im Hirn — ein Weltbrand! Er steht unbewegt, ein Gott im Aufruhr! Was meinen Sie? — Das ist die höchste Selbstbezwingung, die Urmännlichkeit, der Kampf und Sieg sondergleichen!"

„'n Schwipps, 'n Affe — no, ich sag' ja nichts dagegen, kann mal vorkommen; aber", meinte der Neffe sehr ruhig, „Ihre Auffassung scheint mir doch sehr grandios."

„Oho!" Der Kupferstecher reckte sich und dehnte sich und blickte herausfordernd über den Tisch.

Sein Blick streifte das schöne Mädchen, das ihm sein gutes Herz geschenkt hatte. Er gewahrte ihre tiefe Blässe, die Augen, die in Verzweiflung schauten.

„Gott steh mir bei, die schöne Seele!" fuhr es Herrn Kosch durch den Kopf. „'s ist doch kein Lot Kraft und Saft in so'n Frauenzimmer. Wasch mich, aber mach mich nicht naß! Die will nun 'nen Kerl mit Spiritus, aber das Auffüllen kann sie nun wieder nicht vertragen. — Ja, so!"

Da nahm er sich gewaltig zusammen und schwieg fortan.

Die junge Wirtin erhob sich jetzt, und mit ihr die Gäste. Die letzte halbe Stunde an der ländlichen Tafel unter der Linde war schwül gewesen. Der alte Rauchfuß ging um vor manchem Auge und schüttelte dem Kupferstecher verständnisvoll die Hand, weil der ihm aus dem Herzen sprach und bei weitem schwungvoller, als er es je gekonnt hatte.

Der Kupferstecher trat jetzt zu seiner Wirtin und sagte etwas undeutlich: „Und richtet über die Lebendigen und die Toten. — In Gottes Namen also, gute Nacht — so reise ich morgen."

Da sah sie ihn mit sterbensbangen Augen an, sprach kein Wort, aber hielt ihn mit ihren Blicken.

Er schwieg und schaute vor sich hin. Zu spüren war, daß er sich innerlich und äußerlich zusammenraffte.

„Ich bin, der ich bin", sagte er. „Zu denken ist da nichts. — Was so gewachsen ist", — er hielt seine fein ausgearbeiteten, aber festen Fäuste vor sich hin — „ist so gewachsen. — Leb' wohl! — Deine Küsse, Königinnenküsse! — Behüt dich Gott!"

„Bleib" — sagte sie, „bleib!" Ihre Züge aber erblaßten, sie schwankte, ihr Kopf sank an den Lindenstamm. Herr Kosch fing sie in seinen Armen auf. Die Windlichter auf dem Tisch warfen ihren gelben Schein.

Herr Sperber und einige noch sahen das Mädchen in den Armen des Zugelaufenen ruhen.

„Herr, du mein Gott!" So schnell es seine kurzen Beinchen gestatteten, war er zur Stelle. „Ja, was denn?" rief er. „Was ist denn?"

„Meiner Braut", sagte Herr Kosch ernst, „scheint es nicht wohl zumute."

„Ihrer Braut?" rief Herr Sperber. „Das ist ja aber — aber ..." „Ganz entsetzlich" wollte er sagen, besann sich, schaute nur mit Blicken, die keinen Zweifel aufkommen ließen, und nahm das Mädchen ohne alle Umstände in seine festen Arme.

Da schlug sie die Augen auf und sagte leise, als sie das freundliche, aber erschreckte Gesicht ihres alten Sperber über sich sah: „Ich liebe ihn über alles auf Erden."

Der Kupferstecher nahm ihre beiden Hände und küßte sie.

„Geh," sagte sie, „ich will allein sein. Du versprachst mir, mein Freund zu sein. So lebendig will ich werden, wie du bist. Das ist, was du verstehen mußt."

„Gute Nacht."

Er küßte ihr wieder die Hand, grüßte Herrn Sperber. „Ich gehe", sagte er, und so ging er hocherhobenen Hauptes, wie Herr Rauchfuß einst gegangen, wenn er der Welt beweisen wollte, daß er ein ganzer Mann war.

In heißen Tränen blieb das Mädchen zurück. Herr Sperber führte sie an die verlassene Tafel und setzte sich neben sie. Die Resttropfen in den Gläsern dufteten herb.

Die zwei Lichter schufen eine kleine weiße Insel mitten in der Dunkelheit, in der Gestalten auf und nieder gingen in erregten Gesprächen.

Dem Mädchen rannen unaufhaltsam Tränen über die Wangen.

„Badewännchen," sagte Herr Sperber, „was hast du angestellt! — Den wildfremden Menschen! Seid ihr Frauenzimmer denn ganz verrückt? Seit einem Jahr läuft alles, was Beine hat und reputierlich ist, zu dir herauf — und du? — Ein Mann, wie unser Neffe! — Kind! — So schlicht und ruhig — rein und gut; — der macht eine Frau glücklich."

„Laß! — Laß!" sagte sie.

Sie saßen stumm beieinander.

„Braucht noch niemand zu wissen; komm, Kind, gehen wir zu den anderen."

Willenlos folgte sie, nahm wie im Traum Abschied von ihren Gästen. Die Freier gingen in tiefer, stummer Erregung.

Die Kirstensmädchen küßten ihre Freundin herzlich auf die Wangen, und die Kameraden drückten ihr die Hand.

„Um Gottes willen, Kind," rief die Rabenmutter, als der letzte gegangen war, „bist du denn ganz des Kuckucks?"

„Lassen Sie sie," sagte Herr Sperber, „wir brauchen niemand. Gehen Sie schlafen. Ich bleib' bei unserem Kind. Laßt uns allein!"

Und sie blieben allein.

Sie gingen miteinander in das Wohnzimmer. Herr Sperber hatte eines der großen Windlichter mit hinaufgenommen.

„Nun sag' mir, Kind, wie ist das alles gekommen?"

Sie kniete vor dem kleinen kurzen Herrn, der in Rittmeister Rauchfußens Lehnstuhl sorgenvoll saß, und wieder quollen heiße, heiße Tränen.

„Die Nacht wissen wir noch, als dein armer Vater starb, und wir hier miteinander saßen und auf den letzten Atemzug warteten. Nicht wahr, Kind?"

Das Mädchen nickte.

„Weißt du, daß Herr Kosch nicht übel Lust hat, sich das Trinken anzugewöhnen?"

Sie nickte. Ihre Augen blickten starr vor Angst und Qual.

„Na, und trotzdem?

Sag' mal, ist das notwendig, daß ein Frauenzimmer ganz vernunftlos ist? Glaubst du, daß du ihn hindern kannst, wenn er Trinker werden will?"

„Nein", sagte sie.

„Und was ist denn das, altes Mägen, was sagtest du denn da? Lebendig willst du werden, wie er ist? Und dein Freund soll er sein? — Was ist denn das? — Siehst du, ich leg' mir da so was zurecht. — Du mußt wissen, deine Mutter war auch so 'ne kleene überspannte Seele, so gut und lieb sie war.

Sieh dir mal meine Alte an und auch die alte Kummerfelden. Alle Frauenzimmer von besserer Art haben in ihrer Jugend so ihre Flausen gehabt. Siehst du, aber anders lernen die Weiber denken, als die Männer. Die Männer kommen früher dazu, man lehrt es sie. Siehst du, ich sag' dir es so, wie ich's meine. Sie gehen mehr in die Schule, sie lernen ihr Gewerbe. Sie müssen ihren Mann stehen. Da wird ihnen gar manches künstlich beigebracht. Es geht nicht so ganz natürlich zu; aber immerhin, es muß sein.

Eine Generation sagt der andern ihre Gedanken. Wie eine Lawine wälzen sich die Gedanken über die Mannsbilder hin, alles, was je gedacht ist.

Oder, wenn du mich besser verstehst, alles bekommen sie vorgekaut.

Ihr Weiber aber lernt anders denken. In der ersten Jugend läßt euch das Leben ruhig, spannt euch nicht zu sehr an. Dann aber lehrt euch das Leben selbst denken. Die Gedankenlawine wälzt sich nicht über euch. Es wird euch auch nichts vorgekaut. Aus euch selbst wachsen die Gedanken und das Verstehen des Lebens.

Sieh dir meine Alte an und die Kummerfelden. Hut ab! vor diesen lieben, alten Frauen. Einfach denken sie über die Dinge; aber da ist nichts Fremdes, nichts Gelerntes. Es ist alles ihr Eigentum, ihr schwer errungenes Eigentum. Wir Männer sind selten so ganz natürlich wie sie, so ganz durchdrungen und so einfach. Wir haben viel Fremdes, Totes in uns. Ich rede nicht von mir, ich bin auch so ein alter Kauz, so ein einfacher Mann. Aber weißt du, dumm ist der alte Sperber deshalb nicht. Glaubst du, er kennt dich nicht? — O je!

Wenn einer in dich verliebt ist, ist er nichts weniger als dein Freund. Er kann dein Freund einst werden, wenn die Verliebtheit sich gelegt hat; aber noch ist er nicht dein Freund. Das mußt du dir verdienen!

Das ist des Lebens höchstes Gut; das fällt niemand in den Schoß. Ja, du kannst es dir nicht einmal verdienen, so wenig wie das große Los.

Siehst du, nun kommen wir auch noch darauf: Wir sind dir zu einfach, du willst höher hinauf. Du willst nicht wachsen, wie wir gewachsen sind, denk' ich mir, nicht so still dahinwachsen wie meine Alte; du willst drauf losgehen.

Die Luft aus Weimar hat dich vergiftet, die Schöne-Seelenluft. Siehst du, dabei kommt gar nichts heraus. Zeit lassen, Zeit lassen, Zeit lassen. — Was der Herrgott will, das wir hier spüren sollen, das werden wir schon, dafür sorgt Mutter Natur. Dafür braucht's kein Treibhaus.

Schau, 's ist noch Zeit, — ich geh' morgen früh zu deinem Kupferstecher und sag' ihm: ‚Sie, mein Lieber, Sie wissen's

ja jedenfalls, wie die Mägens sind, oben aus und nirgends an. Ein alter Mann hat mit ihr geredet und hat sie andern Sinnes gemacht.' Für euch beide wär's ein Unheil."

„Laß mich, Onkel Sperber, laß mich", sagte sie. „Ich kann nicht ohne ihn leben!"

„Badewännchen, gerade so hat deine Mutter gesprochen. Ich gebe gar nichts auf eine gar so große Liebe. Kein Geschöpf Gottes ist einer so großen Liebe wert. — Keines. Meine Alte und ich liebten uns immer sachtchen, und so sachtchen ist's geblieben. Das wär' mir ein schöner Hafen, wo die Wellen so hoch gingen, daß die Schiffe darin nicht ruhen könnten.

Hör mal, altes Mägen, willst du denn so all seinen Unsinn nachmachen? Ich weiß nicht, ich müßte lügen, wollte ich sagen, mir gefiel's so besonders."

„Nein," sagte sie, „das glaub' ich dir, Onkel Sperber. Das kann dir auch nicht so gefallen. Jeder spricht nur für seinesgleichen, die anderen verstehen ihn nicht, jeder versteht nur, was er selbst schon ist. Mein Verlobter wird hier nur von mir verstanden, und spräche er zu euch mit Engelszungen, ganz unnötig wär's — und ich! Mein Herz flog ihm nur so zu. Ich kannte ihn von Anfang an wie einen alten Freund."

„Badewännchen", seufzte der alte Herr. „Dir brauch' ich nicht zu sagen, was du dir möglicherweise mit ihm auflädst. — Dir gab Gott deinen Vater zur Warnung.

Was du tust, ist gegen Gottes Willen. Deine heißen Tränen sprechen gegen dich."

„Onkel Sperber", sagte sie ernst. „Deshalb ist jedes Wort unnötig. Meine heißen Tränen müssen dir sagen: Ich weiß alles — verstehe alles und kann von ihm doch nicht lassen."

„Dann sei Gott mit dir, mein Kind. Ist dem so, so weißt du, was du tust, so geh deinen Weg, der dir auferlegt wurde. Ich sehe nichts Gutes.

Gerade so sprach ich mit deiner Mutter — gerade so. Die hat ihren Liebsten genommen aus keinem anderen Grund, wie mir's jetzt vorkommt, damit du so würdest, wie du nun bist. Du wolltest ins Leben. Und nun — wollen wieder andere ins Leben und scheinen, Gott sei's geklagt, dich und den Zugelaufenen zu brauchen.

Kind, wenn die Liebe bliebe!

So 'ne Liebesheirat soll jeden bedenklich anschaun, ja wenn's für 'ne kurze Spanne Zeit wäre — dann alle Achtung! — Aber für immer 'nen Menschen in bengalischer Beleuchtung kaufen! Nicht anders ist's, als kaufte ich meine Kühe und Ochsen in bengalischer Beleuchtung oder im Rausch.

Siehste, wenn du mich hören könntest! Stehen lassen, Badewännchen, stehen lassen! sage ich dir; nimm unsern Neffen. Besser kann dir nicht gedient sein."

Da reckte sich das Mädchen fest in die Höh'. „Genug, Onkel Sperber", sagte sie mit leuchtenden Augen und gab ihm die Hand.

„Du bist gut; aber wenn er mich morgen noch will, bleibt's dabei. Ich bin so voll Kraft und Mut und Freude, weil er mich liebt und überhaupt voll Kraft und Freude. Ich werde dem Schicksal dafür dienen. Das weiß ich, daß jedes Glück mit Leid gezahlt wird."

„Gut," sagte der alte Sperber, „wenn du deine Dummheit mit Kraft und Freude tust, mag sein, was sein muß! — Aber mit heißen Tränen? — — Hab' ich da nicht recht, altes Mägen?

Hast du Mut, wirst du mit diesem Teufelskerl fertig werden; aber wehleidig? — Nee!"

Und so kamen sie zusammen, wie Tausende und Abertausende, von Liebe getrieben, gegen alle Vernunft. Sie führten ihre Ehe, wie eben eine Ehe geführt wird, wenn sie von jungen Tagen bis ins hohe Alter hineinreicht. Einander beglücken und enttäuschen, wohltun und peinigen, einander

langweilen und gewöhnt werden. Oft lag über weiten Strecken des Lebens wie bei allen Sterblichen Dumpfheit, wie eine Decke dichtgefilzten Seegrases. Unter dieser Decke hatten die Lebenswellen sich schwerfällig bewegt, waren nicht ans Tageslicht gekommen, und nur eine mächtige Freuden- oder Schmerzenswelle war durchgebrochen und hatte gen Himmel gespritzt.

Nun saß Beate Rauchfuß als alte Frau in erster Abenddämmerung in ihrem Garten auf dem Ettersberge. Alles ist dahin, was einst war: Freuden, Verlangen, Hoffnungen, Lebenskraft und Sehnsucht, — auch Herr Kosch ist dahin. Sie, die am tiefsten liebte, trug am schwersten, denn sie trug ihn ihr Leben lang. Seine Qualen wurden ihre Qualen, seine Lebensbewegungen ihre Lebensbewegungen.

So hatte sie das schwere Doppeldasein des Weibes geführt, das schwere, vielfache Dasein des Weibes.

Mit ihren Kindern war sie jugendselig, jugendtraurig gewesen, hatte ihre Enttäuschungen und Wonnen mitgefühlt; mit zweien ihrer Lieben war sie gestorben, Herrn Koschs steile Pfade war sie mitgegangen, ohne gerufen zu sein. Sie war ihm nachgeschlichen, hatte gelernt mit ihm Schritt halten, als unbeachteter Begleiter. Und als er, müde gewandert, den hilfreichen treuen Gefährten seiner ringenden Wege neben sich fand — hatte sie das Ziel ihres Lebens erreicht.

Anders lernen die Weiber denken als die Männer. Für den Spruch ihres alten Freundes war ihr Verständnis aufgegangen. Wie sie ihre Kinder geboren hatte, so auch ihre Gedanken. Jeder war eine schwere Errungenschaft aus dem Kern der Dinge heraus, nicht überkommen, nicht gelehrt, nicht fremd, — aber urlebendig aus ihr selbst geboren und mit Menschenleid gezahlt.

Wie sie als alte Frau im Spätsonnenschein saß voller Frieden, war ihre Seele rund wie in erster Jugendzeit, hatte

keine Ecken, keinen Riß, an dem Sorge sich hätte einhaken oder in den sie hätte eindringen können.

Wie ein fernes Rauschen und Lärmen und Läuten tönte das Treiben des Lebens in den unstörbaren Frieden. Zum zweiten Male im Leben glich ihre Seele einer sonnenklaren Kristallkugel: in erster Jugend, als noch kein Flecken und Schatten des Daseins sie trübte, und jetzt, als alle Flecken und Schatten wieder gewichen waren.

Ob nun das Leben leicht war oder schwer, die Ehe glücklich oder unglücklich, die Arbeit gesegnet oder nicht, — ganz gleich — ganz gleichgültig.

Nur eins war hier nicht gleich, daß die alte Frau jetzt im Spätsonnenschein saß mit einer Seele, die sonnenklar und durchsichtig, wie eine helle Kugel im Raume schwebte, still nachträumend und nichts fragend — weltabgetan.

Die alten Leutchen

In Altweimar, in dumpfer, enger Gasse, hing an einem altmodischen Haus, das längst nicht mehr steht, über einem Warengewölbe ein unscheinbares, blaues, verblichenes Ladenschild, darauf stand in schnörkelhafter Schrift: „Spezereiwaren-Handlung von Balduin Häberlein". Das Lädchen hatte ein gedrücktes Bogenfenster, in dem die Herrlichkeiten, die feilgeboten wurden, auslagen, und vor dem Fenster war ein Brett angebracht, um mancherlei Lockspeise den Leuten vor die Nase zu setzen. Da prangte, je nach den Jahreszeiten, ein Körbchen zarten Gartensalates, ein appetitlich aufgeschnittener Käse, der unter seiner blanken Glasglocke einen gar erfreulichen Anblick bot; da lag zur Winterszeit ein starrer, feister Hecht, so recht der Länge nach; da stand ein hübsch Gerichtlein zarter Rüben, und gab es etwa nichts anderes des Frostes wegen, so hockten nebeneinander auf dem Brette weiße Leinwandsäcke voll Backobst, auserlesener Wachsbohnen und Erbsen. Es hatte alles ein solides Ansehen. Und das alte Gewölbe schien in gutem Rufe zu stehen, denn den Nachbarsleuten, die auf das Hin und Her vor den Fenstern achteten, waren es wohlbekannte Laute, wenn das helle Ladenglöckchen klang und wieder klang, und immer gab es für die müßigen Seelen etwas zu beobachten, wenn sie auf das Spezereigewölbe ihr Augenmerk richteten. Von früh bis zum Abend ging Mägdevolk ein und aus und Hausfrauen mit wichtiger Miene, denn es galt, durch guten Einkauf einen neuen Stein einzufügen zum Aufbau häuslicher Gedeihlichkeit und Behäbigkeit. Behäbigkeit! — wie behagt

sie doch dem wunderlichen Ding, das sein abgesondertes Leben in uns führt, dem allerliebsten Tier im Menschen, das neben der mit ihm eingespannten Seele, unbekümmert darum, ob diese bedrückt mit ihm einherläuft, es sich wohl sein läßt bei gutem Futter und in angenehmer Wärme.

Der alte Balduin Häberlein ahnte auch nicht, daß seine Kundinnen gar tief bei ihm in Schuld steckten. Der einen hatte er den Mann durch gute Bissen, die er klug in Vorrat hielt, vom Trübsinn gerettet. Und dem Sohn einer anderen, der auf schlechte Wege geraten war, hatte die vorzügliche Küche seiner Mutter und die auserwählt guten Zutaten, die sorglich und reichlich beschafft wurden, die Ehrenhaftigkeit und gute Stellung des Hauses dargetan, mehr als Liebe und jedes würdige Gefühl, so daß er angesichts der wohlbestellten Tafel nicht den Mut gewinnen konnte, abzufallen. Im Hause einer anderen trug sich einer mit Todesgedanken und kam nicht zu deren Ausführung, weil es im Februar Lachs, in einem Monat Austern gab, im folgenden Krebse, dann wieder Wildbret. Jeglicher Monat brachte sein Gutes, und keiner wollte kommen, der frei von jeder Lockung gewesen wäre. Der Alte aber wußte nichts davon, daß er ein Helfer und Retter war, nahm all die verschiedenen Verlangen, Nöte und Sorgen, von denen die Kunden ihm in den Laden getrieben wurden, in bare Münze umgesetzt, zufrieden ein, lebte mit seiner kleinen Frau im Ladenstübchen und brachte seine Tage in Tätigkeit und größter Ehrbarkeit hin. Er war ein echter und würdiger Spießbürger, hatte seine erprobten Eigenheiten in Kleidung und Ausdrucksweise, trug das straffe, graue Haar starr in die Schläfen hineingekämmt, jahraus, jahrein ein karriertes Halstuch unter der Weste, und an Markttagen, wo das Geschäft besonders rege ging, hielt er es für notwendig, eine blaue Schürze vorzubinden. Die Mägde betitulierte er durchweg mit Jungfer Köchin, behandelte sie jovial und etwas

herablassend und sah ihnen gehörig auf die Finger. Gegen die Frauen und gnädigen Frauen aber blieb er unveränderlich von größter Höflichkeit. Er war ein Mensch, der so sehr hinter seinen Ladentisch zu gehören schien wie die Schnecke in ihr Haus. Wer ihn kannte und gewohnt war, ihn zu sehen, wie er zwischen seinen Tonnen und Tönnchen, seinen Käseaufschnitten mit Kisten und Näpfen hantierte und von einer Atmosphäre umgeben war, die mit der eigentlichen Luft keine nähere Verwandtschaft hatte als ein frischer Waldbach mit einer Burgundersauce, der konnte sich den Händler Balduin Häberlein nicht in Gottes freier Natur vorstellen; und wäre er ihm an einem schönen Frühlingstage unter blühenden Bäumen am Flußufer auf sich schlängelndem Wiesenpfade mit der kleinen Frau Häberlein am Arme begegnet, er hätte seinen Augen nicht getraut über die närrische Ungereimtheit der Erscheinung inmitten der frischen Frühlingspracht. Balduin Häberlein war von den Eigenschaften seiner Umgebung durchdrungen und durchzogen. Und selten genug kam es vor, daß die beiden fleißigen und geduldigen Leute in ihrem Sonntagsstaat aus dem Ladenstübchen gingen, um sich eine kleine Erholung zu gönnen. Sie lebten so hin wie viele Tausende; vom Morgen bis zum Abend taten sie ihr Tagewerk, das ihnen vom Schicksal auferlegt war. Schon viele Jahre miteinander verheiratet, waren sie kinderlos geblieben, und die Zeit hatte nichts weiter an ihnen vollbracht, als dazu gehört, aus einem Paar würdigen, wohlangesessenen, jungen Leuten ein Paar gerade solche alte zu machen. Sie brauchten nicht viel bei diesem Wandel von jung zu alt zu beklagen, im Gegenteil waren sie dabei in aller Muße und Solidität zu dem, was ihnen in jungen Jahren in besonders verständnisinnigen Stunden als Wünschenswertestes vorschwebte, gekommen.

Sie hatten ihr Geschäft miteinander zu einer einfachen, von Grund aus sicheren Vorzüglichkeit gebracht, kannten

die besten Quellen, standen mit ältesten, wohlbewährten Häusern in Verbindung und betrieben ihre Angelegenheit mit einer gewissen Weihe und Hingabe. Balduin Häberlein und seine Frau paßten im Alter gut zueinander und sahen aus, wenn sie hinter ihrem Ladentische standen, als wären sie füreinander geschaffen, so daß es nicht gut anging, sie sich einzeln vorzustellen; nur tat die kleine Frau es dem Händler nicht ganz in Ruhe und Gemessenheit gleich. Es hatte sich alles bei ihr zusammengefunden; das Kindische und Kindliche und die Jugend hatten sich bei ihr dauernd einzuschmeicheln gewußt, und als das Alter kam, fand es eine ziemlich muntere Gesellschaft, die sich nicht so ohne weiteres vertreiben ließ, und es mußte sich ein Eckchen suchen und ganz bescheiden bei denen zu Gaste sitzen, die sonst in tausend Fällen aus Haus und Hof von ihm verjagt werden. Wäre dies kleine, bewegliche Geschöpf nicht sehr beizeiten Frau Häberlein geworden, hätte sie das Schicksal in ein vornehmes und reiches Haus gesteckt, wer weiß, welch Wunder von eleganter Schelmerei und artiger Liebenswürdigkeit sich in ihr ausgebildet haben würde. Vielleicht hätte sie zu den Reizenden ihres Geschlechts gehört, bei denen alles Anmut und Heiterkeit ist. Aber das Leben paßt nun einmal seine Geschöpfe mit den Jahren ihrer Umgebung an und läßt einen gewissen überflüssigen Reiz in Bewegung und Gebärde bei bürgerlicher Arbeit nicht aufkommen. Und was das Beklagenswerte ist, daß ein verkümmerter, reich begabter Mensch mit seinen unfertigen, nicht zur Perfektion gekommenen Gaben einen Hauch von Komik an sich trägt, der den wohwollenden Beobachter fast schmerzlich berührt. So war es bei der kleinen Frau. Hurtig, flink und sicher bediente sie jahraus jahrein neben ihrem Balduin die Kunden, immer freundlich und hingebend, und verschwendete bei dem Formen einer Tüte oder dem Aufschneiden eines Schinkens einen Überfluß an Zierlichkeit, welcher der Kundin ein Lächeln ablockte.

Dem Händler aber war das Benehmen seiner Frau von jeher gerade recht, und er glaubte an ihr einen Ausbund von Manierlichkeiten zu besitzen, und da er eine gerechte und dankbare Natur war, so schrieb er einen guten Teil seines Wohlstandes der Zuvorkommenheit und dem adretten Wesen des Frauchens zu und war ihr stets ein guter und nachsichtiger Ehemann. Sie bekam kein hartes Wort von ihm zu hören, nur in aller Ruhe und Gelassenheit suchte er ihr manchmal begreiflich zu machen, daß sie einem Hange nach Festlichkeit und allerlei Lebensausputz zu sehr nachgäbe, daß sich derlei nicht für ihre Stellung schicke und unnütz sei.

Zu dem schmalen, altmodischen Hause, das der Händler besaß und das er von seinem Vater ererbt hatte, gehörte ein enger Hof, der von hohen Hintergebäuden rings eingeschlossen war, so daß man von ihm aus weiter nichts von der ganzen Welt als nur ein winzig Stückchen Himmel sah, und dazu mußte man sich mitten in das Höfchen stellen und über sich schauen. Diese kleine Ecke aber war von Frau Häberlein sehnsuchtsvoll ausersehen, um hier einige überflüssige Lebensfreude zu gewinnen. Sie hatte als ganz junges Weib Tag und Nacht davon geträumt, in dem Hof sich ein Plätzchen zu schaffen, wo sie nach ihrer Tagesarbeit und in einer freien Stunde mit ihrem Strickstrumpf sitzen könnte. Ihr Mann, als sie ihm zum erstenmal beim Abendessen schüchtern ihren Plan mitgeteilt hatte, mußte darüber lachen und sagte: „Was fällt dir ein? Das wäre ein schönes Vergnügen, in dem dunklen Loche zu sitzen. Das darf man der Nachbarsleute wegen schon nicht tun.“ Da sah er, daß seiner Frau die Tränen in die Augen traten, und schüttelte den Kopf. Als er sie aber am andern Morgen geduldig und zierlich im Laden hantieren sah, da fühlte er sich so hübsch sicher und geborgen durch die Wahl der Frau, daß er ganz vergnügt und übermütig wurde und einer alten Köchin, der die kleine

eben eine Tüte Pfeffer für den Dreier abwog, ein Spitzglas guten Liqueurs wohlwollend schmunzelnd überreichte, so daß alle drei sich mit angenehmen Empfindungen lächelnd gegenüberstanden: die Frau, weil sie sich bei dem Benehmen ihres Gatten eine Vorstellung machte, als müsse es ihm außerordentlich wohl zumute sein; auch erschien er ihr in diesem Moment etwas komisch, und das mochte sie an ihm leiden; die Köchin, weil sie die Güte des Händlers und seines Liqueurs überraschte, und Herr Balduin, weil es ihm in Wahrheit wohl zumute war. Ein blühendes Geschäft, ein gutes, tüchtiges Weib, unbedingte Achtung seiner Kunden, eine Kiste ganz vorzüglicher Sardines à l'huile, die vor einer Stunde angekommen war und mit deren Inhalt er sein Gewölbe lockend ausstaffieren wollte, er war in bester Stimmung.

Als er aber an diesem Tage gegen Abend in das Ladenstübchen trat, da sah er seine Frau an dem tiefnischigen Fenster sitzen, das hinaus auf eine Quergasse blickte. Es stand ein Korb voll Federn neben ihr, und sie hielt einen Kapaun, an dem sie gerupft hatte, um ihn zum Verkauf vorzubereiten, nachlässig in den Händen, bemerkte das Eintreten ihres Gatten nicht und schaute so ganz verloren zum Fenster hinaus mit einem Ausdruck, daß, wenn selbst ein dummer Tropf vorübergegangen wäre und sie beachtet haben würde, er bei sich gedacht hätte: Da sitzt ein melancholisches Frauenzimmer. Der Herr Balduin sah sie erstaunt an und wußte nicht recht, was er denken und wie er sich benehmen sollte.

„Na, Anna," sagte er, „was hast du denn?" und legte ihr die Hand auf die Schulter. Da machte sie Augen wie eine arme Seele und lächelte verlegen.

„Ja, was hast du denn?" fragte der Händler noch einmal ganz bewegt und verwirrt; da brach sie in Tränen aus, legte den Kapaun auf das Fensterbrett, lehnte ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes und sagte: „Es wäre so hübsch von dir, wenn

du mir erlaubtest, daß ich mir im Hofe ein Sitzplätzchen herstellen dürfte." — „Was meinst du?" fuhr Häberlein halb erschreckt und halb belustigt auf, als hätte er nicht recht gehört; „und darum heulst du?" — „Darum?" — „Nun, Gott sei Dank, daß wir keine Kinder haben, das wäre eine schöne Geschichte. Mit fünf Jahren wären sie gescheiter als ihre Mutter. — Na, sei nur ruhig." Er gab ihr einen Kuß; als sie aber immer heftiger weinte, schüttelte er verblüfft den Kopf und sagte: „Meinetwegen, da kehr dir in der Spelunke einen Platz und tanz darauf; mir soll's recht sein. — Sei nur ruhig." — Und er klopfte ihr besänftigend auf die Schulter, dünkte sich väterlich und weise und meinte bei sich, daß ein Mann, wie er, doch etwas ganz Gehöriges bedeute gegen so eine Frau. Hätte er geahnt, daß er in dem Augenblicke dem tiefsten Geheimnis der Philosophie in der Erkenntnis ebenso nah und so weit entfernt sei wie den Vorgängen in der Seele des kleinen verweinten Weibes, er würde sich nicht schlecht gewundert haben.

Die Frau stand auf und nahm ihren Korb mit Federn in die Höhe, setzte ihn aber wie in Verwirrung wieder nieder, öffnete die vollen, vom Weinen heißen Lippen, als wollte sie etwas sagen, und sah zu Herrn Balduin auf. Dieser trommelte mit den Fingern auf einer Kiste, die auf dem Tische stand, und schaute nicht ganz behaglich vor sich hin. Noch einmal öffnete sie die Lippen und begann bescheiden und mit vom Weinen noch zitternder Stimme: „Wenn man so denkt, daß es auf Erden so viele Dinge gibt, die unsereins nicht kennt, und gar viele Freuden, die auf andere Leute fallen, da kommen doch mitunter Gefühle über einen, die gerade wie eine Sehnsucht sind." — „Nun, was willst du damit," frug er etwas gereizt, „bist du nicht mehr zufrieden? Willst du Änderungen haben — immerzu! Trotzdem es kein gutes Zeichen ist, wenn das Weib oben hinaus will. — aber nur zu!" Da lächelte die junge Frau, schüttelte den Kopf

und sagte: „Was bist du nur gleich so böse?“ Dann setzte sie leise hinzu: „Es war nur wegen der Dämmerung, daß mir es ein bißchen schwer ums Herz wurde.“ — „Gut, dann schlag auch nicht Lärm, daß man meint, alles ginge darunter und darüber“, unterbrach sie mit Würde Herr Balduin, faßte sie am Kinn, hob ihr den Kopf, lachte trocken auf, indem er sie ansah, und sagte: „Was seid ihr Frauensleute doch durchweg für Narren. Da stellt man sich vor, wenn einmal eine ihre Sache gut macht und vom Geschäft etwas versteht, es wäre Vernunft hinter der Geschichte, aber Gottes Wunder, wenn man das Ding bei Lichte besieht, da fällt alles unter den Händen auseinander, und man begreift nicht, wie ein Frauenzimmer irgend etwas Vernünftiges zusammenbringen kann vor lauter Kinderei und Verworrenheit.“

In diesen Worten lag Überzeugung, die keiner Begründung weiter bedurfte. Das gute Weib blickte so voller Vertrauen und mit einem leichten Zug lieblichster Schelmerei zu ihm auf, daß sie in diesem Augenblicke ihres Lebens in vollster Blüte stand, in ungetrübter Anmut. Denn ihre Bewegung drang aus innerstem Herzen.

Die Frau verstand das Wesen ihres Mannes fast unbewußt. Die gutmütige Selbstzufriedenheit, die muntere Überhebung berührte sie wie ein lieber Scherz, den sie voll durchschaute, der ihr wohlbekannt war und gegen den sie in ihrer Liebe nichts einzuwenden hatte. Herr Balduin fand, daß er ein nettes Weibchen habe, als die Frau in dem dämmerigen Ladenstübchen vor lauter guten, innigen Gefühlen wie mit Rosen überschüttet vor ihm stand.

So und ähnlich lebten die beiden Leutchen in gutem Behagen miteinander. Sie war mit ihrem Herrn wohl zufrieden und er mit ihr. Dem guten, etwas trockenen Balduin Häberlein aber fiel es nicht bei, daß neben ihm ein wunderschönes Leben wie ein eingeengter Quell leise, aber mit verhaltener Heftigkeit drängte und, wo in der Einengung ein Spalt ent-

stand, in einem scharfen Strahl hervorsprudelte zu seinem außerordentlichen Erstaunen, denn von einem zum anderen Male vergaß er die unvermutete Übersprudelung, hatte aber doch bei jedesmaliger Wiederkehr, und als er sah, daß das Ding keinen Schaden anrichtete, eine versteckte Freude an solch unberechenbaren Zwischenfällen.

An der Einnistung in dem erbärmlichen Hof hatte sie sich damals durch nichts irremachen lassen und nicht Ruhe gehalten, bis Herr Balduin ihr eine Bank von Tannenholz, die sie vom Lehrjungen grün streichen ließ, schenkte, hatte sich eine Hacke gekauft, um ein paar Pflastersteine damit zu lockern; und da sie mit dieser Arbeit nicht zustande kam, war, ohne daß man es recht wußte, wie sich das gemacht, Herr Balduin in höchsteigener Person darüber gekommen. Er führte die zweifelhafte Idee seiner Frau aus, in dem schwerschattigen Hofe ein Beet zu schaffen, ächzte und stöhnte dabei und räsonierte über das sinnlose Frauenvolk. Aber die Frau hatte mit den Verhältnissen klug gerechnet und ihr Beet an dem bestmöglichen Platze angelegt. Der Tür gegenüber, die in den Hausflur führte, schien durch ein Fenster, welches zur Straße hinausschaute, und durch die Haustür, wenn dieselbe offen stand, ein Stündchen des Tages die Sonne herein. Da bekam der Hof auch ein Teil Licht, und wenige Augenblicke, wenn alle Türen offen standen, trafen ein paar Sonnenstrahlen auf das Fleckchen, auf dem die Frau hoffnungsvoll und freudig ihr Beet angelegt hatte. Das war von ihr wohl bedacht worden. Auf das Beet pflanzte sie einen Strauß Petersilie, steckte ein paar Weizenkörner in das Erdreich, welche bleiche, ährenlose Halme aufgehen ließen, säete Kresse und ließ sich von einem Gärtner einige geduldige Tausendschönchen und Stiefmütterchen geben und noch ein unbestimmbares Schattenkraut. Vor die grüne Bank setzte sie ein wackeliges Tischchen und stellte, so oft es sich tun ließ, einen

frischen Blumenstrauß darauf. So war für ihre liebevollen Augen ein schönes Gärtlein zustande gekommen, das für sie wirklich eine Quelle von Annehmlichkeiten wurde. Durch sorgliche Pflege und starken Willen brachte das kleine leidenschaftliche Weib es dahin, daß trotz Schatten und jeder Ungunst, in Jahren ein festgewurzeltes Allerlei um die grüne Bank her den feuchten Boden bedeckte. Zu einer Blüte brachte es keine der Pflanzen, aber zu einem guten Blätterwerk, und gerade der Tür gegenüber auf dem Flecke, der durch glückliche Zufälligkeiten von ein paar Sonnenstrahlen gestreift wurde, hatte sie den Gedanken gehabt, einen Hollerstrauch zu pflanzen, und damit das Richtige getroffen. Er gedieh und war mit der Zeit ein ganz stattlicher Busch geworden, der durch die offene Haustür grün und feucht zur Straße hinausschimmerte.

Nachdem mittlerweile Jahr um Jahr vergangen war und das Geschäft durch unermüdliche Vorsorge des Ehepaares ein Erkleckliches abgeworfen hatte, sollte auch das Gärtchen, das bisher nur stille, beschauliche Stunden geschaffen hatte, der Frau zu guter Letzt auch eine Freundschaft eintragen. Oben in die Dachwohnung war eine neue Mieterin gezogen. Eine Person ungefähr in dem Alter der Delikateßhändlerin, eine Frau Salome Thorspeck, die immer, ehe sie zu ihrer Stiege hinaufging, ein Weilchen auf den grünen, frischen Fleck im Hofe lugte. Die beiden Frauen waren einmal, als die Häberlein im Höfchen gewirtschaftet hatte und wohlzufrieden in der Tür lehnte, um ihr Werk zu betrachten, und Frau Salome gerade die Treppe hinabstieg, miteinander in ein längeres Gespräch über das Gärtchen gekommen. Sie hatten sich schon immer freundlich begrüßt, aber es wollte sich kein näheres Verhältnis zwischen ihnen anspinnen. Das lag an der Häberlein, die durch ihren Mann nicht gerade die beste Meinung von ihrer Mieterin hegte. Der war gegen Frau

Salome stark eingenommen, und als seine Anna ihm jetzt ganz erfreut mitteilte, daß die Frau, die oben eingezogen, eine artige und verständige Person zu sein scheine, da fuhr er auf und sagte: „Laß mich mit der Närrin in Ruh! Schwatz du mit ihr, soviel du willst, und warte ab, bis sie dir ein Loch in den Magen geredet hat. Wer solche Briefe schreibt wie das Frauenzimmer oben, vor der muß man sich hüten. Das sage ich dir: die hat einen Sparren im Kopfe."

Von dem Tage an, als sich die beiden Frauen auf dem Hausflur begegnet waren, hielten sie fest zueinander, saßen, so oft es sich tun ließ, zusammen auf der grünen Bank im Hof und gaben in dem großen Weltschauspiel eine Gruppe rührendster Unvollkommenheit ab. Der armselige Hof, der einen Aufenthalt der Lebensfreude darstellen sollte, die spießbürgerlich zierliche Delikateßhändlerin, die in anderer Atmosphäre in ununterbrochener Anmut ihr Leben geführt hätte, und Salome, deren reich empfindender Geist unter günstigerem Sterne zu einer schönen Ausbildung gekommen wäre. Doch wer ahnt, was in uns dazu bestimmt ist, das Ewige in sich zu tragen? Das, was wir als groß und schön, als errungen uns vorstellen, ist vielleicht vor dem Reichtum des Ungeahnten so verschwindend klein, daß es vor dem, was wir unvollkommen nennen, nicht zu unterscheiden ist, und das eine dem Höchsten so nah und fern ist wie das andere.

Frau Salome trug jahraus, jahrein eine ausgezackte, schwarze Pelerine. Sie war Flickschneiderin und nähte, so oft es sich traf, tagsüber bei den Leuten. Sie wußte allerlei aus den Familien ihrer Kunden mitzuteilen. Für ihre Söhne hatte sie Frau Häberleins Gemüt sehr erweicht und war nach nicht allzu langer Bekanntschaft mit ihrer Gönnerin dabei, den Jüngsten in das Geschäft einzuschmuggeln. Der stand bei einem Kolonialwarenhändler in einem kleinen Städtchen in der Lehre und hatte es dort nicht zum Besten. Und Anna

trug sich nun zu allen Stunden mit dem Gedanken, ihren Mann dazu zu bestimmen, den Sohn der Freundin in das Haus und ins Geschäft zu nehmen. Das wurde eine jener Ideen, denen sie mit wahrer Glut nachhing, in die sie sich versenkte, an denen sie ihre Hoffnung und ihre überflüssigen Lebenskräfte sich austoben ließ.

Salome hatte für diesen Jüngsten eine ganz besondere Zuneigung, ließ durchfühlen, daß dieser Sohn ihr geistig vor allen anderen am nächsten stände, daß sie mit Rührung und Erbauung sich selbst in ihm von neuem leben sehe.

Als sie das mit einer zu Herzen gehenden Rührung besprach, stand sie in der Küche der Frau Häberlein und schaute zu, wie diese eine feste, schöne Schweinskeule, die am Feuer schmorte, gewandt und sicher in die Pfanne hob, um sich von deren allseitigen Vorzüglichkeiten zu unterrichten. Salome ließ sich nicht dadurch stören, daß die Delikateßhändlerin im Gefühle der Verantwortlichkeit, die ihr der Augenblick auferlegt hatte, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Keule gerichtet zu haben schien. Sie gab ihrem Drang, sich auszusprechen, vollkommen nach und erzählte, wie der Jüngste schon als kleines Bürschchen ihr zur Erlustigung, wie ein Herrlein so fein, mit spitzen Lippen, einen Vers aufgesagt habe, der zu ihrer Jugendzeit alt und jung bekannt gewesen sei. Den habe sie dem Kinde beigebracht. Und nun begann sie, unbekümmert um das Schmoren und Zischen neben ihr, das die kleine Frau Häberlein mit ernstester Aufmerksamkeit erfüllte, den Vers mit einer wehmütig bewegten Stimme, die sie oft annahm, vorzutragen:

„Weint, ach weint, ihr lieben Närrchen,
Herr von Rosenrot ist tot;
Ach, er war ein süßes Herrchen —"

„Ei, so laßt das jetzt, Frau Thorspeck!" unterbrach sie Frau Häberlein, als Salome weiter fortfahren wollte. „Für

dergleichen ist jetzt keine Zeit. Gebt mir die lange Zinnschüssel herunter, daß sie mir gleich parat steht.“

Salome tat, ohne sich über die Unterbrechung ihres Gefühlsausbruches gekränkt zu zeigen, was die Händlerin von ihr verlangte. Sie mochte vom Leben hart gewöhnt sein, und da sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit bei der Hand war, ihre Empfindungen zu äußern, so war es ihr nichts Neues, zurückgewiesen zu werden und ungeachtet zu bleiben. Sie hatte die glückliche Eigenschaft, die den Taktlosen eigen ist, harmlos das in Empfang zu nehmen, was ihre Ungehörigkeiten ihnen eingebracht hat.

Die herzensgute, kluge Frau Häberlein hatte es durchschaut, wo die Freundin kurz gehalten werden mußte.

So kam sie einmal hinauf zu ihrer Mieterin in das Dachstübchen und fand diese, wie sie auf ein Blatt schrieb, das mit einer Schere dürftig geradegeschnitten war. „An wen schreiben Sie?“ frug das Frauchen schon beängstigt, als sie kaum die Tür hinter sich geschlossen hatte, da sie der Anblick der schreibenden Salome beunruhigte. Es war ihr, als sähe sie dieselbe mit allem Fleiße an ihrem bösen Verhängnis arbeiten.

„Ich habe an die Kanzleirätin eine Antwort zu bringen.“

„Nun weshalb bringt Ihr die nicht?“

„Es ist sicherer,“ sagte Salome, „ich gebe sie ab.“

Der Brief war gerade beendet bis zur Unterschrift, als Frau Anna eintrat, und gleich im Augenblick darauf mußte Salome in die kleine Küche springen, weil auf dem Herdfeuer ihre Abendsuppe kochte und für einen so schmalen, spärlichen Bissen einen ganz ungehörigen Lärm vollführte, zischte und wallte, weil Salome in ihrem Eifer sie über Gebühr auf dem Feuer gelassen hatte. Diese Zeit benutzte Anna und schaute in den Brief. Es war, wie sie befürchtete: Salome hatte ihrer Feder alle Freiheit gegönnt.

„Frau Rat!" so begann der Brief. „Nach unserer heutigen Rücksprache wegen zu ihnen zu kommen, wie Sie mir sagten, ginge es nicht gut mit dem zu mir schicken? Gern! ganz gern komme ich rauf zu Ihnen und zur lieben Familie. Glauben Sie mir, Schickungen, die mir vielmal nicht gefielen, sind mir in meinem Leben, in meiner Ehe bekannt geworden, daß ich sagen kann: Mein Herz ist durchs Feuer der Trübsal geläutert, und weiß deshalb mich in jeder Menschen Lage zu schicken in Zufriedenheit.

Jeder Tag steht Ihnen zu Dienst, Frau Rat.

Salome Thorspeck.

Die jetzige Zeit bis Oktober nennt man die Gurkenzeit. Die Sachlagen stehen säumig. Es gibt über der Arbeit keinen Rommel. Seien Sie alle in Achtung gegrüßt —"

Dies war Salomes Brief, und Frau Häberlein stand in einem verlegenen Staunen und blickte, nachdem sie ihn schon zu Ende gelesen, noch darauf hin. Er gefiel ihr nicht. Sie konnte sich nicht in sie hineindenken, wie sie es anstellen möge, so an die vornehmen Leute zu schreiben, und empfand einen tiefen Schmerz, der ihr die Tränen in die Augen trieb, als ihr die Freundschaft mit ihrer Mieterin durch den Eindruck, den sie eben empfangen, mit einem Male so wenig schön und herzerquickend vor der Seele stand. Das ganze Leben zog in diesem Augenblicke an der Frau vorüber, und von keinem Ereignis fühlte sie, daß es den Grund ihres Herzens berührt hätte. Sie atmete tief auf, denn das alte, dumpfe Haus, das Gewölbe mit seiner dick durchdrängten Luft, die Anhäufung öliger Fässer und Büchsen, die hunderterlei Gerüche, das unausgesetzte Berühren von Eßwaren, all dies brachte ihr ein beängstigendes Gefühl, und nichts, was mit ihr zusammenhing, erschien ihr wünschenswert. Als Salome wieder aus ihrer kleinen Küche heraustrat, da blickte die Gute sie verschüchtert an, als sei die Eintretende für sie eine fremde, nicht ganz vertrauenerweckende Person, und sagte zu

ihr: sie habe nur einmal nach ihr sehen wollen und müsse gleich wieder hinunter ins Gewölbe.

„Habt Ihr vielleicht etwas zu helfen?" fragte Salome. „Man hilft ja gern einander." Ihre Manier war es, an die einfachste Antwort eine allgemeine Redensart zu knüpfen.

„Nein," sagte das Frauchen, „heute nicht. Aber kommt nur ein bißchen herunter, wenn Ihr mögt."

Als Frau Häberlein wieder hinter dem Ladentisch stand, war es ihr nicht wohl zumute, und sie dachte mit Sorge daran, daß Herr Häberlein eingewilligt hatte, Salomes Jüngsten in das Geschäft zu nehmen, trotzdem er anfangs nicht ganz einverstanden gewesen. Es war ihm nicht recht, daß die Mutter des Sohnes mit im Hause wohne, wegen des Geträtsches, das dann nicht aufhören würde, von oben nach unten und von unten nach oben, aber er gab nach, weil sich gegen Salomes Jüngsten nicht viel sagen ließ. Er hatte gute Schulzeugnisse aufzuweisen, und sein jetziger Herr schien ganz erträglich zufrieden zu sein. Und besonders gab Herr Balduin deswegen nach, weil er einer ihm wohlbekannten Art seiner Frau, zu bitten, nicht widerstehen konnte, und an einem Ostersonntag wurde Leander Thorspeck bei Häberleins erwartet.

Das Frauchen hatte einen Napfkuchen gebacken, ihr Damasttuch auf den Tisch gebreitet und Salome zum Kaffee eingeladen.

Herr Balduin betrachtete die Vorbereitungen zum Empfange des Lehrlings kopfschüttelnd. Das wird etwas Gutes werden, dachte er; sie wird ihn mir verwöhnen.

Während Anna und Salome erwartungsvoll im Ladenstübchen vor dem gedeckten Tisch saßen, stand Herr Balduin im Gewölbe und bediente die Kunden, denn die Ladenklingel erklang jede Minute.

„Der Tausend," sagte Salome, „das geht ja!"

Und Anna erwiderte bescheiden, im behaglichen Sicher-

heitsgefühl: „Das ist so schlimm nicht, so geht es nicht in einem hin.“

„Na, na, na!“ meinte Frau Salome. Da klang die Klingel wieder und man hörte Meister Häberlein mit erhobener Stimme sprechen.

„Jetzt ist er gekommen,“ sagte Salome, „das ist Leander!“ Sie stand auf, lugte durch das Fensterchen in der Tür. „Ja, das ist er,“ sagte sie in mütterlicher Zärtlichkeit, „kommen Sie doch, Anna, und sehen Sie!“

Frau Häberlein stellte sich auf die Zehen und schaute auch; da sah sie einen lang aufgeschossenen, blonden Menschen mit einem Felleisen, das ihm an den hageren Schultern herabhing. Er trug eine Brille, die sich ganz eigentümlich auf seinem eckigen, rötlichen Gesicht ausnahm. Sein blondes Haar war straff aus der Stirn hinausgekämmt und hing ihm starr und spärlich ein Stück hinter den Ohren vor. Aus den unzulänglichen Ärmeln seines braunen Rockes schauten ein paar breite, rote Hände, die an derben Gelenken saßen. Herr Balduin sprach mit Würde und Eifer auf ihn ein.

„Hat er es mit den Augen zu tun?“ fragte Anna, die nicht recht wußte, was sie über den neuen Lehrling sagen sollte.

„Ja. Seinerzeit bekam er eine Brille, und es hatte sich dadurch ganz gut mit ihm gemacht“, erwiderte Salome.

Jetzt führte Balduin den Lehrling in die Stube.

„Das ist der Lehrling,“ wendete er sich an seine Frau, „und so Gott will, kommen wir miteinander aus.“ Indem er dieses sagte, blickte er mit einem unwillkürlich komischen Ausdruck des Mißtrauens auf den langen, haltlosen Gesellen, der neben ihm stand.

Salome hatte sich in übertriebener Bescheidenheit in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen. Der Ankömmling mußte sie schon längst bemerkt haben, tat aber, als sähe er sie nicht, und blickte vor sich hin.

„Nun, nun," rief Frau Anna ganz erregt, „sieht er denn nicht?"

Da hob der lange Leander den Kopf und schaute direkt nach der Ecke hin, wo Salome süß lächelnd stand.

„Da steht ja die Frau Mutter!" sagte er mit einem Tone, der Erstaunen ausdrücken sollte, aber im Ausdruck verfehlt war und völlig nichtssagend klang. Er ging auf sie zu, sie auf ihn. Salome legte ihm die Hand auf die Schulter, blickte zu ihm gefühlvoll auf und sagte: „Lieber Sohn, wir sind unseren Wohltätern den größten Dank schuldig."

„Ja", erwiderte Leander mit gedrückter Stimme. „Wie geht es Euch, Mutter?"

„Recht gut, Leander; wenn man in so liebem Verkehr steht wie ich und so viel Grund zur Dankbarkeit hat wie ich, da sollte es einem wohl nicht gut gehen."

„Laßt das doch jetzt!" sagte Frau Häberlein, deren Herz vor innerster Erregung klopfte. Wäre das mein Sohn, dachte sie, und ich hätte ihn so lange nicht gesehen, wir wollten uns anders begrüßen. Du lieber Gott, wenn er noch übler aussähe, und da möchte doch dabei sein, wer da wollte, einen Kuß sollte er von mir haben, wie sonst auf der ganzen Welt ihm niemand einen geben könnte, dem armen, langen Geschöpf. Und indem sie das dachte, blickte sie unwillkürlich den steifen Leander unbeschreiblich liebevoll an.

„Kommt nun und setzt Euch zum Kaffee", sagte sie. Herr Häberlein war schon wieder draußen im Gewölbe beschäftigt, und die kleine Frau bediente ihre Gäste, lugte inzwischen durch das Fensterchen, um zu sehen, wie es stände, ob ihr Balduin nicht bald zu seinem Nachmittagsschälchen käme. Öfters wandte sie sich in aller Liebenswürdigkeit an Leander, fragte, wie es bei seinem ersten Herrn mit der Tageseinteilung gehalten worden sei, mit dem Aufstehen, den Mahlzeiten, wann sie den Laden geschlossen, ob sie auch ihren Handel

auf Südfrüchte und Käseware ausgedehnt hätten und was er von den verschiedenen Aufbewahrungsmanieren der Käsesorten halte. Sie begann ihn eifrig nach ihrer Weise auszufragen, bekam aber äußerst zurückhaltende, kühle Antworten, wie sie jemand gibt, der einem unberufenen Frager Rede stehen muß, einem, der nichts von der Sache versteht.

Die kleine Frau blickte den Gesellen, der eben gehörig in den Kuchen einhieb, scharf und forschend an. „Hör' er," sagte sie, „in dem Geschäft, aus dem er kommt, scheint mir die Frau ihre Hände nicht mit darin gehabt zu haben, wie es sein sollte. Die hatte mit den Kindern und dem Hauswesen vielleicht viel zu schaffen. Bei uns aber geht es anders zu, und ich verlange jederzeit eine Antwort, wie sie auf meine Fragen gebührt. Das merk' er sich!"

„Ei, Frau Anna, was meint Ihr?" begann Salome. „An so etwas wird es der Leander nicht fehlen lassen, da müßte er mein Sohn nicht sein."

„Nun, er möge es sich gesagt sein lassen", erwiderte die kleine Frau gemessen und goß ihm von neuem Kaffee ein. Sie bemerkte, wie Salome ihrem Sohn, als sie sich nicht beobachtet fühlte, einen Rippenstoß versetzte, was den Anschein hatte, als wollte sie in ihm die Lebensgeister etwas in Umschwung setzen, so wie man eine Flasche umschüttelt, um deren Inhalt durcheinander zu bringen.

Frau Anna legte sich an diesem Abend nicht ganz leichten Herzens zur Ruhe. Sie hatte sich am Morgen hoffnungsvoll erhoben und einer Zeit entgegengesehen, wo unter ihrer Pflege und Sorge ein guter Junge stehen würde, für den sie alles gedeihlich und klug einrichten wollte und nach dessen Zuneigung und Vertrauen sie im voraus schon Verlangen trug. Jetzt stand ihr der lange, karge Leander vor der Seele, und ihre warmen Gefühle duckten sich zusammen wie Vögel bei unerwarteter Märzenkälte. Sie lag lange, ohne ein-

schlafen zu können, bis sie wieder zu neuer Hoffnung kam und meinte: „Seine guten Seiten wird er schon haben."

Wie hatte sie ihr Gärtchen gepflegt mit aller Ausdauer und war durch dessen Gedeihen belohnt! Sie war durch Erfahrung zu einer Reihe guter Gleichnisse gekommen, die ihr veranschaulichten, daß Mühe im Leben auf irgendeine Weise hoffnungsvoll sei. Und so gab sie es nicht auf, als Wochen schon ins Land gezogen waren und der Lehrling so gleichgültig und ungeweckt blieb, wie am ersten Tage, ganz unverdrossen an eine künftige Wandlung im Wesen ihres Schützlings zu glauben.

Herr Balduin war Leanders wegen oft verdrossen, weil der lange Schlapps, wie er ihn nannte, voller Trägheit steckte und, weiß Gott, nicht wert war, in dem an liebevolle Hingabe gewöhnten Spezereigewölbe zu hantieren. „Nur allein, wie der Bursche eine Kiste öffnet," sagte er voller Überdruß eines Abends zu seiner Frau, „ist nicht zum Ansehen. Da nehm' ich ihm zehnmal lieber das Stemmeisen aus den Händen und mache die Sache selber, als daß ich dem Getrane zuschaue. Da haben wir uns etwas eingebrockt, Alte. Die Salome oben ist mir nachgerade auch unleidlich, und wenn es nur des Sohnes wegen wäre. In allen beiden steckt der Hochmutsteufel und guckt ihnen durch die Lumperei. Sie sind sich zu gut für das, was sie sind, verstehst du?"

„Ei ja, ich verstehe schon", erwiderte die Frau. „Aber denk' doch, wie schwer Salome sich durchs Leben gebracht hat. Alle Achtung."

„Das kann sein; weshalb nicht", unterbrach sie Herr Häberlein. „Du lieber Gott, was für erbärmliches Volk muß mit dem Leben fertig werden oder das Leben mit ihnen. So ganz erstaunlich ist es nicht, daß die Gesellschaft oben sich durchgebracht hat, dickfellig, wie sie sind. Wenn du einmal dazu kommen kannst, sieh zu, was Leander in seiner Dämelei für einen Schmöker in der Rocktasche mit sich herumträgt.

Ich habe meinen Ärger darüber. Du hast es ja selbst bemerkt; wie einem zum Possen zieht er sein Büchelchen vor, sowie es im Augenblick nichts zu schaffen gibt, tut, als vertiefe er sich hinein und höre und sehe nichts mehr. Ein paarmal habe ich ihm die Komödie so hingehen lassen, wie ich es aber bei Gelegenheit endlich verbot, schaute er aus dem Buche auf mit einer so erhabenen Miene, als wollte er sagen: ‚Was fällt dir ein, mich zu stören', schob das Buch nachlässig unter den Schürzenlatz und machte sich dann an die Arbeit, als täte er sie einem Dummen zuliebe." Während Herr Balduin so sprach, redete er sich in Ärger hinein. „Ja," fuhr er fort, „wenn der Bengel sich noch irgend etwas zu Schulden kommen ließe! Aber das halte ein Mensch aus! Aber so abscheulich es aussieht, wenn er etwas angreift, er bringt es zustande wie ein Munterer und Behender. Im Traume aber kommt mir sein hochnäsiges, rotes Gesicht vor. Der Kerl ist es imstande, mich Tag und Nacht in Ärger zu bringen."

„Ja," sagte Frau Häberlein seufzend, „ich hätte es mir anders gedacht."

Anna fühlte sich bedrückt durch den täglichen Verdruß, dem Herr Balduin ausgesetzt wurde, und tief gekränkt, daß sie im gütigen Entgegenkommen an der Unliebenswürdigkeit des jungen Menschen abgeprallt war.

Sie hatten damals einen trüben, naßkalten Winter. Der Sommer und Herbst war der Delikateßhändlerin hingegangen, ohne daß sie recht von dem Reichtum, der aus der Erde gebrochen war, in ihrer engen Gasse etwas bemerkt hätte. Wenn sie am Fenster in dem Ladenstübchen gesessen, die sommerlich geputzten, sonnendurchwärmten Leute hatte vorüberziehen sehen, war es ihr oft enge ums Herz geworden bei der Vorstellung, daß die Glücklichen in aller Behaglichkeit hinaus auf die Dörfer zögen, daß sie an die Ilm gehen würden, nach Süßenborn, Tieffurth und Tröbsdorf strom- auf- und abwärts. Da zogen Bilder von schönen Flußufern,

vollaubigen Bäumen, sich schlängelnden Wegen, auf denen muntere Leute gingen, an ihrer Seele vorüber. Herr Balduin war von jeher kein Freund von Fußwanderungen gewesen, und sie hatten ihren Sonntagsgang gewöhnlich in den Park gemacht oder hatten in der Wallendörfer Mühle jedes ein Schälchen Kaffee getrunken. Das waren die Genüsse gewesen, die ihr der Sommer eingebracht hatte, und jetzt saß sie am Fenster, und der nasse Nebel zog durch die Straßen, ein leichter Schneeschauer sank hin und wieder feucht herab. Die Leute liefen verdrossen und eilig ihres Weges. Und so ging es wochenlang Tag für Tag. Kein Sonnenstrahl hatte über die Dächer herübergelugt, und auf der Frau lag etwas schwer und freudlos, sie wußte nicht, was es eigentlich war. So ähnlich hatte sie wohl schon manchmal im Leben empfunden, nie aber so lange und ununterbrochen wie an jenen trüben, nassen Wintertagen. Es war ihr, als hätte sie an nichts mehr ihre Freude. Wenn sie in der Dämmerstunde saß und auf die Ladenklingel horchte, da zog wie mit schweren Flügeln ihr ganzes Leben an ihr vorüber, Jahr von Jahr, Tag von Tag ununterscheidbar. Die Zeit, die Balduin und ihr einst stundenweis zugehörte, floß gleichmäßig in der Erinnerung wie ein träger Bach. Wohin? Weiter, immer weiter; nicht mehr allzulange. Wenn Frau Häberlein mit ihren Empfindungen bis zu dieser letzten Betrachtung gekommen war, seufzte sie innerlich schwer auf und dachte: „Für wen aller Fleiß? Für wen das bißchen Mühe? — Weshalb freut sich der arme Balduin über den Jahresgewinn? Wir hätten ja genug und übergenug. Du mein Gott! Da sitzt man nun und sorgt sein Lebtag für Leckerbissen, die die Leute holen, wenn sie welche brauchen. Wer es ihnen gibt, ist ihnen gleich. Mitten unter Menschen steht man allein, und was man sein Lebtag zustande gebracht hat, weiß man selber nicht, und niemand dankt es einem."

Sie saß in der Dämmerstunde am Fenster, alles um sie

her erschien ihr trübselig. Was sie mit Herrn Balduin erreicht hatte, wollte ihr unnütz und zwecklos vorkommen. Draußen der graue Winter war öde und die Erinnerung an die Freuden im Sommer karg. Wie ruhig und zufrieden war sie doch oft unter denselben Zuständen gewesen, die ihr jetzt schwer zu ertragen schienen. Wenn sie nach ihrer Arbeit zur Ruhe kam, setzte sie sich nieder, legte die Hände ineinander und hatte das Gefühl, als wäre das Maß nun voll gelaufen, als müßte es jetzt dem Ende zugehen, und es wurde ihr wehmütig und ernst zumute. Sie fühlte sich nicht wohl. Was ihr fehlte, konnte sie selbst nicht sagen; sie kam leicht in Ärger und schien äußerst reizbar zu sein, was an ihr sonst nicht zu bemerken gewesen war. Auch Herr Balduin wußte nicht, was er von seiner Frau halten sollte, von dem durch ein ganzes Leben immer freundlichen und zierlichen Geschöpf. Sie selbst grübelte nach, was der Grund ihres Übelbefindens wohl sein könne, und kam auf nichts. Unmöglich konnte doch Salomes Jüngster, der Leander, daran schuld sein. Lässig, gleichgültig und unschön bewegte der sich mit seinen langen Gliedern zwischen den beiden tätigen Alten, als legte er es darauf an, ihnen überdrüssig zu werden. Das aber durfte eine vernünftige Frau nicht um alle Fassung bringen. Doch seine Miene, die hochnäsige Miene, die er am Ladentische, bei der Arbeit und unaufhörlich aufsetzte, und die Zimperlichkeit, mit der er die Dinge angriff, und das überlegene Lächeln auf dem harten, roten Gesicht: dies immer und immer zu sehen, das könnte einen, dachte sie, um alle Güte und Liebe bringen. Nicht nur sein eigenes Hantieren schien er von oben herab zu behandeln, nein, ihr war es, als betrachte er gerade so hochnäsig und mißachtend, wie er alles tat, was ihn betraf, ihre und Herrn Balduins Arbeit; als schnitte er auf jeden Tag ihres Lebens ekelhafte, gleichgültige Gesichter.

Eines Abends, als sie allein bei ihrem Talglicht im Ladenstübchen saß — Herr Balduin war ausgegangen, der Laden

schon geschlossen, und Leander hockte oben bei Salome, da ließ sie so von ungefähr die Blicke in dem kleinen Raume schweifen, schaute sich dies an und jenes und dachte, wie ihr alles doch gar so wohl bekannt sei und wie alles, was mit einem alt geworden, wert ist, und ehe sie es sich versah, war sie wieder in trübe Gedanken verfallen. Da erblickte sie in ihrer Grübelei etwas, das ihr vorher nicht aufgefallen, auf dem Stuhle am Ofen ein vergriffenes, verbogenes Büchelchen. Sie schaute dumpf darauf hin, bis sie es mit einem Male mit klarem Bewußtsein liegen sah und bemerkte, daß es Leanders Buch sei, in das der ärgerliche Mensch zu jeder möglichst ungelegenen Zeit die Nase hineinsteckte. Das hatte er liegen gelassen. Sie hob es flink und lebendig, wie in ihren guten Zeiten, voller Neugier auf und nahm es zur Hand, rückte das Licht zurecht und schlug es bedächtig auf. Indem sie das tat, fuhr Überraschung und Ärger im Durcheinander über ihr Gesicht. „So ein Schweinigel", fuhr sie entrüstet auf und starrte in das aufgeschlagene Buch. Dort lag vor den Augen des zierlichen Weibes eine wohlbenagte Wurstschale als Buchzeichen zwischen den Seiten. Vor ihrer Seele stand ihr Schützling so lang und sparrig, wie er einherzugehen die Bestimmung hatte, und noch nie schien er ihr so in tiefster Seele fatal wie eben jetzt in seiner Abwesenheit. Sie stand auf, ging an das Fenster und schaute hinaus in die Dunkelheit.

Als sie wieder vor den Tisch trat, lag das Buch mit seinem widerwärtigen Zeichen ihr vor Augen. Die befleckten, ungeschonten Seiten waren ihr unangenehm und der Geruch der räucherigen Schale abscheulich. Sie faßte dieselbe mit den Fingerspitzen und entfernte sie. Dann putzte sie das Licht, das flackernd an dem verkohlten Docht in die Höhe brannte, damit es besser leuchte, nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und schaute wie von ungefähr in das aus allen Fugen gegangene Buch, noch ohne zu lesen und in ärgerlicher Betrachtung über den häßlichen Eindruck, der auf ihr lag. End-

lich aber rückte sie sich das Licht noch etwas näher, nahm die Stricknadel, glättete die aufgeschlagene Seite und begann zaghaft zu lesen.

Es war ihr ein unbekanntes Lied. Und sie begann:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Da las sie weiter, eine Zeile, einen Vers nach dem anderen, und dem kleinen, bedrückten Weibe war es, als wüchsen ihrer Seele Flügel; ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie empfand Unaussprechliches. Jetzt die Zeilen:

Rausche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Rast und Ruh;
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu.

Da umgab ihr Empfinden frische, wonnevolle Dämmerung, die sich wie ein Wunder um sie her verbreitete, die Raum zu weitester Sehnsucht gab. Rauschender Fluß, sanfter Gesang, im Monde schimmernde Blüten, im Monde schimmerndes, feuchtes Wellenbewegen, in das Unendliche hinein unbegrenzte Frische, dann faßbare, glaubhafte Bilder und Gefühle; eine Sehnsucht, aus dem engen Stübchen der winterlich dunkelfeuchten Straße hinaus in schmeichelnden Frühling zu fliehen und Gedanken, denen das Gewohnte fremd ist.

Ungedacht bewegte sich solches um die Frau wie wunderbarste Luft aus ferner Welt. Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und atmete tief auf, blickte in das dumpf brennende Licht und atmete immer freier, als zöge an ihr ein reiner, lebendiger Strom vorüber. So saß sie in tiefster Stille, nichts störte ihre weihevolle Stunde, und sie genoß das Schöne, das ihr zugekommen, wie einen ruhigen Schlaf, und das hatte die

alte Exzellenz gedichtet. — Der Goethe — ihr bester Kunde. Für ihn hatten sie gearbeitet. Wie ihr das wohl tat! Sie zahlten freilich die Rechnungen nicht besonders regelmäßig, wie vornehme Leute das an sich haben. — Aber wer hätte das gedacht! — So etwas Wundervolles konnte dieser Mann!

Die braven Bürger Weimars wußten damals so wenig von ihm, wie sie heutzutage von ihm wissen.

Das Weibchen erwachte erst wieder aus ihrer Seligkeit, als die Tür sich öffnete und Leander hereintrat, um, wie es zu seinen Hauspflichten gehörte, gute Nacht zu sagen, ehe er schlafen ging. Der sah auf den ersten Blick sein Buch vor der Meisterin liegen und griff danach, um es an sich zu nehmen.

Da fühlte sich die Frau gekränkt und roh aus ihren Empfindungen gerissen.

„Ich habe dem Buche keinen Schaden getan", sagte sie anzüglich und fuhr weich fort: „Ich bitte Euch, haltet es besser. Mit einem Buche so abscheulich umzugehen, ist eine Sünde und Schande, merk Er sich das! Wie kann Er darin lesen und solch ein Rüpel sein!"

Leander schien nicht die Absicht zu haben, etwas zu erwidern, und wollte eben wieder in seiner verstockten Weise mit dem Buche stumm zur Tür hinausgehen; da rief ihm die Delikateßhändlerin, die gar zu gern ein Wort, was ihn ihr näher brächte, gehört hätte, zurück.

„Zeig Er das Buch noch einmal!"

Leander gab es mißlaunig hin und sagte: „Die Frau hat es ja gesehen."

Sie schüttelte in Gedanken versunken den Kopf, nahm das Buch wieder zur Hand und blätterte darin. Es war ein Taschenalmanach, mit bunten Kupfern ausgestattet, und die verschiedensten Dinge wurden in dem Büchlein behandelt. Da stand etwas über Heilquellen und über die Karlsbader Heilquellen insbesondere, etwas über die Mode, die das Jahr,

in dem der Kalender erschien, beherrschte, ein kleiner Roman und Gedichte aller Art.

„Woher habt Ihr das Buch?" fragte die Frau.

„Ich hab' mehr solche," erwiderte er kurz; „sie gehören meiner Alten."

„Da ist Ihm ein Gedicht wohl ganz besonders wert darin?" fragte sie wieder und lächelte etwas.

„Das nicht", erwiderte er.

Die Delikateßhändlerin blickte ihn forschend an. Seine blöden Augen aber schauten über sie hinweg und verrieten seine Unbehilflichkeit und sein verschlossenes Wesen. Er mochte zu den Leuten gehören, denen kein tieferes Gefühl sich zu Worten gestalten kann. Vielleicht gehörte Salomes Jüngster zu dieser Art von Geschöpfen und hatte wirklich im Eifer seiner Andacht und Begeisterung das wunderlichste Zeichen, das je ein Mensch gewählt hat, zwischen die Blätter gelegt, welche ihm besonders erfreulich gewesen waren.

Der guten, kleinen Frau aber, die erwartungsvoll zu ihm aufblickte, verriet er nichts von solchen Gefühlen und ließ sie vollkommen im Zweifel über deren Vorhandensein, drehte ihr, nachdem er ihr noch eine Weile gegenübergestanden hatte, mürrisch den Rücken, murmelte noch einmal sein pflichtmäßiges „Gute Nacht!" und ging nach der Tür.

„Da, nehm Er sein Buch mit", sagte die Frau, reichte es ihm und schaute noch wie in Gedanken verloren auf den Platz, wo er gestanden hatte, als er schon längst die Stiege zu seiner Kammer hinaufgetappt war. Ganz von ihr entfernt leuchtete unbekanntes Licht, und sie saß in trüber, dumpfer Dämmerung. Es mag wohl gut sein, zu sterben. Was soll man so lange hier? dachte sie und schaute noch immer unverwandt vor sich hin.

So saß sie noch, als Herr Balduin von seinen alten Freunden zurückkam, mit denen er sich hin und wieder in einer kleinen Weinstube traf. Als er in das Zimmer seiner Frau

trat, die ihn nicht hatte kommen hören und bei seinem Eintreten wie eben erwacht aufschaute, legte er, als er guten Abend sagte, seine Mütze hastig, wie es sonst nie seine Art war, auf den Tisch, so daß Anna ganz erstaunt aufsah. Seinen Überrock zog er nicht aus, knöpfte ihn aber weit auf und ging so mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Um Himmels willen, was ist dir, Balduin?“ fragte die Frau und erhob sich von ihrem Stuhl. „Was fehlt dir?“

„Mir?“ fragte er. „Was meinst du, wenn wir aus unserem Laden, aus unserm Haus heraus müßten; wie wär' denn das?“

„Davon kann die Rede nicht sein. Da ist ja keine Gefahr.“

„So,“ fuhr er erregt auf, „es ist aber ganz zufällig Gefahr da!“

„Wieso denn?“ fragte Anna, der plötzlich der Gedanke aufstieg, Herr Balduin könnte wohl ein Gläschen zuviel getrunken haben, und fügte sanft und gütig hinzu: „Beruhige dich, Balduin; soll ich dir eine Tasse Tee bringen?“

„Hör einmal, Frau“, sagte er trocken, stellte sich vor sie hin und faßte ihre beiden Hände. „Es ist mein vollster Ernst und wird so kommen, daß wir aus dem Hause müssen.“

„Red doch nicht, Balduin“, unterbrach ihn die Frau unsicher und beängstigt. „Was fällt dir denn ein?“

„Mir ist es nicht eingefallen,“ erwiderte er erregt und ging wieder heftig auf und nieder; „sie wollen eine neue Straße brechen, Gott weiß weshalb. Eine gerade Verbindung mit dem Marktplatze finden sie für gut. Sie wollen mehr Luft in der Gasse haben, was weiß ich. Da müssen unsere Häuser daran glauben, Schwendlers und meines. Und Schwendler wird sich nicht lange besinnen, das kannst du dir vorstellen, die alte Bude los zu werden. Für die Leute ist es das reinste Glück, die

werden eine Summe bar in die Hand bekommen, wie sie es sich nicht träumen konnten, und sind die Not mit dem wackeligen Ding von Haus mit einem Mal los, denn an Verkauf wäre anders nie zu denken gewesen."

„Ja, du lieber Gott!" rief Frau Anna und setzte sich ganz verworren wieder auf den Stuhl.

„Mit uns steht es schlimmer. Ich dachte nicht anders, als meine Augen hier in Frieden zu schließen. Das Haus ist gut imstand und hätte es noch lange mitgemacht." Indem er das sagte, lehnte er mit dem Rücken an den Kachelofen und blickte wehmütig vor sich hin. Die Frau aber saß ganz in sich zusammengedrückt auf ihrem Stuhl, und er fuhr bedächtig fort: „Die Bedingungen sind vorteilhaft. Wir fahren dabei nicht schlecht."

„Ja, woher weißt du es denn?" seufzte sie.

„Vom Sekretär Gobi, der kam extra heute mit in die Weinstube, um die Sache mit Schwendler und mir zu besprechen. Der Rat hat ihn jedenfalls geschickt, daß er etwas über die Angelegenheit mit unserem Nachbar und mir hören sollte; nun, und wie es geht, da gab ein Wort das andere."

„Ich weiß gar nicht," unterbrach sie ihn, „wie du nur so reden kannst, als ob es geschehen würde."

„Und es wird geschehen, da kannst du dich darauf verlassen!" fuhr Herr Balduin heftig auf. „Auf dem Stadtplan, da geht der rote Strich schon durch die Häuser. Nichts ist zu machen. Morgen sind wir zum Stadtrat bestellt, dann wird es sich herausstellen."

„Hast du den Plan auch schon gesehen?" fragte sie angstvoll.

„Noch nicht. Erst morgen, aber —"

Jetzt sprang sie auf, trat zu ihm und sagte mit tief erregter Stimme: „Nein, nun sprich, ob es wahr ist?"

„Du hörst es ja", erwiderte er ungeduldig.

Da ließ sie die Arme herabsinken, schaute wie hilflos vor sich hin und konnte zu keinem Worte mehr kommen. Auch

Herr Balduin stand regungslos an den Ofen gelehnt. Die Uhr tickte auf und nieder, und der Regen schlug an die Scheiben.

„Na, Alte, so schlimm ist es ja nicht", begann Balduin nach langem Schweigen wieder. „Da denk doch nur, wie andere bald da, bald dort ihr Lebtag wohnen müssen, und wir haben hier die ganze, liebe Zeit gesessen; nun kommt es auch einmal an uns. Und für uns wird sich auch ein anderes Fleckchen finden und ein besseres. Dir gönne ich's, daß du zu etwas Gutem kommst."

„Laß das!" erwiderte sie matt und ging an das Fenster, um hinauszusehen. Über ihr bewegliches Gemüt kam heute Abend allzuviel. Sie glaubte, daß sie träume. Es war ihr noch nicht bis zum eigensten Bewußtsein gekommen, daß es sich darum handele, das alte Ladenstübchen auf immer zu verlassen. Wäre ihr das klar geworden, so hätte sich in ihr ein Erschrecken geregt, ähnlich dem plötzlichen Gewahrwerden, daß der Tod nicht nur ein wohlbekanntes Wort und ein vertrauter Begriff ist, sondern, wenn er nahe tritt, ein ungeahnt fremdes Entsetzen. Und für sie war ja der Tod ein Verschwinden aus dem vertrauten, einzig bekannten Raume in ein undenkbares Unbestimmtes hinein. Ähnlich schien für sie ein neues, irdisches Leben unter veränderten Verhältnissen zu sein.

Wie betäubt besorgte sie vor dem Schlafengehen noch alle ihre kleinen Obliegenheiten, nahm die Asche aus dem Ofen, ging in die Küche und füllte ihr Wasserkesselchen, stellte es an seinen altgewohnten Platz, daß am Morgen alles zum Kaffeekochen parat stände, hob gedankenlos vom Boden ein Endchen Bindfaden, ein Krümchen auf, wischte den Tisch mit ihrer Schürze blank, rückte die Stühle zurecht und tat alles mit einem eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. Herr Balduin sah ihr unverwandt zu und schüttelte den Kopf.

„Was machst du denn noch, Anna?" fragte er. „Geh lieber zu Bette."

„Ja, ja!" sagte sie und setzte sich nieder.

Da trat Herr Häberlein auf sie zu, legte ihr die Hand auf die Schultern und sagte: „Laß dir es nicht so sehr zu Herzen gehen, Alte. Mir wird's, weiß Gott, auch nicht leicht werden; aber wir sind doch unser Lebtag gut weggekommen gegen andere, da muß es nun einmal hereinbrechen."

Die Delikateßhändlerin war ruhig, ihm viel zu ruhig. Er hatte sich die Wirkung seiner Botschaft anders vorgestellt und stand der Frau nun betroffen gegenüber, wollte ihr etwas zum Troste sagen, fand aber nichts und stützte die Hand auf die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß, und beide schwiegen abermals. Endlich stand die Frau auf, knüpfte ihr Halstüchelchen ab und hing es, wie sie es jeden Abend zu tun pflegte, an den Schlüssel eines Wandschrankes, der neben der tiefnischigen Tür eingelassen war. Indem sie das tat, blickte sie schmerzlich auf ihren Mann und sagte: „Den alten Schrank, werden sie mir auch mit einreißen? Das hätte ich nie gedacht. So Abend für Abend hängt mein Tuch an dem Schlüssel." Sie schüttelte den Kopf. „Weißt du, wie ich bei unserem ersten Mittagessen einen Blumenstrauß da herausholte und ihn auf den Tisch stellte und du lachtest? Den hatte ich von der Madame Kirsten damals bekommen. Die ist nun auch schon lange tot," fügte sie gelassen hinzu: „so geht es!" — Da traten ihr die Tränen in die Augen und liefen ihr über die Wangen; sachte griff sie nach ihrem Schürzenzipfel und ging ganz gebeugt durch die Kammertür.

Das geht ihr nahe, dachte Herr Balduin, da trägt unsereins es anders, wenn denn einmal etwas so sein soll.

Als die Frau schlaflos die Nacht in ihrem Bette lag, kam ihr nicht der Gedanke, daß ihrem sehnsuchtsvollen Herzen jetzt vielleicht eine Pforte geöffnet werden sollte. Angstvoll und schwer lag die neue Erfahrung auf ihr, jede Hoffnung ertötend, das einzige Zukünftige, was sie vor sich sah: hoch

aufwirbelnder Staub, öde Fenster, verworrenes Dröhnen, Stürzen, Sinken, ihres Wohlbekanntesten Vernichtung. Mit Entsetzen sah sie eine glatte Straße da, wo vor kurzem noch ihr festes, dunkelwinkeliges Nest stand, und fühlte ungehindert über den dumpfig eingeengten Platz, auf dem der Fliederstrauch stand, frische Luft streichen und Sonnenlicht wogen. Dem Strauche aber kam das nicht zu gute; als sie die Mauern fallen sah, rissen sie ihm die lieben Wurzeln und Würzelchen aus dem Grund, und er lag im Staub zwischen Trümmern. — Das war eine böse Nacht, die sie beide durchmachen mußten; denn Herrn Häberlein wollte der Schlaf auch nicht kommen.

Am anderen Morgen, als sie wortkarg beieinander über ihrem Kaffee saßen, begann Herr Balduin nach längerem Schweigen mit würdiger Miene: „Wenn alles wird, wie ich mir denke, stehen wir mit einer hübschen Hand voll Geld da und können in aller Behaglichkeit zusehen, wo sich für uns etwas auftun will. So gut wie einer könnte ich jetzt einen Laden im besten Stadtviertel übernehmen. Wir dürften schon daran denken, es uns hin und wieder bequemer zu machen. Du solltest Hilfe haben und nur gerade so viel tun, als es dir recht und angenehm wäre."

„Das laß doch jetzt", unterbrach ihn die Frau abwehrend und schaute traurig in ihre Tasse. „Du lieber Gott, nun soll man alles wieder neu beginnen!" Da stützte sie den Arm auf und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Herr Balduin sah sie kopfschüttelnd an. „Nimm doch Vernunft an, Frau. Wir können uns doch nicht so ohne weiteres begraben lassen, wenn die alte Bude aus den Fugen geht, und außerdem ist das Geld, das wir durch den Verkauf haben, wahrhaftig nicht zu verachten. Ich hätte nicht geglaubt, daß das Ding so viel wert ist. Diese Einnahme zu unserem Kapital geschlagen, gibt eine anständige Summe.

Mit der würde ein anderer sich irgendwo zur Ruhe setzen und den Herrn spielen, darauf verlaß dich."

„Ja, das möchte man, zur Ruhe kommen", sagte die Frau wehmütig vor sich hin.

Da stand Herr Balduin auf und ging bedächtig im Zimmer auf und nieder, schaute hin und wieder auf die Frau, die ganz versunken in sich dasaß und auf nichts als auf ihre wehmutsvollen Gedanken achtete.

Als nach diesem Morgen Wochen hingegangen waren und sich der Verkauf des Hauses für die Alten äußerst günstig gestaltet hatte und beide trotzdem dem bestimmt kommenden Tage, wo sie es verlassen mußten, sorgenvoll und ängstlich entgegensahen, da standen sie gegen Abend miteinander im Gewölbe. Die Frau zündete eben die Lampe an und fuhr dann mit einem Tuche über den Tisch, polierte die Büchsen blank, die darauf standen, und richtete alles, was sich im Laufe des Tages verschoben hatte, gefällig zurecht. Sie hielten das Lädchen wie immer äußerst liebevoll, aber jetzt wehmütig in Ordnung und erwiesen ihm mit schwerem Herzen die letzten Ehren. Wie sie so schweigsam, aber einander durch ihre Gedanken nahe verbunden, jedes sich ruhig behende etwas zu schaffen machten, tat sich die Ladentür auf und herein trat Salome, wie es schien, sehr erregt. Sie war seit der Nachricht, daß sie aus ihrem behaglichen Unterschlupf unter Häberleins Dache wieder vertrieben werden sollte, so unruhig wie ein Zugvogel, wenn der Herbstwind sich einstellt. Die Delikateßhändlerin aber ließ es sich recht angelegen sein, für die gute Freundin ein neues Unterkommen zu finden, ehe sie daran dachte, wo sie und Herr Häberlein die alten Tage beschließen würden. Das wußte Salome, auch daß sie sich umtaten, Leander in ein anderes Geschäft zu bringen. Sie fühlte sich deshalb soweit ganz gut versorgt und hatte nur die Unruhe in den Gliedern und

machte der kleinen Frau bei jeder Gelegenheit das Herz schwer, so daß diese einen wahren Schreck bekam, wenn Salome bei ihr eintrat.

So auch jetzt. Sie blickte von ihrer Arbeit auf und fragte zaghaft: „Nun, was gibt es?"

„Was es gibt?" erwiderte diese. „Wer weiß? Hat Herr Häberlein jetzt Zeit?" Er blickte, für sie wenig ermutigend, einen Augenblick nach ihr hin, aber Salome verstand, daß er bereit sei. „Ich komme von Rats", sagte sie eifrig, „und wollte nur sagen, daß ich etwas erfahren habe."

„Was denn?" fragte Häberlein.

„Ich sprach mit Jungfer Funzelchen", fuhr sie erklärend fort.

„Mit wem?" fragte Herr Balduin unwillig.

„Ich weiß schon," unterbrach die Frau. Salome hatte ihr von Funzel erzählt und gesagt, daß das ein prächtiges, junges Frauenzimmer sei, die der Frau Rat zur Hand gehe und bei den Kindern und in der Küche alles in aller Lustigkeit zustande brächte, und auch erzählt, daß diese Funzel einen anderen Namen führe, aber von allen Seiten Funzel und von den Kindern Funzelchen gerufen werde. Sie glaube, daß das rötliche Haar des Mädchens schuld daran sei, daß man sie Funzel rufe. Funzel nannte man in Weimar ein kleines, offen brennendes Öllämpchen.

„Was soll's mit der?" fragte Balduin.

„Ja, wie ich heute bei Rats sitze und Jungfer Funzel gerade den Kaffeetisch für die Kinder und uns deckt, kommen wir doch, wie es sich so macht, auf Herrn und Frau Häberlein zu reden. Ich habe ihr schon oft herzlichst all die Güte und Liebe, die ich bei den Häberleins erfahren, mitgeteilt."

„Laß Sie das!" unterbrach sie Herr Balduin.

„Ich wollte nur sagen," nahm Salome den Faden wieder auf, ohne sich irremachen zu lassen, „die Jungfer weiß, was ich hier erfahren habe. Und wie wir so ins Reden gekommen sind, mit einem Mal geht es ihr doch wie die liebe Sonne übers

Gesicht. Ich sehe sie mir an und denke: Was hat die? Da sagt sie: ‚Hört, Eure Leute sollten sich doch das hübsche Häuschen in Jena, das unserem gerade gegenüberliegt und schon seit vorigem Sommer auf Verkauf steht, ansehen; wer weiß, ob es ihnen nicht gefiele, und ich glaube, der Kauf wäre auch vorteilhaft. Seht,‘ sagte sie, ‚wenn ich mir denke, ich käme einmal zu Geld, da könnte ich mir nichts Schöneres vorstellen, als dort an dem Ufer zu wohnen, und der Garten am Haus und unten der Fluß.‘ Da schaute die Jungfer ganz wehmütig vor sich hin. ‚Und Eure Leute haben das Geld und könnten sich solches Glück kaufen und tun es am Ende nicht.‘ Sie lächelte, als sie das sagte, und wie ich wieder hinschau', stehen ihr die Augen voll Tränen. ‚Nun, Jungfer,‘ sag' ich, ‚was gibt es denn? Ich dächte gar, das Weinen laßt doch anderen, das paßt sich ja für Euch nicht.‘ — ‚Frau Salome,‘ antwortete sie mir darauf, ‚das ist für jedermann, und es ist gut, daß es so ist; denn allein durch Sonnenschein wächst nichts, es will seinen Regen haben.‘ Gerade kamen da die Kinder herein, und nun gab es zu tun, denn so kleines Volk ist nicht satt zu machen. Aber jetzt hättet Ihr sie sehen sollen in ihrer Munterkeit. Ich wollte es selber nicht glauben, daß ihr den Augenblick vorher die Tränen nur so die Wangen herabgelaufen waren. Sie trieb ihren Scherz mit der Gesellschaft und hielt sie hübsch in Zucht. ‚Wann Ihr heute heimkommt,‘ sagte sie, ‚vergeßt doch nicht, zur Frau Häberlein zu gehen und sagt es mit dem Haus. Ich dächte, wenn die in ihrem dumpfen Löchelchen, in dem sie immer gesessen haben, von so etwas hören, müßten sie sich vor Sehnsucht kaum lassen können. Sagt auch, daß in dem Garten hinter dem Haus die besten Obstsorten stehen. Sie sollen sich nur bei Rats erkundigen, die wissen Bescheid.‘ Und so bin ich denn gleich hierhergelaufen," sagte Salome, „um ja nichts zu versäumen."

Die kleine Frau war Salomes Redeschwall andächtig ge-

folgt. Sie hatte schon oft an den Erzählungen von der Jungfer Funzel ihre Freude gehabt und hätte das Mädchen gar zu gern kennen gelernt. Es war ihr ein angenehmer Gedanke, daß die für sie Fremde so liebevoll ihrer gedachte, und wie ein Stern hob sich mit einem Mal eine wunderbare Hoffnung in ihrer Seele. Das Herz klopfte, und ihr war zumute wie einem Kinde um Weihnachten. Salome und Herr Balduin sprachen noch eine Weile miteinander, aber die Frau setzte sich auf die Stufe, die zur Ladentür hinaufführte, hörte und sah nichts weiter, als was in ihr selbst vorging. Und als die Tür klang und eine Kundin eintrat, erhob sie sich und ging sachte hinauf in die Ladenstube; dort setzte sie sich an ihren alten Platz am Fenster, legte die Hände auf den Knien übereinander und schloß die Augen. Da war es ihr, als sei es wieder derselbe Abend, an dem sie in Leanders Buch das Lied gelesen, das ihr das ganze Wesen bewegt hatte. Fast unbewußt flüsterte sie mit tiefer Innigkeit vor sich hin: „Rausche, rausche, lieber Fluß!" lehnte den Kopf zurück und flüsterte es noch einmal. Das waren die einzigen Worte, die ihr haften geblieben waren, aber der ganze Zauber, den sie damals empfunden, wogte wieder um sie her, nur lebendiger, noch schöner und faßbarer. Und als sie sich bewußt wurde, was sie so innig empfand, waren es die ersten Schimmer einer heiteren, sonnigen und freien Zukunft.

Während die Frau in sanfter Schwärmerei halb träumte, halb wachte, ging Herr Balduin im Laden auf und nieder, knöpfte den Rock sich würdevoll von oben bis unten fest zu und sagte zu Salome, die sich noch immer erwartungsvoll in seiner Nähe aufhielt: „Es wird zu überlegen sein, Frau Thorspeck. Leute in unserer Stellung könnten sich schon ein sorgenfreies Alter gönnen, weshalb nicht. Soweit sind ja die Mittel da."

„Das bezweifle ich nicht, Herr Häberlein; überlegt es noch", erwiderte die Mieterin süßlich und schickte sich an zu gehen.

Herr Balduin aber bemerkte kaum ihr Verschwinden, so warf er sich in die Brust und ließ sich das Gefühl, ein wohlbestallter Mann zu sein, der unter seiner Lebensrechnung einen Strich machen könne, um darunter zu setzen: „Gewonnen!" etwas zu Kopfe steigen. Er fühlte sich aufs äußerste friedlich und unabhängig und rieb sich vergnügt die Hände. Als er in die Ladenstube trat und seine Frau so andachtsvoll sitzen sah, lachte er und sagte: „Dazu werde ich wohl nicht kommen, eine vernünftige Alte zu haben; so wie sie mit zwanzig war, so ist sie mir geblieben. Nun sage mir, was denkst du jetzt?" Er klopfte ihr im Gefühl seines Wertes auf die Schulter und sah sie voller Güte und Freundlichkeit an. „Was meinst du denn, wenn ich morgen zu Rats ginge und mich erkundigte, und daß wir dann die Sache so langsam weiter betrachteten."

„Ach," erwiderte die Frau unter Tränen, „solches Glück kann unmöglich für uns sein."

„Weshalb nicht? Seh' ich nicht ein," sagte Herr Balduin. „Es ist ja noch kein Schritt weiter getan, wenn ich mich morgen über dieses und jenes unterrichte. So einen Plan habe ich schon mit mir herumgetragen." Er nickte bedächtig vor sich hin, rieb mit der Hand ein paarmal über die Tischfläche und sagte: „Ja, ja, Alte, so geht es!"

Als der Abend noch weiter vorrückte, saßen die beiden Leute bei einem Fläschchen Wein sich gegenüber, das Herr Balduin im Drange der Gefühle aus dem Keller geholt hatte, und sie tranken sich bedächtig zu und besprachen die Zukunft. Wehmut und Hoffnung bewegten die Seele der kleinen Frau so mächtig, daß sie alle Augenblicke mitten im besten Bereden mit dem Schürzenzipfel über die Augen fahren mußte und nicht weiter sprechen konnte. Das war an einem vierten Februar, als die beiden so beieinander saßen und Zukünftiges dämmernd über ihnen lag.

Anfang Mai stand vor Häberleins Laden ein mächtiger Möbelwagen; da gab es in dem Hause ein Hin und Her, eine Unruhe in öden Räumen. Das Gewölbe war leer. Herr Balduin hatte seinen Kalmus, Pfeffer, Räucherwerk, seine Nüsse und seinen feinen Ingwer an einen Abnehmer soweit vorteilhaft verkauft, und was ihm noch davon übriggeblieben war, hatte er für sich selbst behalten. Da wurde in den Tagen altjähriger Staub aufgerührt vom Keller bis zum Boden, kein Nagel blieb unbetrachtet, kein Gerümpel unbemerkt. Man erstaunte über das, was sich angesammelt hatte und was man, ohne es zu wissen, besaß. Es waren böse Zeiten, die das alte Haus zu seinem Untergange vorbereiteten.

Frau Häberlein schaffte im dumpfen Eifer unten und oben. Manchmal drückte sie Schmerz und Grauen, wenn sie daran dachte, was sie seit Tagen mit größter Hingebung tat, schwer auf das Herz und ließ sie mit klaren Augen sehen, wie sie selbst Hand anlegte, mit aller Kraft ihr wohlgepflegtes Teuerstes zu zerstören. Dann wieder, wenn sie in ihrer Hast und Regsamkeit einmal aufschaute und die warme Maisonne durch trübe Fensterscheiben in den aufgewirbelten Staub scheinen und flimmern sah, da zog es wie Sehnsucht und Ungeduld in sie ein, und der Wirrwarr um sie her, in dem sie steckte, und die dumpfen, dunklen Ecken und das Enge, nie Durchfrischte, das ihr Leben lang sie umgeben hatte, lastete schwer und erstickend auf ihr. Es waren die härtesten Tage ihres Daseins, und ein Übermaß von Gefühlen, die in ihrer regsamen Seele durch den nahen Abschied wachgerufen wurden, beunruhigte sie.

So kam die letzte Stunde heran, welche die Leutchen in ihrer Heimat zu verbringen hatten. Die Frau ging noch einmal in ihrem Sonntagsstaat, im dunkelgrünen Wollenkleid, das sie eng und zierlich umschloß, in einer weißen Haube mit braunem Band, durch alle leeren Räume bis hinauf auf

den Boden. Dort lehnte sie sich an ein Dachfensterchen und schaute in den schönen Maitag hinaus. Auf allen Dächern lag goldener Sonnenschein, die Schwalben blitzten blauglänzend und zwitschernd an ihr vorüber, hinein in ein Meer von Licht, von Luft und Wärme. Das war der letzte Blick, den sie von ihrem Besitztum aus tat, und wie sie so Umschau hielt, da hafteten ihre Augen an einem Dachfensterchen, vor dem ein grünes Brett befestigt war, das einen über und über blühenden Rosenstock trug. Ihr Lebtag mochte sie wohl nicht aus der versteckten Dachluke geschaut haben, und so zu allerletzt vom nah Bekanntesten aus etwas Neues zu gewahren, machte einen wunderlichen Eindruck auf sie. Sie blickte, in Erinnerungen versunken, durch den Maisonnenschein auf den Rosenstock in allertiefster Wehmut, dann schloß sie den grauverwitterten Holzladen und hatte, indem sie das tat, die Empfindung, daß hier alles zum letztenmal behutsam berührt wurde, zum letztenmal vor der Zerstörung. Vom Boden aus tat sie noch einen Blick hinunter in das dämmerige Höfchen, ihren lieben Aufenthalt. Das stand gedrängt voll Gerümpel, voll alter Kisten, Bretter und Kasten, aber aus allem Wust hob sich frisch und unbeschädigt der Fliederstrauch. Das ging ihr zu Herzen; langsam und sachte machte sie sich auf den Rückweg. Unten in der Küche wartete auf sie zum letztenmal der Kaffeetopf auf dem alten Herde. Sie nahm aus einem Korbe zwei Tassen, trug sie in das verlassene Ladenstübchen, stellte sie sorglich auf eine hohe Kiste, zwei wackelige Stühle davor, nahm aus dem Korbe einen runden Kuchen und holte die Kanne vom Feuer. Dann rief sie Herrn Balduin, der sich in allen Ecken noch etwas zu tun machte, herein, und die beiden Leutchen verzehrten die letzte Mahlzeit in ihrem Hause, ohne viel dabei zu reden oder Betrachtungen zu machen, aber mit ernster Feierlichkeit.

Nicht lange darauf hielt ein leichter Einspänner vor der

Tür. Sie machten sich auf, Balduin schloß das Haus hinter sich ab und händigte Salome, die sich zuguterletzt eingefunden hatte, den Schlüssel ein. Die reichte der Frau auch ihren Korb in den Wagen und benahm sich bei dem Abschied gefaßt, hatte aber die schönsten und erbaulichsten Redensarten bis zuletzt in Bereitschaft.

Die Alten stiegen ein, der Wagen setzte sich in Bewegung, und es ging erst über das rasselnde Straßenpflaster zur Stadt hinaus, dann an blühenden Gärten vorüber. Die Apfelbäume waren noch im vollsten Flor, rosig und weiß hingen die Blüten gehäuft an den Ästen und über das grüne, aufschießende Korn strich der sanfte Maiwind. Die Birken schimmerten im hellsten Grün, und Tannen und Kieferngehölze, an denen sie vorüberkamen, standen auch im frischen Schmuck. In den Dörfern sorglose Kinder; Hühner und junge Gänse in den knospenden Obstgärten; überall Leben, Wachsen und Frische. Die Frau saß wie träumend neben Herrn Balduin. Mit der Zeit wagte sie es, sich in dem Wagen behutsam zurückzulehnen, und beschaute sich beglückt die erfreulichen Dinge, an denen sie vorüberkamen. Je weiter sie fuhren, je mehr Frühlingsluft an ihnen hinstrich, desto mehr wurde von den beiden ein Lebelang alltäglichster Tätigkeit und Dumpfheit fortgeweht. Salome und Leander und die Zahl der Kundinnen fielen von ihnen ab, in den großen Raum der Vergangenheit hinein. Die kleine Frau atmete so frei und unbehindert wie ein Kind und sagte zu Herrn Balduin: „Wie müssen wir alten Leute dankbar sein, daß der liebe Gott uns das gegönnt hat. Ebensogut hätte er auch eins von uns abrufen können oder uns Krankheit schicken, statt daß wir nun so wunderschön dahinfahren."

In der Alten regte sich das, was man Lebenswonne nennt. Was sie nur je unklar gehofft und geträumt, das wollte sich ihr jetzt schön erfüllen. Sie vergaß die langen, ihrer Natur nicht angemessenen Jahre, in denen ihr der

überflüssige Reiz des Lebens nicht zuteil geworden war, und saß da wie eben erwacht, voller Ahnungen. Ihre neue Heimat hatte sie noch nicht zu sehen bekommen und näherte sich ihr jetzt zum erstenmal. Der Wagen fuhr einen Weg hinauf zwischen Gartenmauern hin, über welche Blütenbüsche niederhingen. Sie hörten die Vögel in den verborgenen Gärten singen und zwitschern, und die Sonne lag voll auf den hellen Steinmauern. Da sagte Herr Balduin: „Nun kommt es bald, dort fangen schon die ersten Häuser an.“ Darauf schaute die Frau mit klopfendem Herzen vor sich hin, und nicht lange, so hielt der Wagen vor einem Haus, das mit seiner Reihe grüner Fensterläden unter hohem Dache freundlich dreinschaute.

„Da sind wir, Alte“, bewillkommnete sie Herr Balduin mit einem Ausdruck, dem man anhörte, daß ihm die Sache schon wohl vertraut war, und half seinem bewegten Frauchen aus dem Wagen. Er hatte schon ein paar Tage lang hier gehaust, um, während die Frau in der alten Wohnung hantierte, die neue, so viel wie für ihn tunlich, instand zu setzen.

Die Frau nahm ihren Korb an den Arm und trippelte Herrn Balduin, der die Haustür öffnete, zaghaft durch den schmalen, mit roten Backsteinen gepflasterten Vorraum nach, dann in die Stube, deren Fenster zur Landstraße hinaus auf ein gegenüberliegendes Haus blickten. In der Stube standen die alten Möbel aus dem Ladenstübchen, dazu ein wunderschönes, neues Sofa und ein prächtig polierter Schrank. „Ach, du mein Gott!“ flüsterte die Frau und ließ ihre Gefühle noch nicht so recht aufkommen, vielleicht in der Empfindung, als könnte sie davon erwachen. Sie setzte ihren Korb auf die Diele, beschaute die schönen, weißen Vorhänge und schüttelte ganz versunken den Kopf. „Komm, Alte, erst wollen wir den Garten besehen“, sagte Herr Balduin.

Nun gingen sie wieder beide hintereinander her durch den Hausflur. Herr Balduin öffnete eine grün gestrichene Tür, und sie traten hinaus in die volle Pracht. Gleich vor dem Haus stand ein junger, kräftiger Apfelbaum, der über und über blühte. Von der Tür aus führte ein schnurgerader Weg bis an das Ende des schmalen, etwas abfallenden Gartens, und dieser Weg hatte eine Einfassung von den schönsten, weißen Narzissen, deren dichte Blätterbüschel kräftig aus dem Erdreich aufgeschossen waren und die Blumensterne frisch umgaben. Blühende Bäume und überall hellstes Grün, noch unbepflanzte, gelockerte Beete, allerlei Keimendes, das sich eben erst aus dem Boden herauswagte, Buschwerk und Beerengesträuch, am Wege ein paar knospende Rosenstöcke; alles das sah das Frauchen in ihrer nächsten Umgebung und empfand das frische Leben, das jedes Blatt und jede Handbreit Erde ausströmten. Sie bückte sich, um von einer schönen, schneeweißen Narzisse ein Schnecklein abzulesen, und indem sie das tat, wurde sie rot vor Beschämung, denn man könnte meinen, sie täte sich wichtig als Eigentümerin, und behutsam schaute sie auf, ob Herr Balduin auf sie achtete.

Aber der ging würdevoll und schweigsam vor ihr her und empfand es jedenfalls als unnötig, da zu reden, wo jedes Schöne sich selbst erklärte. Endlich drehte er sich um und sagte: „Alte, was meinst du?" Da reichte ihm die kleine Frau die Hand, die hellen Tränen standen ihr in den Augen, und ihr gutes, überschwänglich volles Herz ließ sie zu keinem Worte kommen. Das war ein Augenblick, den sie in ihrem Leben nicht vorgesehen hatte, und alles, was sich an diesem Tage weiter begab, erschien ihr wunderbar, wie eben erst geschaffen: die Abendsonne, deren rote Strahlen den lockenden Garten übergossen; ein Gesang, den sie auf der Straße hörte; die Leute, die ihr am Fenster vorübergingen. Und ihre Freude hatte sie, als sie aus den Kisten und Kasten das Bettzeug räumte und hin und wieder bei der Arbeit aufschaute und ihr

Blick auf das gegenüberliegende Haus, das dem Herrn Rat gehörte, fiel. Der war für die Sommerzeit ihr Nachbar geworden, und Herr Balduin hatte ihr gesagt, daß jetzt schon die Jungfer Funzel mit den Kindern dort eingezogen sei. Das war ihr ein angenehmer Gedanke, und sie beschäftigte sich mit der neuen Nachbarin.

Am anderen Tage in der schönsten Stunde traten die Alten wieder aus ihrem Hause, sie hatten schon allerlei miteinander geräumt und gewirtschaftet und wollten in der herrlichen Frühzeit sich einmal draußen umsehen. Das Frauchen pflückte jetzt schon im Gehen von dem Überfluß ein paar der weißen Narzissen und einige purpurrote Aurikeln, auch einen Goldlackstengel, der am Grasrand blühte, einen Zweig helles Stachelbeerlaub und trug ihren Strauß vor sich her, so behutsam und glücklich wie ein junges Mädchen.

Am Ende des Gartens war in die Mauer ein Pförtchen eingelassen. Das öffnete Herr Balduin, und sie gingen über einen morgendlich feuchten Weg in das Buchenwäldchen, welches sich bis knapp an das Flußufer hinzog. Schlängelnde Pfade führten zwischen den schlanken Stämmen hin. Da wandelten die beiden Alten unter dem maifrischen Laub und dachten nicht an sich, sondern nur an das Schöne, das sie genießen durften, und nie mochte wohl auf einem Menschenpaar das Alter so wenig drückend gelegen haben wie auf den beiden Leuten an jenem schönen Morgen. Die Frau wenigstens vermochte sich nicht von der Jugend um sie her zu unterscheiden. Sie genoß sanft und sich ganz hingebend, legte ihre Hand in die des Herrn Balduin und hatte in ihrem Alter das volle Glücksbewußtsein. Sie setzten sich nebeneinander auf eine Bank, die abseits vom Wege mitten im Grünen fast versteckt stand, die aber die Frau mit ihren Umschau haltenden Blicken gleich entdeckt und für ein wunderschönes Plätzchen erkannt hatte. Herr Balduin steckte sich in aller Zufriedenheit seine Pfeife an, und die Frau holte aus den Falten des grünen

Wollkleides ihren Strickstrumpf hervor. Das Knäuel rollte ihr, während sie emsig Nadeln und Finger regte, mitten in blühendes Kraut zwischen Gras und Blätterwerk hinein, und als sie ihm nachschaute, erstaunte sie von neuem über den großen Reichtum um sich her. Die Zeit verging ihnen sachte und angenehm. Ein leiser Wind fuhr hin und wieder durch die obersten Wipfel. Aus Herrn Balduins Pfeife hoben sich Rauchwolken, kräuselten sich bläulich, zogen durch die stille, klare Luft und leuchteten hin und wieder in den schwankenden Sonnenlichtern, die das dichte Laub durchdrangen, hell und wunderlich auf.

Wie sie so nebeneinander saßen, hörten sie Schritte. Die Frau bog einen Zweig zurück, um aus ihrem grünen Versteck heraus auch sehen zu können, was ginge und käme. Es dauerte nicht lange, da sah sie auf dem Wege, der an ihnen vorüberführte, ein junges Mädchen kommen, in einem dunkelblauen Leinenkleid, einen Jungen an der Hand führend. Wie sie das Mädchen genauer betrachtete, welches mit dem Kinde ihr gegenüber etwas stehen blieb, weil das Bürschchen ihr in einem Gefühlsausbruch von Zärtlichkeit die Arme um die Knie schlang, meinte sie, daß auf der Welt kein Geschöpf in dieses schöne Wäldchen so wohl hineinpassen möge als gerade diese junge Person. Sie hatte einen kleinen, festen Kopf und sonnige Augen, einen blonden, glänzenden Zopf knapp in einen Knoten festgesteckt, um die Stirn aber die lustigsten Flatterlöckchen, die man sich denken kann. Ihre Gestalt war nicht gerade schlank zu nennen, aber angenehm und beweglich.

„Sieh nur!“ flüsterte die Frau Herrn Balduin zu und lehnte sich zurück, damit auch er den hübschen Anblick haben sollte.

„Das ist ja die Jungfer bei Rats“, sagte Balduin.

Der Junge machte sich von der Jungfer los und bog in den Pfad ein, der auf die Bank zuführte, um zu entwischen. Sie lief ihm nach, und im Augenblick darauf standen sie vor

den beiden Alten. Herr Balduin erhob sich, griff nach seinem Käppchen, und die Jungfer schaute etwas betroffen auf, reichte ihm aber gleich die Hand hin. „Nun, wir kennen uns“, begann sie munter und reichte ihre Hand auch der Frau hin. „Ich wünsch' allen Segen zum Einzug.“ Das sagte sie mit einem so liebevollen Tone, daß es der Frau war, als hätte sie vorher mitten in ihrer Freude gerade solch einen Willkommen vermißt.

„Hier ist noch ein Platz neben uns“, sagte die Alte und wies auf die Bank.

„Wir haben Eile“, erwiderte die Jungfer. „Aber ich dachte, daß die Nachbarn hier herum zu treffen sein würden, und wollte doch meinen Gruß anbringen. Die Frau Häberlein habe ich schon vom Fenster aus heute wirtschaften sehen. Wenn man mit etwas behilflich sein kann, ich tu's gern“, fügte sie hinzu und nahm die Hand des verdutzt um sich schauenden Jungen, um zu gehen.

„Wir begleiten Euch ein Stückchen“, sagte Frau Häberlein, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Die beiden Alten sprachen ihre Dankbarkeit gegen sie aus, da sie es ja sei, die ihnen zu ihrem Glücke so recht eigentlich verholfen habe.

„Ja, nicht wahr,“ sagte die Funzel, „es ist schön hier.“

„Funzel, das war eine Amsel, dort ist sie hinein!“ rief der Junge und zeigte auf dichtes Buschwerk.

„War sie schwarz?“ fragte Funzel, „hatte sie einen roten Schnabel und gelbe Beine?“

„Ja“, sagte er im höchsten Eifer.

„Dann war's eine“, meinte die Jungfer.

„Nun?“ fragte er, als sollte noch etwas kommen.

„Nun?“ sagte Funzel, „das andere weißt du ja. Sie hat in dem Busch ein Nest und freut sich, daß sie so schnell entwischen kann.“

So plauderte sie in aller Munterkeit, daß es Frau Häberlein leid tat, als sie wieder voneinander Abschied nahmen. Aber

beide luden die Jungfer ein, doch mit den Kindern zu ihnen zu kommen, und gingen durch ihren schönen Garten wieder in das Haus zurück.

Man darf auf Erden nicht vom Glück reden, da es leicht durch ein Aussprechen verscheucht werden kann. Deshalb mag ich nicht sagen, daß die beiden Alten glücklich waren; und dennoch getraute ich es mir fast. Die Frau wenigstens möchte ich so nennen, da sie ihr Lebtag in Sehnsucht nach halb Geahntem, Ungekanntem hingebracht und alles sich ihr jetzt im Alter noch in Staunen und Dankbarkeit gelöst hatte; und was wünscht man mehr?

Herr Balduin mochte nicht viel nach Glück gestrebt haben; ihm war mit Befriedigung gedient, und die kannte er wie irgendeiner. Wäre ein Überschuß von Glück über ihn hereingebrochen, würde auch nur Befriedigung und weiter nichts in dem Händler erweckt worden sein. Von dem Jubel aber, der in seiner kleinen Frau lebte, ahnte er nichts, so wenig er sie in ihrem Verlangen nach dem, was nun gekommen war, je verstanden. Und dennoch hatte sie ihm jede Erfüllung ihrer kleinen, leidenschaftlich entstandenen Wünsche zu verdanken bis auf dies letzte schön Erreichte.

Die ersten Wochen waren dem Paare in seiner neuen Heimat rasch vergangen. Die Obstbäume im Garten setzten prächtig Früchte an. Die Beete waren alle bepflanzt worden und standen im besten Gedeihen. Auch die Freundschaft mit der Jungfer Funzel, und das gegenseitige Gefallen aneinander blühte allerschönstens. Die gute, kleine Frau stand eines Tages vor der Türe ihres hübschen Hauses und blickte die Straße entlang, da sah sie einen Wagen an der Ecke halten, einen offenen Korbwagen, wie ihn die Metzger haben, wenn sie über Land fahren, und daraus kletterten ein paar dürre, sparrige Gestalten.

Als sich beide dem Hause näherten, erkannte Frau Häber-

lein in ihnen Salome Thorspeck und Leander, deren Jüngsten. „Herr, du mein Gott, was wollen die!" dachte Frau Häberlein, und je näher ihre beiden alten Hausgeister ihr kamen, um so beklommener wurde es ihr zumute, und sie blieb befangen stehen, wo sie stand, bis zur Begrüßung.

Frau Salome Thorspeck überschüttete ihre Freundin mit einem Wortschwall, und der alten Häberlein war es, als umgebe sie wieder die dumpfe, unerfreuliche Atmosphäre ihres vergangenen Lebens, als lege sich ihr etwas schwer auf die Brust. Salome und der Jüngste wurden von ihrer Wirtin in das Haus geführt. — In der stattlichen Stube nahmen alle dreie Platz, und Salome erzählte, daß Leander eine Schreiberstelle in Rudolstadt angenommen habe, und daß sie eben beide dahin auf dem Wege seien. — „Leander", wie sich Salome ausdrückte, „behufs längeren Aufenthalts." Sie selbst hingegen hatte die Fahrt unternommen zur Auffrischung heruntergekommener Kräfte — „vermittelst deren", wie sie zierlich fortfuhr, „sie in harter Arbeit und Treppensteigen behindert würde."

Frau Häberlein beklagte das; aber nicht herzlich, wie es sonst wohl ihre Art gewesen, sondern zerstreut und kühl; ihre Augen waren mißtrauisch bei allen Berichten Salomes, fast ununterbrochen auf den früheren Lehrling und Hausgenossen gerichtet.

Dieser trug noch dasselbe widerwärtige, gleichgültige Wesen wie ehedem zur Schau, das der Delikateßhändlerin jedem Ding, auf das er seine Blicke richtete, allen Wert nahm. Er hatte den wunderlichsten Einfluß auf sie ausgeübt, einen geheimnisvollen Einfluß, dem sie sich nicht hatte entziehen können. Die sonderbarsten Beispiele, wie alles sich unter den Augen des Hausgenossen widerlich verwandelte, waren ihr wohl im Gedächtnis geblieben.

Da hatten sie einst einen köstlichen, frischen Lachs bekommen, ein wahres Ungeheuer an Pracht, der lag auf Eis

in seiner ganzen Schönheit und war frisch wie eine Schneeflocke und untadelhaft.

Frau Häberlein bemerkte, wie der Lehrling an dem schönen, würdigen Tier auf eine verächtliche Manier roch und es wie nichts Gutes umdrehte und auch die andere Seite beroch, gedankenlos und gelangweilt.

Von dem Augenblick an hatte sich der Lachs verändert, Frau Häberlein war es so gewesen; als wäre aus einem wertvollen, herzerfreuenden Fisch ein totes, der Verwesung anheimgefallenes Vieh. — Leander brauchte, wie gesagt, anzuschauen, was er wollte, so war es ihr verleidet.

Jetzt, nachdem der schlimme Hausgeist mit seiner Mutter in die neue, schöne Heimat eingedrungen war, beobachtete Frau Häberlein den Widerwärtigen befangen.

Er sah sich in der freundlichen Stube um, als wollte er sagen: „Das ist auch weiter nichts." Frau Häberlein führte Mutter und Sohn in den Garten, und auch dort wich dieser Ausdruck nicht aus den Zügen von Salomes Jüngstem. Nur als Herr Balduin zu ihnen trat, gewahrte sein Weib, daß der schreckliche Lehrling dachte: „Ihr seid schön alt, ihr Narren, es ist nicht mehr der Mühe wert, daß ihr euch noch hier in dem Garten festsetzt und es euch bequem gemacht habt; wie lang wird's dauern, dann hat der Spaß sein Ende."

Der Delikateßhändlerin war es, als zöge ein dunkler, kalter Schatten über die schöne Gegend, die hoffnungsreichen Obstbäume, die blühenden Rosen, die Bienenstöcke und Spargelbeete. — Sie seufzte tief auf — und die Stunden, in denen Salome und der Sohn sich bei dem Ehepaare aufhielten, vergingen träge, wie noch nie Stunden in der neuen Heimat vergangen waren.

Erst als es an das Abschiednehmen ging, atmete die Frau auf, wünschte Salome und Leander alles Gute, steckte der alten Freundin ein inhaltsreiches Päckchen zu, forderte sie

aber mit keinem Worte auf, wiederzukehren. Als ihre Gäste die Straße entlang gingen, und das Paar ihnen vom Fenster aus nachblickte, fiel die kleine Frau Herrn Balduin um den Hals und sagte: „Gottlob, daß sie fort sind, die lassen wir nicht wieder herein, du."

„Siehst du, ich habe es dir immer gesagt, du sollst dich mit der Gesellschaft nicht abgeben, es ist etwas Unausstehliches an ihnen; wer aber nicht hörte, warst du."

„Ja, ja, ja", sagte das gute Weib. „Ich hab's auch gebüßt."

„Gott behüte einen jeden", sagte Herr Balduin, „vor solchen, die am Leben herumnörgeln, die einem die Dinge verekeln, die großpatzig und unzufrieden dreinschauen."

Sie ging in den Garten hinaus, und es währte nicht lange, da war die volle Freude wieder eingezogen. „Und soll eins von uns heute davon," sagte die Delikateßhändlerin weich, „so hatten wir uns doch — und unsern Garten und das Haus und jeden schönen Tag — und jede Stunde. Sollen ihrer nicht mehr viele sein — wie Gott es will!"

Diesen Abend kam Funzel, als die Kinder zu Bette gebracht waren und Herr Balduin im „Goldenen Engel" unter den Honoratioren saß, herüber zur Frau Häberlein gelaufen und verschwatzte ein Stündchen mit ihr. Da gingen sie miteinander hinaus vor die Tür; im Garten unter dem Apfelbaum setzten sie sich und strickten. Funzel hatte eine allerliebste Stimme und sang der Alten vor, was sie nur immer wußte.

Rings im weiten Umkreis hörte man die Heimchen um diese Stunde zirpen; und wenn sie ganz still beieinander saßen, glaubten sie den Fluß rauschen zu hören. Da erzählte ihr einst das Frauchen von dem wunderschönen Lied, das sie im Winter aus dem Buche von Salomes Sohn gelesen, und wie alles zugegangen sei, daß sie es gerade an dem Abend gelesen, an dem sie das erste von dem Verkauf des Gewölbes

gehört, und daß alles, was sie damals empfunden, nun in Wahrheit eingetroffen sei.

„Das ist hübsch," sagte Funzel darauf: „ich meine auch, man sollte an solche Dinge glauben; wenn sich gar so etwas Bestimmtes in einem regt und man kann nicht darauf kommen, weshalb, so ist es sicher für Zukünftiges. Ach du mein Gott," sagte sie munter, „ich wollte, mir träumte es auch einmal so. Aber das wird bei mir ausbleiben. Nun, es ist gut," setzte sie nach einer Weile eigentümlich ernst hinzu, „es geht auch anders. So viel Glück gibt es nun einmal nicht, als daß alle etwas davon abbekommen könnten."

„Was meint Ihr denn, Funzel?" frug die Alte. „Euch kann doch nichts fehlen, Euch doch zu allerletzt."

„Ja," sagte Funzel und lachte, „mir glaubt es niemand, wenn es mir auch übel geht. Deshalb laß ich es ruhig bleiben mit dem Gesichterziehen; was ich durchzumachen habe, mache ich durch, und wenn ich lache, wo ich vielleicht auch weinen könnte, da ist weiter kein Verdienst dabei. Der eine hält es so, der andere so."

Funzel fuhr sich über die Augen, als wollte sie die Tränen verbergen, und sagte halb verlegen und wehmütig und dennoch munter und lebendig, nachdem sie wieder klar um sich blickte: „Hier am Orte habe ich meinen Schatz, Euch will ich es sagen, den jungen Hilfslehrer Severin. Wißt Ihr, Herr Häberlein sprach gestern, daß er ihn kennen gelernt hätte."

„Ja, du mein Gott!" rief die kleine Frau in freudigem Erstaunen.

Da lachte Funzel, nahm ihre Arbeit, die sie hatte ruhen lassen, wieder zur Hand und sagte: „Ja, der Severin ist mein Schatz, und keinen Augenblick beren ich's, denn er ist ein guter Mensch."

„Das glaub' ich," sagte Frau Häberlein lächelnd, „aber ich meine, das wäre das wenigste, was man von seinem Liebsten sagen kann."

„Ja, wenn alles glatt und gut geht," erwiderte Funzel, „dann wohl; wir aber haben viel miteinander durchzumachen, Severin ist ein unruhiger Kopf, mir ist das Herz oft schwer. Er ist schon seit Jahren hier Hilfslehrer und kommt zu nichts Rechtem, so daß wir gar nicht absehen können, wie lang uns der Brautstand noch dauern wird. Und nun kommt dazu, daß er bei seinen Vorgesetzten nicht so recht in Gunst steht. Nun, das würde sich geben, denn er ist tüchtig, und sie könnten mit der Zeit schon ein Einsehen haben. Aber seit einem Jahre hat er sich etwas in den Kopf gesetzt, wovor mir angst und bange wird, und ich weiß auf der Welt nicht mehr, wie ich es ihm ausreden soll."

„Nun?" fragte Frau Häberlein und blickte teilnahmsvoll auf das Mädchen.

„Er will nach Amerika," sagte Funzel kurz und so, wie es jemand tut, der über das, was er ausspricht, eine vollkommen absprechende Meinung hegt, „und will mich überreden, gleich mitzugehen," fuhr sie fort, „damit wir dort als Mann und Frau unser Glück versuchen könnten. Das spielt seit einem Jahre, so daß ich nichts zu tun habe, als abzureden und zu verweigern. Mein bißchen Erspartes ginge fast allein auf die Reise auf, und dann säßen wir dort, wer weiß in welchem Elend; denn ob sich für ihn so ohne weiteres etwas fände, das ist nicht ausgemacht. Er ist nicht der Mann, sich vorzudrängen, und seine Gesundheit hält auch nicht allzuviel aus. Sehen Sie, die Unruhe, zu etwas zu kommen, ist es, die ihn zu solchem Entschluß verleitet, und der arme Kerl plagt sich damit. Und nun fällt es ihm ein, daß wir uns so mir nichts dir nichts fortstehlen sollen, hinaus in die Fremde, als wäre kein Platz für uns im Lande."

„Armes Kind," sagte das Frauchen voller Güte und strich ihr sanft über die Wangen.

„Mein Mann hat Herrn Severin kennen gelernt, und mir schien, als hätten sie Gefallen aneinander gefunden."

„Meint Ihr?“ sagte Funzel.

Und beide blieben in Gedanken versunken sitzen, sahen den Mond hinter dem Wäldchen auftauchen und saßen länger als gewöhnlich zusammen, trotzdem sie kaum ein paar Worte noch miteinander wechselten. Frau Häberlein griff in ihrer Herzensbewegung nach Funzels Hand und hielt sie fest in der ihrigen, als wollte sie damit sagen: Warte nur, ich habe dich in meinen Schutz genommen, wir wollen es schon gut miteinander machen.

Als Herr Balduin zurückkam, fragte er beim Eintreten: „Ist Funzel bei dir gewesen?“

„Jawohl,“ erwiderte die Frau, „die war hier.“ Und es dauerte nicht lange, da wußte Herr Häberlein, daß der Liebling mit dem Hilfslehrer Severin versprochen sei, und wußte alle Leiden und Nöte des jungen Pärchens.

„Ein netter Kerl ist er,“ sagte Balduin, „mir gefällt er recht gut. Wäre damals statt des langen Schlappses so einer wie Paul Severin bei uns in das Geschäft eingetreten, das hätte ich mir gefallen lassen. Und für Severin wäre es auch besser gewesen, als daß er hier sitzt, an seiner Hilfslehrerstelle nagt und davon nicht satt und froh wird. Ich habe ihn gebeten, er soll einmal bei uns vorsprechen. Ja, Alte, mag man sagen, was man will,“ fügte Herr Balduin wehmütig hinzu, „ein frisches, gesundes Geschäft hält Leib und Seele zusammen. So schön es hier auch sein mag und so wenig ich es mir anders wünschen möchte, mir ist es manchmal gar nicht, wie es mir sein sollte, da fehlt es mir an allen Ecken. Es ist eben schwierig, ehe man von der lieben Gewohnheit loskommt.“

Die Frau schaute ihren Mann besorgt an. „Balduin,“ erwiderte sie, „davon hast du ja nie etwas gesagt.“

„Du fühlst nichts dergleichen?“ wendete sich Herr Häberlein an die Frau. „Wenn du aufstehst, ist es dir nicht, als

wüßtest du nichts zu tun und zu schaffen und könntest gerade so gut liegen bleiben?"

„Daß ich nicht wüßte," erwiderte das Frauchen bedenklich, „eher im Gegenteil; ich kann es kaum erwarten, bis es so weit ist, daß der Tag wieder neu beginnt. Mir ist die kleine Wirtschaft jetzt auch gerade recht."

„Ja, ja," unterbrach sie Herr Balduin, „du warst von jeher leichtsinnig und hattest deinen Sinn auf allerlei Allotria gerichtet. Ich habe dir das genug gesagt, nun stellt es sich wieder heraus. In so einem Frauenzimmer steckt kein Lot Anhänglichkeit!"

„Was fällt dir ein?" sagte das Frauchen, die ihrem Manne erstaunt zugehört hatte. „Verlange nicht etwa, daß ich mich darüber erbosen soll; so eine alte Frau ist dankbar, wenn es ihr gut geht und wenn sie in ihrem Alter Grund hat, glücklich zu sein. Ich dächte, du besännest dich beizeiten," fuhr sie fort, „du hast den Garten vor der Tür, wo es jetzt mehr zu tun gibt, als dir lieb ist."

„Weißt du auch," sagte der Alte nach einer Weile, „daß heute unser Gewölbe daran muß? Der Apotheker war in der Stadt und erzählte, daß sie angefangen haben."

„Du mein Gott!" erwiderte die Frau, sah vor sich hin, stand dann auf und machte sich etwas in der Stube zu tun.

„Ja, ja", seufzte Herr Balduin und ging langsam und bedrückt in die Schlafkammer.

Der andere Tag war sonnig und heiter, und in dem Herzen der Delikateßhändlerin wollte die Wehmut nicht recht eindringen. Jeder Blick, den sie in ihren schönen Garten tat, ließ sie die beängstigenden Bilder vergessen, und Funzel Quittenbaums Geschichte und die mütterliche Liebe zu dem Mädchen beschäftigten sie mehr, als irgend etwas Vergangenes es jetzt hätte tun können.

An einem schönen Tage vor Sonnenuntergang ging das gute alte Paar miteinander durch den Garten. Die Rosen standen in allervollster Blütenpracht, und für den Abend hatten sie die beiden, Funzel und den jungen Severin, mit dem Herrn Balduin große Freundschaft geschlossen, eingeladen.

Die Frau blieb, als sie neben ihrem schweigsamen und etwas verdrießlich dreinschauenden Gatten unermüdlich auf- und niedergegangen war, vor einem Rosenstocke stehen, bog einen Zweig herab und sog den Duft andachtsvoll in sich ein.

Herr Balduin betrachtete sie eine Weile, wie sie, um ihn unbekümmert, wie ein Bienchen an der Rose sog; endlich sagte er ärgerlich: „Das ist recht, laß dir einen Käfer in die Nase kriechen. Überhaupt ist das eine ganz verfluchte Einbildung, hinter die man kommt, wenn man die Sache einigermaßen mit Verstand betrachtet, daß eine Rose so besonders riechen soll. Ich sage dir, ein Käse, ein rechter echter reifer, riecht mir angenehmer, kräftiger und besser. Es hat auch eine solidere Bewandtnis damit; denn eine Rose ist im Grunde doch ein sinnloses Ding.“

Frau Häberlein schaute erstaunt und erschreckt zu Herrn Balduin auf und fand, daß dieser eine griesgrämige und wenig muntere Miene zu seinen sonderbaren Redensarten aufgesetzt hatte.

„Was soll das heißen, Balduin?“ fragte sie.

„Ja, was es heißen soll?“ murmelte der Alte vor sich hin, legte die Hände mit einer schnellen Bewegung auf dem Rücken zusammen und marschierte dem Hause zu.

Frau Häberlein ging ihm kopfschüttelnd nach. Ihr war auch heute das Herz nicht leicht, denn nächster Tage stand ihr die Trennung von Funzel Quittenbaum bevor. Die Frau Rat mit den Kindern zog wieder in die Stadt, und sie

kamen erst im September noch auf ein paar Wochen vor Wintersanfang in das Landhaus zurück.

Heute war vielleicht schon der letzte Abend, an dem sie das gute Mädchen längere Zeit bei sich haben durfte, und zugleich der erste, an welchem sie das junge Pärchen zusammen sehen würde. So besorgte sie bewegten Herzens die Zurüstung zum Abendessen und vergaß in ihrer Geschäftigkeit die wunderliche Äußerung und Übellaunigkeit des Herrn Balduin, der in der Dämmerung, weil er nichts Besseres zu tun wußte, die Straße hinabgeschlendert war. Funzel kam, so früh sie sich hatte losmachen können, schon vor ihrem Verlobten und suchte Frau Häberlein in der Küche auf; sie trug ein helleinenes Kleid und hatte sich frisch und zierlich herausgeputzt, sah aber nicht so munter wie gewöhnlich drein.

„Nun, Funzel?“ fragte Frau Häberlein und schaute sich das Mädchen an.

„Ja, wenn der Abschied nicht wäre,“ sagte Funzel und drehte in leichter Befangenheit am Küchenschrankschlüssel; „und Severin ist auch nicht bester Laune. Wenn es nun in ein paar Tagen fort geht und ich wieder in der Stadt sitze, dann kommen erst die dummen Gedanken. Ich gehe diesmal mit schwerem Herzen, und wenn die Kinder nicht wären, ich hielt's nicht aus; Ihr wißt es ja, daß es bei meinen Leuten nicht gerade heiter zugeht. Der Rat und die Frau machen sich das Leben schwer genug. Manchmal ist mir's, als hätten die ihren Verstand nur deshalb bekommen, damit sie ja auch alles Böse im Leben aufspüren können, und das Gute und Fröhliche werfen sie, so ist es mir oft, wenn es ich mit ansehe, wie Scherben beiseite. Manchmal“, sagte sie aufseufzend, „vergeht eine Woche, ohne daß man auch nur ein frohes Gesicht zu sehen bekommt. Und die großen Buben treiben es auch schon so, zerren sich den lieben, langen Tag mit ihrem Schulwerk mürrisch herum, haben an ihrer Arbeit keine Freude

und ziehen widerwärtige Gesichter, wenn es etwas setzt. So geht es Tag für Tag, und da will es schon etwas heißen, munter zu bleiben."

„Ja, ja," seufzte das Frauchen, „und ich weiß auch nicht, wie ich mich ohne Euch behelfen soll. Jetzt ist mir's erst, als ob ich Einsamkeit kennen lernen müßte."

Da ging die Haustür, und Herr Balduin trat mit dem jungen Severin, dem er entgegengegangen war, ein.

„Da kommen sie," sagte Frau Häberlein, „wir wollen sie vorausgehen lassen." Sie band ihre Schürze ab, wischte noch geschäftig über ein paar Teller und ging dann mit Funzel den beiden in den Garten nach. Wie diese die Schritte der Frauen hinter sich hörten, wendeten sie sich um, und Funzel sagte, als sie ihren Verlobten auf sich zukommen sah, mit leuchtenden Augen zu dem Frauchen: „Ist er nicht ein lieber Mensch?"

Severin hatte ein gutes und solides Ansehen, gehörte entschieden zu der Sorte Leute wie Herr Balduin, und hatte eine behende Gestalt, die in ihrer mäßigen Hagerkeit den künftigen Einflüssen des Alters, ohne viel Veränderung zu erleiden, standhalten konnte. Er hatte muntere Augen und dichtes, dunkles Haar. Sein Benehmen war durchaus würdig, und er schien mit jedem Schritt sich seiner Verpflichtungen gegen den alten Gönner bewußt zu sein, als er seiner Braut entgegen ging.

„Wart du!" sagte Funzel, lief auf ihn zu und warf ihm eine Handvoll Rosenblätter, die sie im Vorüberstreifen von einer verblühten Rose gepflückt hatte, ins Gesicht. Er schüttelte erst unwillig den Kopf, nahm aber dann ihren Arm in den seinigen und ließ sie huldvollst neben sich herwandeln.

Darauf schaute Funzel nach den beiden Alten, die miteinander hinter ihnen hergingen, und sagte: „Man sollte

gar nicht meinen, daß er zuzeiten so abenteuerliche Gedanken im Kopfe hat, wenn man ihn so hübsch ehrbar gehen sieht, und daß er solche Not machen kann. Nicht wahr?" lachte sie und schaute schelmisch zu ihrem Schatz auf.

„So laß das doch!" flüsterte er ihr zu. „Was willst du jetzt?"

Sie achtete aber nicht auf seine Einwendung, immer nach rückwärts gewendet fuhr sie fort: „Habt Ihr ihm den Kopf ein wenig zurecht gesetzt, Herr Häberlein?"

Herr Häberlein lachte über das ganze Gesicht, denn er hatte an der hübschen Funzel Quittenbaum seine Freude.

„Ist schon besorgt, Jungfer Funzelchen. Ganz umsonst sitzen zwei so mäßige, vorzügliche Leute, wie wir sind, nicht miteinander den Abend im Goldenen Engel."

Frau Häberlein pflückte noch still einen schönen Blumenstrauß, um ihn auf den gedeckten Tisch zu stellen. Und als sie miteinander bei dem Abendessen saßen, da wurde Herr Balduin immer munterer und aufgeräumter, wie sein Frauchen sich seiner kaum erinnern konnte. Severin und er sprachen von dem schlechten Zustande, in dem sich die Geschäfte im ganzen Ortsumkreise befänden, und in Jena selbst keine wahrhaft vernünftige Handlung, in der die Leute ihren Kaffee und Zucker und was wirklich Feines erhalten könnten. „Hier könnte, wenn es recht angefangen würde, solch ein Geschäft seinen Mann ernähren."

Sie sprachen immer eingehender und erregter. Severin entwickelte eine ganz eigentümliche Sachkenntnis, die Funzel nie bei ihm vermutet hätte, und Frau Häberlein ging sachte über den Gemütszustand ihres Mannes ein Licht auf, und jetzt wußte sie, was die beiden, Severin und ihr Mann, allabendlich so eifrig zu bereden gehabt hatten. Sie und Funzel hörten noch eine gute Weile geduldig zu, und Frau Häberlein hatte ihre Freude daran, wie frisch und heiter Balduin sprach.

Es war auch in Wahrheit ein guter Augenblick, wie der

Alte sich wieder kräftig in das Leben einzudrängen versuchte, wie er Hoffnung und Erfahrung lebendig durcheinander sich bewegen ließ, wie er mit dem Jungen erwog und besprach; wie seine gute Frau voller Hingebung ihm zuhörte, sich an ihm freute und jeden Augenblick in Dankbarkeit und Liebe bereit war, ihrem Gatten, wie es auch sei, zu helfen.

Das Altchen war aufgestanden, hatte die Hand auf die Schulter ihres Mannes gelegt, der sich halb erstaunt nach ihr umwandte, und sagte: „Mir ist es gar zu recht, wenn du das tust, was dir lieb und angenehm ist, das glaube nur. Das ist wahr, ich bin eine leichtsinnige Frau, habe ich mir doch heute gegen Abend, als wir miteinander an dem Rosenstocke standen, gar nichts bei dem gedacht, was du sagtest." Sie sprach mit lebhaft erregter Stimme und fuhr fort: „Mir ist es lieb, beginne hier etwas Neues, Balduin. Hier in der Vorderstube bauen wir den Laden aus, und den Herrn Severin nimmst du in das Geschäft."

Da fuhr Balduin fast unwillig auf und sagte: „Das wäre mir das Rechte in meinen alten Tagen, mir ein Geschäft über den Kopf wachsen zu lassen. Nicht wahr, Severin, was meint Ihr?" Die Empfindungen zogen über die alten Züge des Frauchens und brachten im Vorüberziehen einen wunderbaren Jugendschein über sie. Sie blickte sich im Kreise um, und ihre Augen ruhten so voller Liebe und Glanz einen Augenblick auf Funzel, daß es dieser ganz wunderlich zumute wurde. Herr Balduin wollte reden und lehnte die Hand vertrauensvoll auf Serverins Arm. „Ich weiß am besten," fuhr er fort, „daß ich mit Herrn Severin gern etwas unternähme — aber —"

„Zu viel Ehre!" unterbrach ihn Severin. „Wie sollte ich zu dergleichen kommen. Bedenken Herr Häberlein meine völlige Mittellosigkeit."

Herr Balduin machte eine bedeutungsvolle Handbewegung. „Das würde sich finden; was braucht ein Gehilfe fürs erste Mittel zu haben. — Da meint die Alte," begann er wieder

in scherzendem Ton, „so etwas ließe sich über das Knie brechen. Wenn ihr es in den Kopf fährt, glaubt sie, es sei schon da und hergerichtet. So ist sie und so war sie.“

Severin schaute gespannt auf Funzel, deren Blicke an dem Frauchen hingen, die immer noch hinter Herrn Balduins Stuhl in Gedanken versunken stand. Unmerklich aber, ohne daß es eines Wortes von seiten der Alten zum Einlenken bedurft hätte, ging die Unterhaltung der zwei Männer ihren Gang, und zwar waren sie, ohne daß sie recht wußten, wie es geschehen, vom unbestimmten Allgemeinen auf das Allerpersönlichste, Eingeschränkte und Sichere gekommen, und das Bächlein der Unterhaltung lief da, wo es laufen sollte.

Die Frau hörte andachtsvoll mit einem unbeschreiblichen Lächeln auf den schmalen Lippen zu, wie die beiden immer eifriger wurden. Sie berieten miteinander den Ausbau der Unterstube, den die Delikateßhändlerin vorgeschlagen hatte, und sie mußten ihn für gut halten, denn sie besprachen die Sache mit der Art Befriedigung, als wäre diese Idee aus ihrem eigenen Kopfe entsprungen.

Herr Balduin hörte dem jungen Hilfslehrer offenbar mit Wohlgefallen zu, wenn der seine Vorschläge machte, und stimmte bei, als Severin außerordentlichen Wert auf Viehsalzverkauf legte. Herr Häberlein sprach ihm gegenüber, zum Staunen der kleinen Frau, das aus, was außer ihr nie ein Sterblicher zu hören bekommen: nämlich die Quelle, von der er seine Kaffees bezogen hatte. Und er tat es mit einer gewissen weihevollen Feierlichkeit, reichte Severin die Hand dabei hin und sagte: „Es wäre schon gut, wenn wir beieinander bleiben könnten, Herr Severin!“ Und Severin schlug mit einem verbindlichen, verlegenen Lächeln ein.

Die Frau nahm sachte die Teller und Reste vom Tische. Funzel half ihr, und beide Frauen schlichen, die Arme voll Schüsseln, zur Tür hinaus; ohne von den in ihren Plänen vertieften Männern bemerkt zu werden und ohne ein Wort

zu reden, setzten sie ihre Last in der Küche ab und gingen in den Garten in den vollen Mondschein hinaus. Da hielt Frau Häberlein unter dem Baume ihre liebe Funzel in den Armen, und die Nacht war still und mild, die Gefühle der alten Frau glichen ihr in diesem Augenblick an ruhiger Schönheit.

Ein Teil ihres sanften Friedens bildete Dankbarkeit. Durch die Einsicht und Klugheit ihres Mannes war sie zu Glück und Ruh gekommen, und jetzt verschaffte ihr sein neues, kräftiges Aufstreben die Aussicht, das junge, liebe Geschöpf, das ihre ganze Freude war, den Rest der alten Tage nahe behalten zu dürfen. Zu aller Erfüllung war eine Hoffnung zuletzt noch aufgetaucht.

Ihre Natur, die ein Leben lang nach der ihr angemessenen Umgebung sich gesehnt und unbewußt geschmachtet hatte, durfte vor ihrem Hinschwinden rein ihre ganze Freudekraft empfinden.

Die Kummerfelden zieht mit ihrer Nähschule durch Alt-Weimar

„Weimar ist etwa keine Stadt, in der eine Gans so ruhig dahin leben kann wie in einem gewöhnlichen Gänsestall“, sagte die alte Kummerfelden zu ihren Nähschülerinnen.

Heute waren die Mädels alle, schöne, plumpe, zierliche, lustige, langweilige, in Feiertagskleidern im Entenfang erschienen, standen in Hüten, schön angetan, im Arbeitsraum und lauschten, was die immer heitere Frau, die, auch köstlich im geblümten Seidenkleid, in Haube und Hut herrlich aufdormöst, mit der großen Tasche am Arme, sprach.

„Wißt ihr denn eigentlich,“ sagte sie, „daß ihr alle ganz bevorzugte Bälger seid, weil ihr in Weimar das Licht der Welt erblicktet?“

„No, da kichern sie!“ sagte die muntere Frau: „Ich hab' euch schon oft gesagt, daß ein Frauenzimmer nichts Dümmeres tun kann als das ewige Gekicher und Getuschel, daß es daher den Namen ‚Gans‘ trägt — und mit Recht.

Einem Manne gefällt es freilich, wenn das Frauenzimmer so gansig wie möglich ist; aber denkt daran, was ich euch sagte, daß ein Mannsbild in puncto Weiblichkeit den denkbar schlechtesten Geschmack hat, ganz menschenfresserisch. Vor Gott aber sollt ihr anständige Personen sein, der gibt nichts auf das Weibergetu und Gepiep.

Was ich dazu beitragen konnte, hab' ich immer getan, euch neben den Hohlsäumen und Steppstichen etwas manierlich herauszuschälen. Die Ratsmädel waren darin von jeher nicht übel, bei ihnen wiederum waren die Steppstiche oft unegal.

Von jeher aber habe ich jeden neuen Trupp, der zu mir in die Schule kam, durch Weimars Straßen geführt, wie euch heute, damit ihr doch wenigstens wißt, wo ihr eigentlich seid. Jetzt hab' ich wieder sieben Stück, die noch nicht dabei waren. Die Alten mögen mitgehen — schaden kann's niemand. — Wie hab' ich immer gesagt, Röse? Wodurch führe ich euch?"

„Durch Weimars heilige Gassen," antwortete Röse, das Lachen auf glückliche Weise verbeißend, so daß die Antwort ganz ehrbar herauskam.

„Freilich, durch Weimars heilige Gassen," wiederholte die Kummerfelden feierlich — „und wenn's euch noch so komisch vorkommt, es ist nun einmal so; auch die Wurschtgasse und die Wünschengasse und der Bornberg, jedes Gäßchen ist heilig, und die darin wandeln, sollten es wissen; — aber sie sind weit entfernt davon.

All die Kartoffelbauern in Weimar träumen nicht davon, das zu wissen. Sie klatschen und tratschen und halten ihren Speck und Dreck höher als alle Wunder, die sich hier begeben haben, und die paar Gänse, die ich jährlich hier aus dem Entenfang freilasse, machen den Kohl nicht fett; aber: Wirf deinen Kuchen ins Meer — fressen's die Fische nicht, sieht's Gott der Herr. — Also voran! Ihr wißt nun schon, worum es sich handelt."

Ja, und sie wußten es, und es war ihnen recht, so komisch es ihnen auch vorkam. Röse und Marie waren schon dreimal mitgegangen und ermahnten die, die noch nichts wußten, ja um Himmels willen nicht zu lachen, und sagten ihnen, daß es in Tiefurt Kaffee und Kuchen gäbe, und zwar Kirmeskuchen.

Die Kummerfelden machte ihren heiligen Weg, wie Röse den Umzug der munteren Frau im geblümten Kleide nannte, immer, wenn gerade Kirmes in Tiefurt war, denn die Kummerfelden wußte das Heilige und das Profane auf eine bekömmliche Weise zu mischen, so daß es jedermann mundete

und „das Heilige" so versteckt mit hinunterrutschte wie eine Pille oder ein Lebertran.

Zuerst auf ihrem Wege kamen sie am Hause vorüber, in das Wieland aus seinem Gute Osmanstädt wieder nach Weimar übergesiedelt war, als er sehnsüchtig nach der lieben Stadt zurück verlangte, die für ihn das Beste barg, was das Leben ihm beschert hatte: seine Fürstin Anna Amalia, die dem guten Philosophen und heiteren Dichter in wahrer Freundschaft zugetan war.

Die Kummerfelden schien aber mit Wieland nicht besonders einverstanden: „Nach meinem Geschmack hat er zuviel Kinder gehabt, zuviel Bücher geschrieben", sagte sie, „und ist ein Bissen gewesen mit zehnerlei Geschmack, nach deutschem Brot und französischer Leckerei, nach Geschleck aller Art, nach Hautgout und nach frischen, guten Früchten, nach allem möglichen — aber das versteht ihr nicht, ihr Mädels. Vorlesen von ihm möchte ich euch nichts. Für Nähstunden schrieb er nicht, aber Gott mag wissen, für wen eigentlich.

Sein Herz aber war allzeit brav und ordentlich. Wie hat er sich an Goethe gefreut, wie ein rechter, guter, alter Kerl, der ohne Neid den Großen nahen sieht, der ihn selbst verdunkelt.

Aber die Herzogin Amalie hat doch gewußt, was sie an dem Manne mit dem schwarzen Käppchen hatte. Er war so recht etwas für vornehme Damen. Bei seiner Frau aber hat er gar oft das böse Ding gespielt, wenn er von ihr angeschuht, angewamst, angezogen wurde. Über alles soll er daheim erst getobt und geschimpft haben, ehe er sich dann außer dem Hause beruhigen und den Liebenswürdigen spielen konnte. Eine Verwandte von mir kannte Frau Wieland und sagte: ‚Allen Respekt vor Frau Wieland mit ihren vielen Kindern und dem berühmten Manne, denn ehe so ein berühmter Mann für fremde Gaumen genießbar wird, hat die Frau ihn daheim erst ungenießbar gehabt und ihn erst langsam zu-

bereitet wie einen Braten — etwa einen bösen Kickelhahn aus der Beize herausgebraten.‘ Das ist meist so. Wie oft mag sie ihm nachgeschaut haben, wenn er dreißig Jahre lang zu seiner hohen Gönnerin ging, nach dem Anziehkampf, und mag gedacht haben: Herr, du meine Güte, da geht er hin — und man möchte glauben, er wär's! So denken die meisten Frauen, wenn ihr Herr und Gemahl endlich aus dem Hause geht. — Aber im ganzen war er ein gutes Gewürz unter allen andern“, sagte die Kummerfelden, machte energisch kehrt und ging mit ihren Mädchen weiter, über den Graben zum Alten Jakobskirchhof. „Hier liegen brave Leute genug,“ sagte sie „und es ist schade, daß wir nicht Zeit haben; hier liegen auch gemütliche Leute, die ich kannte und liebte — dort, in der Ecke zum Beispiel, die Muskulussen, die arme, bescheidene Seele in Perücke und Veilchenhut und mit einem Herzen, so goldtreu; aber als buckliges, unverehelichtes Frauenzimmer gar zu bedrängt und unansehnlich.“

Jetzt aber blieb die Kummerfelden stehen und sagte feierlich: „Hier in dieses Gewölbe haben sie unsern Schiller gelegt; ob ihr das nun wißt oder nicht wißt, ich sage es euch. Mädchens, laßt einmal eure dummen Gedanken in Ruh. Vergeßt, daß ihr weimarische Gänse seid. Denkt einmal, ihr kämt von fern her, ihr wärt hierher gewallfahrtet, wie's gar oft geschieht, ihr hättet euch auf die Beine gemacht und wäret gewandert und gewandert, um einmal da zu stehen, wo sie Schiller zur ewigen Ruhe gebettet haben, wenn ich auch nicht glaube, daß er ewig hier ruhen wird, denn gerade ein würdiger Ruheplatz ist das alte Kassengewölbe nicht. Ich möchte mir unsern Schiller besser aufgehoben vorstellen. Im Reiche der Geister geht er gewiß wie ein König einher, deshalb gefällt mir das Gehäuse nicht recht, in dem er schläft, so an die Hinterhäuser angebaut. Na, es ist Geschmackssache, ich will nichts gesagt haben. Ich, als alte Schauspielerin, weiß aber gewiß, was wir an Schiller haben; was wäre denn unser

Theater ohne ihn! Freilich ist er so seelenrein, daß er der Welt, die nicht gerade besser wird, wie mir scheint, sogar einmal langweilig werden könnte, denn er ist kein Bissen mit zehn Geschmäcken. I Gott bewahre, er ist so einfältig groß aus Gottes Hand hervorgegangen, daß das Irdische kaum an ihm haftet. Wahrhaftig, wenn ich oft an die ganze Bagage im Theater denke, hat's mich gewundert, daß sie Schiller so gut spielten, das macht aber, daß sie noch allemal vom Feuer gepackt wurden, das der lange, fuchsige Mann in seiner Seele trug.

Schiller hättet ihr sehen sollen, wie er vornübergebeugt durch die Straßen ging, häßlich und eckig. Aber ihr alle hättet ihm nachgeschaut, nicht weil er groß, dürr und häßlich war, sondern weil, wie bei einem Engel Gottes, das Göttliche durch die Kleider schaute. Solche Leute sind, solang die Erde steht, nicht oft auf den Straßen gegangen. Er war nicht einmal liebenswürdig; aber das konnte er halten wie er wollte.

Ich lese euch nächstens ‚Maria Stuart' vor — basta! — und wenn ihr dann nicht wißt, wer Schiller war, sollt ihr mir herzlich leid tun. Wenn wir an seinem letzten Erdenhause stehn, so will ich euch gleich hier im Geist an sein Wohnhaus führen. Ihr lauft oft genug vorüber, wenn ihr durch die Esplanade zum Entenfang kommt; wir brauchen nicht erst hinzugehen, aber schaden könnte es euch nicht, wenn ihr es euch jedesmal sagen würdet, wenn ihr vorüberrennt: Hier wohnte Schiller! Gedankenlos, wie ihr seid, wäre euch das recht gesund. Das wißt ihr aber, daß seine Frau und seine Kinder noch dort wohnen? Du, Röse und Marie, ihr geht im Hause ein und aus, was ihr, weiß Gott, nicht wert seid, erzählt den andern einmal, wie's drin aussieht. Ihr habt das Bett gesehn, in dem er starb, ihr kennt seinen Schreibtisch, und Ernst v. Schiller macht euch eure Schularbeiten — ihr Faulpelze." „Wann hat Schiller gelebt?" fragte die Kummerfelden. Aber niemand wußte seinen Geburts- und Sterbetag. Das wurde von der Kum-

merfelden lebhaft beklagt, trotzdem sie es wahrscheinlich selbst nicht wußte; aber schließlich sagte sie: „Das macht im Grunde nichts. Lest seine Werke. Liebt ihn einfach, das ist die Hauptsache, um die Jahreszahlen hat sich ein rechtes Frauenzimmer noch nie gequält."

Nun machte sich die Kummerfelden wieder auf wie ein Feldherr, im geblümten Kleide. Mit nickenden Bandschleifen auf dem Hut und flatternden Bändern der Haube. Sie sah so gutgelaunt und fröhlich aus, die trauernde Begeisterung war ihr gut bekommen. Und wer ihr von Bekannten begegnete, nickte zustimmend. Aber nur die Kummerfelden wagte es ruhig, so im Aufzuge mit ihrem festlich geschmückten Troß durch Weimar zu ziehen. Sie war eine mutige Frau, für die ein paar Spottrufe von Gassenjungen und Spießbürgern gar nichts bedeuteten.

Gebäude, wie Schloß und Kirchen machte sie rasch ab. Vor der Stadtkirche aber blieb sie stehen. „Hier", sagte sie, „in dieser alten Kirche, die mir immer, Gott verzeih mir die Sünde, wie eine ungeheure Ratte aussieht, hat Herder gepredigt. Viel zu gut und schön für die Weimarer, denn die ihn verstanden hätten, gingen nicht in die Kirche, und wäre Anna Amalia nicht gewesen — du lieber Gott, da hätte es ein anderer auch getan. Über Herder will ich euch nichts sagen, denn ihr versteht's nicht. Mir ist er auch zu hoch. Sein Geist ging schwer einher; wie gesagt, für die Weimarer war er viel zu gut, für all die alten Weiberchen und Männerchen."

Röse mußte zum Kirchendiener springen, der kam mit dem Schlüssel und führte die bunte Schar in seine stille, kühle Kirche. Da standen sie vor Lukas Cranachs tief leuchtendem Altarbild und besahen die Grabdenkmäler weimarischer Fürsten und das Grabmal eines kleinen fürstlichen Kindchens, das in seinem Grabtüchelchen rührend dasteht. Geheimnisvoll, phantastisch und mächtig sind diese Grab-

denkmäler und von großer Pracht. Ohne Prediger und Gemeinde aber machte die allen wohlbekannte Kirche einen wehmütigen, fast schauerlichen Eindruck auf die Gemüter der bunten Schar, und sie waren froh, wieder in der klaren Herbstsonne zu stehen.

„Und nun, liebe Kinder, nun geht's über den Markt zum Allerheiligsten auf dem Frauenplan!"

Als sie auf dem Markt angelangt waren, stellte die Kummerfelden sich gerade in die Mitte breit hin und sagte: „Nun schaut ihn euch einmal gefälligst an! Kennen tut ihr ihn ja, aber was heißt denn kennen? Angeguckt habt ihr ihn gewiß nie, darauf wett' ich. Eure Urgroßmütter und Mütter haben sich Mittwochs und Sonnabends durch die Reihen der Marktweiber durchgedrückt und haben nur gedacht: Wie gäben sen heit die Butter, und wie gäben sen heit die Eier? Grad so werdet ihr es machen. Wer euch aber fragen würde: Wie sieht denn euer Markt aus? der würde gucken. Also schaut her und paßt auf.

Das alte Rathaus ist eine Perle der Architektur — so sagt man, wenn man sich fein ausdrücken will. Da gegenüber wohnte der alte Lukas Cranach, der das schöne Altarbild, das wir soeben sahen, gemalt hat. Drüben im Stadthause, das auch ein uraltes Haus ist, haben sie's lustig getrieben, als Anna Amalia noch jung war. Da sind die Redouten abgehalten, da haben sie getanzt, was das Zeug hielt. Lustig ist es zu jener Zeit bei Hofe zugegangen, und Goethe und Karl August haben da ihre Jugend und ihr Genie in vollen Zügen genossen, so daß die Weimarer darüber gebrummt haben. Das könnt ihr euch wohl denken, denn die Leute wollen einen Fürsten eigentlich angezogen sehn wie einen Kartenkönig mit Krone und Kaffeetasse. Und da hatten sie auf einmal einen jungen Springinsfeld, der genau so toll und ausgelassen war, wie es Seiner Hoheit beliebte, und der ihnen einen

schönen jungen Teufelskerl mit ins Städtchen gebracht hatte, vor dem sie sich am liebsten bekreuzigt hätten; denn das müßt ihr euch nicht vorstellen, daß der Goethe schon damals so würdig einherging wie heute. J, Gott bewahre. Auch der Goethe ist alt geworden und steif und ehrbar. Und heute wär's euch schwer, euch vorzustellen, daß er hier, wo ich stehe, mit der Peitsche nachts geknallt hat wie ein wilder Junge und die Leute aus dem Schlafe geschrien und gesungen hat und sein hoher Freund mit ihm. Hier der Markt hat viel Lustiges erlebt zu jener Zeit, das könnt ihr glauben, denn damals war Weimar noch ein gar elendes Nest, Strohdächer und Mistpfützen, wohin man sah, und Dunkelheit in allen Gassen, und der Markt war so gewissermaßen der sicherste und reputierlichste Aufenthalt. Das ist jetzt alles anders geworden, denn die Herrschaften haben nicht nur in geistiger Hinsicht Weimar zu etwas Außerordentlichem gemacht. Das alte Drecknest schaut jetzt auch ganz anders aus. Jetzt liegt es, dächte ich, ganz allerliebst auf seiner grünen Schüssel. Und die Weimaraner hätten durchaus keine Ursache, sich über den geistigen Hochflug im stillen zu ärgern, wie sie's tun, die elenden Spießbürger."

So in bester Stimmung kam die Kummerfelden mit ihrer Schar ans Goethehaus auf den Frauenplan. Da lag das fensterreiche Haus und schaute wie aus vielen Augen auf den laufenden Brunnen mit dem großen erzenen Becken, in das das Wasser aus vielen Röhren rinnt. Die Mädchen mit ihren Butten und Eimern schwatzten und kicherten und ließen die Eimer überlaufen und kümmerten sich nicht darum, wer da im Goethehause wohnte, das war ihnen so egal, wie es den Hühnern und Tauben gleichgültig war, die um den Brunnen ihr Wesen trieben.

Die Kummerfelden aber stellte sich wieder in Positur.

„Nun schaut mir ehrfürchtig hinauf; aber glotzt nicht so. Er ist zwar heute in Jena, wie ich in Erfahrung gebracht

habe; aber das ist ganz egal, ihr sollt nicht dastehn wie vor einem Löwenkäfig. — So, jetzt ist's genug, ihr habt das Haus nun in Augenschein genommen. Nun geht mir ehrerbietig nach, denn mir ist gestattet worden, euch auch einen Blick ins Haus selbst tun zu lassen. Das wißt ihr heute noch nicht, was das für euch bedeutet."

Die Kummerfelden läutete am Haus, und als geöffnet wurde, machte sie einen tiefen Taucher, und als die Mädchen das sahen, tauchten sie auch, wie es sie die Kummerfelden für feierliche Begegnungen gelehrt hatte.

„No, Madame Kummerfelden," sagte die Dienerin, „'s ist alles ausgeflogen, auch die Frau Geheimderat. Ich führ Sie stillechen durch die Gesellschaftszimmer und durch den Garten — und wenn ich's dem Herrn sage, da werd er so sei Lächeln lächeln, wenn er hört: die Kummerfelden is mit der ganzen Nähschule dagewesen."

Und nun gingen sie im Gänsemarsch durch die schönen heiligen Zimmer, die, so einfach sie sind, vornehm anmuten, in denen jede Einzelheit von Bedeutung ist. Die Kummerfelden ging ganz verzückt, und wenn sie sich nach ihren Mädchen umschaute, hatte sie den Zeigefinger fest auf ihrem Munde liegen: Schweigen — schweigen — schweigen stand auf ihrem Gesichte zu lesen. Und so kamen sie in den wundervollen alten Garten mit den schönen Spätsommerblumen. Alles leuchtete in gepflegter Pracht, die Sonnenblumen, die Nelken, die Astern und die Kapuziner und Malven, und sonst noch manche liebe Blume duftete in dem mauerumschlossenen Stadtgarten. „Kinder, Kinder" — sagte die Kummerfelden, „vergeßt mir das nie."

Die alte Dienerin ließ die Nähschule wieder durch ein Mauerpförtchen aus dem heiligen Garten hinaus. Die Kummerfelden drückte der Alten die Hand und drückte etwas hinein, das Pförtchen schloß sich wieder, und sie standen mit-

einander in der Ackerwand, so heißt die Straße, die an Goethes Gartenmauer hinführt.

„So," sagte die Kummerfelden, „hier wollen wir nichts reden. Wenn eine oder die andere einmal im Leben verstehen sollte, wer Goethe ist, die wird der Kummerfelden in Dankbarkeit gedenken."

Nun kamen sie an Frau von Steins Haus vorüber, das langgestreckt wie das Goethesche, aber am Parkrande liegt. Ein Brunnen plätschert davor, und auf mächtigen, viereckigen Steinen stehen uralte, hohe Orangenbäume und geben dem Haus ein fürstliches Ansehen.

„Kinder," sagt die Kummerfelden, „da wohnt die Frau von Stein. Die habt ihr gewiß im Parke schon begegnet? Jetzt sieht sie freilich aus wie manche ältere Frau — müde — und geht nicht froh und leicht wie einst, sondern trägt die Last des Lebens — das ist Gottes Willen so. Da müssen wir uns fügen; Allerglückseligste unter den Weibern! Sie trägt nicht nur des Lebens Last, sie trägt Erinnerungen an herrliche Jahre, Gott sei mit ihr. — Und wenn so der Orangenblüten- und der Tannenduft von den alten Tannen drüben und das Brunnengeplätscher zu ihr ins Zimmer dringt in der Dämmerung, da wird sie wohl gar oft Jahr und Zeiten vergessen und, Gott geb's, auch die Jahre bitterer Sehnsucht. — Gott sei mit ihr.

Das Goethesche Gartenhaus kennt ihr doch, drunten an der Ilm, das weiß davon zu erzählen, von Frau von Steins schönen Erinnerungen, das kleine Haus mit der hohen Dachmütze unter den schattigen Bäumen. — Was hat das alles erlebt, mehr, als so einem kleinen Hause zu erleben eigentlich zukommt. Da sind Fürsten und Fürstinnen aus und ein gegangen, da hat der größte Dichter seine wundervollsten Stunden erlebt, da sind Feste gefeiert, in denen Dichter- und Fürstenfreundschaft glühte, da ist Liebe und Glück gewesen —

da hat Goethe die stillsten und besten Zeiten seines Lebens gelebt. — Doch soll er da unten vom Nebel der Wiesen auch oft gehörige Zahnschmerzenzeiten gehabt haben. Da war Karl August besser daran, denn sein Gartenhaus, das Römische Haus, liegt höher, aber nicht so schön oben im Park am breiten Wege. — Das ist auf alle Fälle bekömmlicher gelegen.

Aber zu Goethes kleinem Hause werden die Menschen einmal wallfahrten, wenn die Erde immer kälter, immer gefühlsärmer und roher und freiheitsärmer und ärmer an Feuer und Geist und ärmer an wundervoller Liebe wird.

Nun macht euch aber auf die Beine, denn nun wollen wir noch nach Tiefurt. Hier, die Bibliothek, die kennt ihr, das französische Schlößchen, das hat Anna Amalia alles so eingerichtet, wie es jetzt ist. Hier kann sich jeder brave Bürger sein Buch holen. Eine ähnliche Sammlung an wertvollen Werken und Schätzen aller Art gibt es nicht leicht, an Erinnerungen großer Männer und interessanter Frauen und Fürstinnen.

Den Schloßturm, der da über die Bäume schaut, brauche ich euch nicht erst vorzustellen. Mit seiner grünen Kuppel ist er ein Schmuck der Stadt, und wer die herrlichen Glocken gehört hat, die nur an hohen Feiertagen geläutet werden, vergißt den Klang sein Lebtag nicht. Der Turm und die merkwürdigen alten Baulichkeiten, die Bastille um ihn her, sind das einzige, was der große Brand im Jahre 1774 vom alten Schloß übriggelassen hat. Jetzt wird schon seit Jahrzehnten am neuen gebaut, und immer ist es innerlich noch nicht ganz fertiggestellt. „Nun macht aber, daß wir nach Tiefurt kommen, zu Kaffee und Kuchen."

Die muntere Schar ging durch die herrliche Tiefurter Allee, durch das Webicht, das dichte Gehölz, und die Kummerfelden erzählte ihnen von dem Schlößchen Tiefurt, das eigent-

lich eine einfache Guts- oder Pächterwohnung war, und die sich Anna Amalia so behaglich und heimisch eingerichtet habe, ganz nach ihrem Geschmack. Die Kummerfelden erzählte, wie sie als einfache Gutsherrin dort all die großen Menschen, die Karl August und sie nach Weimar gezogen hatten, um sich versammelt habe in reizvoller behaglicher Geselligkeit, wie sie bisher bei Fürsten völlig unbekannt gewesen sei. Als die lustigen Nähkinder durch den herrlichen Tiefurter Park gingen, zeigte die alte Kummerfelden ihnen die Denkmale und Erinnerungszeichen, die Anna Amalia ihren Freunden gesetzt hatte, und die Kastellanin führte die muntere Schar durch die einfachen, behaglichen Räume, und sie sahen auch Anna Amalias Schlafzimmer und bewunderten ein Waschtischchen in griechischem Stile mit einem kleinen winzigen Wasserkännchen und einem kleinen, winzigen Waschschüsselchen, um das her noch allerlei Toilettengegenstände kunstvoll gruppiert waren. — Ja, sie hatten zu jener Zeit kleine, winzige Waschschüsselchen gehabt. Goethe, Schiller, Anna Amalia, daß man sich fragen muß: wie haben diese großen, glücklichen, reichen, warmen Menschen sich nur gewaschen? Rätselhaft!

Nun, wir Nachgeborene haben wenigstens riesengroße Waschschüsseln und riesengroße Waschkannen, wenn wir auch alles andere nicht haben, was sie damals hatten. Das muß uns trösten, denn wir bedürfen Trost.

Die Kummerfelden war, als sie erst am Kaffeetisch saßen und die großen Stücke Zwetschenkuchen in den ausgespreizten Fingern hielten, unerschöpflich im Erzählen, da packte sie erst ordentlich aus.

Für ihre kleinen, kurzen Beine lag Ettersburg, Karl Augusts Lieblingsaufenthalt, zu weit, deshalb interessierte sie sich nicht so sehr dafür wie für alles andere, für sie Erreichbare, trotzdem 1813 zwei Kaiser dort zu Gast waren: Napoleon und Alexander von Rußland. „Es ist“, sagte die Kum-

merfelden, „dort wie überall hier zu jener gesegneten Zeit gewesen, als all die köstlichen Menschen noch jung waren. Überall war die Welt um Weimar im besten Gange, und die Sterne müßten, wie noch nie, günstig zueinander gestanden haben, denn eine ähnliche reiche, lebendige, glückliche Zeit hatten wir noch nicht auf Erden und bekommen wir auch nicht wieder."

Und vielleicht hat sie recht — und die große merkwürdige Hingabe unserer Zeit an jene gesegnete, dies Suchen und Sammeln jedes Erinnerungsblättchens ist wohl ein schmerzliches Zeichen tiefer Sehnsucht nach Besserem — Größerem — Wärmerem, als uns zuteil wird.

Ullstein & Co

Berlin SW 68